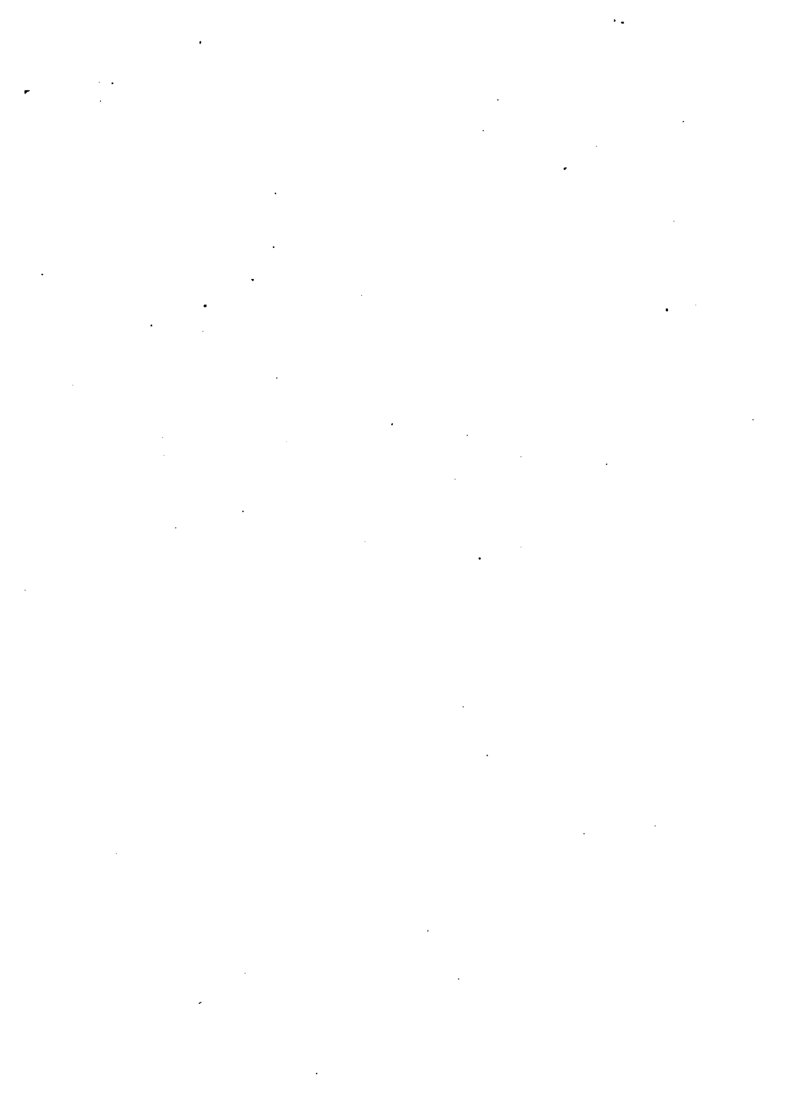

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07575877 5



NGL
Hauptman





*The Misses Griffith
13 June 1912*



Auf tönernen Füßen

(Hauptm…

Die Bücher des Deutschen Hauses

Herausgegeben von Rudolf Presber

Erste Reihe

15. Band



Auf tönernen Füßen

Roman

von

Hans Hauptmann

Illustriert von Ferd. Götz

1908
Buchverlag fürs Deutsche Haus
Berlin—Leipzig.

„Wenn auch Bücher nicht
gut oder schlecht machen, besser
oder schlechter machen sie doch!“
(Jean Paul)

Geleitwort

Die Ereignisse in unsrem östlichen Nachbarlande lenken die Augen auf einen modernen Staatenkoloß, der in allen Fugen kracht und wankt. Die berufen wären, den Zusammensturz des an Menschenmaterial wie an Bodenwert schier unermeßlichen Reiches aufzuhalten, sind es gerade, die seinen Verfall beschleunigt, wenn nicht herbeigeführt haben. Es ist in dem leicht erregbaren slavischen Volkscharakter etwas, das Gewissenhaftigkeit auszuschließen scheint. Rußland hat es versäumt, sich in einer um so notwendigeren, strengen Schule der Aufrichtigkeit ein Beamtenheer für ein so großes Land heranzubilden, in dem der Zar nicht selbst überall sein kann.

Mit feinem Verständnis für die rein menschlichen Seiten dieser russischen Nationalschwäche schildert der Autor unseres Romans den Verfall der Familie und des Rechtsgefühls unter dem Einfluß immensen Reichtums und ebenso großen angeborenen Leichtsinns in den Kreisen der oberen Zehntausend.

Hans Hauptmann, geboren in Coburg im Jahre 1865, hat achtzehn Jahre lang als Kaufmann die engsten Beziehungen zu Menschen gehabt, wie er sie uns hier schildert, dem Geldadel, ehe er seiner Jugendleidenschaft für die Literatur nachgeben durfte. So hat das Leben und Treiben der großen Märkte und Börsen, von dem heute die Existenz ganzer Staaten abhängt, in Hans Hauptmann einen trefflichen Darsteller ge-

funden. Hauptmann verurteilt, indem er darstellt, und man muß oft bei seinen Sittenschilderungen an den Tolstoi denken, der uns Anna Karenina schrieb. Doch mit dem Takt eines Mannes, der die Welt praktisch erlebt hat, vermeidet er jeden Zelotismus. In dieser schönen Vereinigung praktischer Erfahrung und echt künstlerischen Sehens liegt für mich der Wert des Romans, der deshalb seinen Platz in den Büchern des deutschen Hauses unter den ersten modernen Schriftstellern vollauf verdient.

Hans Hauptmann weiß uns seine Menschen sogleich glaubhaft zu machen. Nicht etwa, daß er uns ausführliche Beschreibungen von ihnen gibt. Nein, indem er sie selbst sprechen läßt, nimmt er durch ein, zwei vorzüglich beobachtete Bewegungen schnell unser reges Interesse für sie in Anspruch. Und dieses Interesse verläßt uns nicht, steigert sich vielmehr bis zum Schluß.

Damit erreicht der Autor, daß er zunächst einen interessanten Roman gibt, dann aber auch unsre eigene Urteilskraft unaufhörlich beschäftigt. Er verlangt selbständig denkende Leser. Er drängt uns seine Personen nicht durch ein übertriebenes Verhältnis des Autors zu ihnen auf. Sein Stil ist vielmehr in allen Teilen sachlich, ja bisweilen sogar kühl, scheinbar uninteressiert. Er erhitzt sich nicht für bestimmte Lieblingsprobleme, die nicht immer ebensosehr die Lieblingsprobleme des Lesers sind. Auch übertreibt er nicht das Ironische. Man hat während der Lektüre das deutliche Gefühl, als wollte der Autor die Figuren des Romans und den Leser ganz sich selbst überlassen und sich hüten dreinzureden, wenn unser Urteil sich für oder wider diesen oder jenen seiner Menschen entscheidet.

r.

Auf tönernen Füßen

Erstes Buch

I.

Im großen Saal der Eremitage ging es hoch her. An den prächtig gedeckten Tafeln saßen Vornehme und Reiche, — ordengeschmückte Herren, Damen in kostbaren Toiletten mit blitzendem Schmuck, russische und fremdländische Offiziere in prächtigen bunten Uniformen, Diplomaten in goldgestickten Fracks, chinesische Würdenträger in buntseidenen Gewändern, Tscherkessen in ihren langen weißen Röcken mit den Patronenstreifen zu beiden Seiten der Brust.

An einem der Tische, der ausschließlich von Militärpersonen besetzt war, war man besonders lebhaft. Es schien eine Unterhaltung im Gang zu sein, an der alle mit gleichem Eifer sich beteiligten. Nur ein kleiner Japaner, in der Hauptmannsuniform eines russischen Artillerieregiments saß schweigsam unter den geschwätzigen Kameraden und spähte mit dunkeln, schwermütigen Augen nach einem andern weitabstehenden Tisch hinüber. Es entging ihm nichts von allem, was in seiner Umgebung gesprochen wurde; irgend etwas aber befähigte ihn, seine Gedanken gleichzeitig auf ganz andere Dinge zu lenken, die nichts mit seiner Intelligenz, sehr viel aber mit seinem persönlichen Empfinden zu tun zu haben schienen.

Das berühmte Orgelwerk an der Querwand des Saales schmetterte die Melodie des Carmen-Marsches. Wunderbare Blumenarrangements schmückten die Tafeln, die im Licht der

ungeheuren Armleuchter funkelten und die Last des Silbers, die man ihnen aufgebürdet hatte, kaum zu tragen vermochten. Da gab es Leuchter, Jardinieren, Schüsseln, Tafelaufsätze von einer Wucht, Größe und Schönheit, wie nur russische Silberschmiedekunst, von russischer Verschwendungssucht unterstützt, sie hervorbringt. Das Porzellan, von dem man aß, die Kristallgläser, aus denen man trank, waren dieses Silberschmuckes würdig, — wie er eine Sehenswürdigkeit dieses vornehmsten Moskauer Restaurants.

Die nationalen Kellner in ihren weißen Jacken, langen weißen Schürzen, den roten Gürtel um den Leib, huschten geschickt und diensteifrig hin und her, mit der angeborenen Unterwürfigkeit von Sklaven, denen ein einziges Verse[illegible] Kopf kosten kann.

An der Längsseite des Saales, an einem [illegible]efigen bunten Fenster, hatte die Familie des Zuckerfabrikanten Paul Alexandrowitsch Scheibler ihren Tisch. Wie ein Patriarch präsidierte der alte Herr, der trotz seines altrussischen Vollbarts die deutsche Abstammung in jedem Zug seines weltzufriedenen ehrlichen Gesichts verriet. Rechts von ihm saß seine Frau Sofia Wassilowna, eine Stockrussin, die aber in dreiunddreißigjähriger Ehe in die stark westeuropäischen Anschauungen und Gewohnheiten ihres Mannes sich völlig hineingelebt hatte. Neben ihr folgte ihr Schwiegersohn Dmitri Iwanowitsch Slukoff, Rittmeister bei den Sumski-Dragonern, dem sich seine Frau Sonja anschloß, ihren jüngsten Bruder Iwan, den Studenten und Brausekopf, zur Rechten.

Links von Paul Alexandrowitsch saß Wjera Iwanowna, die Schwester Slukoffs, gefolgt von ihrem Gatten Sascha Pawlowitsch, dem ältesten Sohne der Scheiblerschen Eheleute und Kompagnion seines Vaters. Diesem zur Linken saß seine jüngste

Schwester Tatjana, ein siebzehnjähriges Mädchen von überraschender Schönheit, neben ihr Maxim, das drittälteste der Geschwister Scheibler, Leutnant im Preobraschenski-Regiment.

Wie ein freudiges Bekenntnis der Zusammengehörigkeit leuchtete es aus allen diesen Augen. Bei flüchtigstem Hinsehen schon hatte man den Eindruck, in dieser glücklichen Familie einen festgefügten Organismus vor sich zu haben, dessen einzelne Glieder nach einem unverrückbaren Naturgesetz zu einem gemeinsamen Zweck in einander griffen, bis zur Begeisterung befriedigt von ihrer Wirksamkeit und von der strengen Erfüllung ihrer Pflichten. Am deutlichsten freilich trat dies bei den sieben echten Scheibler hervor, während die angeheirateten Geschwister Slukoff doch mehr das ehrliche Bestreben, als die innere Berechtigung verrieten, in die enge Gemeinschaft dieser ausgezeichneten und musterhaften Familie sich einzufügen. Die Blicke dieser beiden irrten bisweilen mit einer Art Schuldbewußtsein zu einem andern Tisch hinüber, an dem ihr ältester Bruder, der millionenreiche Schnapsfabrikant Ilja Iwanowitsch Slukoff mit seiner Frau Alexandra Imeljanowna und den drei Söhnen Grigori, Peter und Warja Platz genommen hatte. Es gab da offenbar noch irgend einen Zusammenhang, den Dmitri und Wjera gern geleugnet hätten, von dem ganz loszumachen aber der gute Wille oder die Kraft ihnen fehlte.

Die Scheibler und Slukoff harmonierten nicht mit einander. Paul Alexandrowitsch verurteilte die lockere Lebensweise der Verwandten, die seiner strengen Anschauung nach aller Moral Hohn sprach. Die doppelte Verschwägerung seiner Familie mit den Slukoff hatte ihm von vornherein schwere Bedenken erregt, und noch immer erinnerte er sich der Kämpfe, die er und die Seinigen mit Dmitri und Wjera zu bestehen gehabt hatten, ehe diese beiden der Erbfehler des Slukoffschen Bluts

ledig geworden waren. So ganz traute er ihnen immer noch nicht recht. Trotzdem es bei dem Schwiegersohn schon drei, bei der Schwiegertochter gar vier Jahre her war, daß man nichts mehr von unerlaubten Liebschaften gehört hatte, behielt er sie immer noch im Auge. Besonders bemühte er sich, sie von der vergiftenden Berührung — wie er sagte — mit der Familie ihres Bruders Ilja Iwanowitsch fernzuhalten. Ganz gelang ihm das freilich nicht, denn zu einem vollständigen Bruch mit den Slukoff es zu treiben, verbot ihm sein fast krankhaft entwickelter Familiensinn. Da diese unselige Verwandtschaft nun einmal bestand, durfte sie nicht ganz verleugnet werden. Der alte Herr gewann es sogar jährlich zweimal über sich, zu Ostern und am Geburtstage Iljas, im Palais Slukoff Besuch zu machen, und lud einmal im Jahr die Familie zum Diner. Diese Einladung wurde mit derselben Regelmäßigkeit abgelehnt, wie er für sich und die Seinen jede Aufforderung, eines der berühmten Feste der Slukoff mitzumachen, mit höflicher Entschuldigung ausschlug. Andererseits würde er niemals geduldet haben, daß über die Verwandten, selbst im engsten Kreis seiner Familie, häßliche Dinge gesprochen worden wären. Und da niemals Rühmliches von dem Leben und Treiben dieser Genüßlinge zu berichten war, so galt es als ein stillschweigendes Übereinkommen bei Scheiblers, den Namen Slukoff kaum zu erwähnen.

Ilja Iwanowitsch und die Seinen lächelten nur über die Tugendboldigkeit dieser Deutschen. Sie nannten sie immer noch so, obwohl Paul Alexandrowitsch in Moskau geboren war, und Sofia Wassilowna nicht einen Tropfen deutschen Blutes in den Adern hatte — von der jüngeren Generation ganz zu schweigen. Aber sie grollten ihnen nicht; die Lebensfreude ließ ihnen keine Zeit sich zu ärgern. Sie bedauerten sie viel-

mehr um ihrer Familiensimpelei und ihrer Moralität willen, die nach Ansicht der Slukoff die Existenz unerträglich öde machen mußten. Nur gegen Dmitri und Wjera waren alle Mitglieder der Familie Slukoff ernstlich aufgebracht, seitdem sie dem Scheiblerschen Hausgeist auf Gnade und Ungnade sich unterworfen hatten. Es schien ihnen dies eine sehr verächtliche Preisgabe der berechtigten Rasseneigentümlichkeit und eine strafwürdige Verleugnung der Tradition zu sein.

Selbst die drei Neffen fühlten sich schon trotz ihres jugendlichen Alters von achtzehn, neunzehn und einundzwanzig Jahren berechtigt, die beiden Abtrünnigen etwas über die Achsel anzusehen. Auch jetzt wieder war ein hämisch-mitleidiges Lächeln auf ihren frühverlebten Gesichtern, wenn sie einen Blick der Verwandten auffingen.

Als man am Tisch der Scheibler abgespeist hatte und die Zigaretten in Brand steckte, erhob sich drüben der kleine sehnige Japaner und kam quer durch den Saal auf Paul Alexandrowitsch zu. Freundlich reichte der Alte ihm die Hand, und alle andern erwiderten seinen verbindlichen Gruß mit großer Herzlichkeit; alle andern, mit Ausnahme von Tatjana. Sie errötete bis an die Wurzeln ihrer goldenen Haare und nickte nur ganz wenig mit dem Kopf, während ihr liebliches Gesicht einen streng abweisenden Ausdruck annahm. „Nehmen Sie Platz, Herr Kamura,“ sagte Paul Alexandrowitsch.

Maxim machte Anstalten nach links abzurücken, um dem Gast seinen Stuhl frei zu machen. Das Stiefelchen der Schwester traf ihn aber so unsanft an sein Schienbein, daß er sich anders besinnen mußte. Nur mit einem einzigen raschen Blick verständigten sich die Geschwister, und nur für einen Moment war Maxim verlegen. Niemand konnte es bemerkt haben. Kamura aber hatte es bemerkt. Seine schweren Lider senkten sich noch

tiefer auf seine Augen, um den Schmerz einzufangen, der gleichsam mit einem jähen Satz da herausspringen wollte.

„Ich danke Ihnen, Paul Alexandrowitsch,“ sagte der Japaner mit müdem Lächeln in tadellosem Russisch; „ich bin im Begriff zu gehen.“

Einige Worte nur wechselte er noch mit Sofia Wassilowna und gab Sascha Gehör, der aufgestanden war und eine Frage an ihn stellte. Dann verbeugte er sich gegen alle und schritt an seinen Tisch zurück. Zwei Minuten später war sein Platz leer.

„Du bist grausam, Tatjana,“ flüsterte Maxim der Schwester leise zu.

„Er ist doch sicherlich gekommen, um mit uns zu plaudern,“ sagte Dmitri Slukoff, „was fällt ihm da plötzlich ein?“ „Er wird wohl Grund zu der Annahme haben, daß er irgend jemandem von uns nicht willkommen war,“ rügte der alte Herr mit einem verweisenden Blick auf Tatjana.

„Kamura ist ein prächtiger Mensch,“ lobte Sascha.

„Und ein kluger Kopf,“ ergänzte Sonja Pawlowna, „ein Mann, der etwas werden wird.“

„Ein Charakter,“ sagte Paul Scheibler. Das war in seinen Augen das Höchste.

Sofia Wassilowna lenkte das Gespräch ab, um Tatjana zu erlösen. „Die Speisung der Armen wird jetzt wohl auch vorüber sein,“ sagte sie.

„Auf dem Chodynkafeld,“ nickte der Alte, — „das wird wohl sein.“

„Man hätte hinausfahren sollen — schade!“ bedauerte Wjera. Sie hatte immer den Wunsch, bei allen außergewöhnlichen Dingen dabei zu sein.

„Ob es wahr ist,“ fragte Iwan, „daß sich viele Hunderte schon seit drei Tagen und noch länger dort gelagert haben?“

„Gestern abend schon soll es vor den Barrièren ganz schwarz von Menschen gewesen sein,“ bestätigte Dmitri.

„Um eine elende Mahlzeit!“ ereiferte sich der Student.

Während der Vater das Wort nahm um zu erklären, wie wenig ein fürstliches Diner in der Eremitage junge Leute berechtigte, über die Gier von Bettlern, die sich zeitlebens von halb verdorbenen Abfällen genährt hätten, zu Gericht zu sitzen, schielte Wjera Iwanowna heimlich und sehr interessiert nach dem Tisch des Bruders hinüber.

Dort hatte ein großer, schlanker Herr mit wettergebräuntem, sehr ausdrucksvollem Gesicht neben Alexandra Jemeljanowna Platz genommen. Die beiden waren in so eifriger Unterhaltung, daß sie gar keine Notiz von den andern nahmen. Die vierzigjährige Frau kokettierte mit ihrem weit jüngeren Nachbar in der auffälligsten Weise. Das Spiel ihrer Augen war von deutlichster Lebhaftigkeit. Sie lachte viel, zeigte ihre falschen Zähne, und der massige Busen zitterte unter dem Spitzenbesatz ihrer Taille. Was dieser Nikolai Petrowitsch doch für ein schöner Mann war! Er konnte doch sicherlich ganz andre Liebschaften haben, wenn er wollte. Ihr Geschmack war entschieden besser, als der seine.

Übrigens war es großartig, wie Ilja und seine Söhne über diesen Skandal sich hinwegsetzten. Sie plauderten ganz vergnügt miteinander, machten sich hier und da auf besonders hübsche Mädchen und Frauen aufmerksam, die kamen oder gingen, und erzählten sich, wie man aus dem zynischen Lachen erraten konnte, mitunter sogar ein lustiges Zötchen.

Auch Dmitri benutzte jetzt die Gelegenheit, da alle aufmerksam den Ausführungen des alten Herrn lauschten, seine Schwägerin und ihren Galan unter die Lupe zu nehmen. Dann blinzelte er der Schwester verstohlen zu — mit einem lustigen

Aufleuchten seiner Augen, das ihr sagen sollte: nur die Slukoff verstehen zu leben.

Sogleich aber lehnte er sich auf seinen Stuhl zurück und sah mit einem schmeichelnden, verlegenen Blick das schöne und sanfte Gesicht seiner Frau an, das sich vor ihm halb zum Vater wendete. Er gab sich unfruchtbaren Grübeleien hin.

Gut, — er hatte diese Dinge abgeschworen, seitdem Sonja, diese Idealistin, seiner Untreue wegen in jene schwere Krankheit verfallen war. Es ging auch so. Sie lebten recht glücklich miteinander und hatten Freude an ihren Kindern, dem zehnjährigen Wassil und der achtjährigen Nascha. Aber lebten denn Ilja Iwanowitsch und Alexandra Jemeljanowna weniger glücklich? Man hörte nie etwas von Zerwürfnissen zwischen ihnen. Mit der größten Wertschätzung sprachen sie voneinander und waren gegeneinander stets liebenswürdig und zuvorkommend. Und doch wußte Alexandra Jemeljanowna, daß der Herr Gemahl zwanzig Liebschaften zugleich unterhielt und hundert andern beständig nachjagte, — mit Körben voll Delikatessen, kostbaren Blumen und funkelnden Schmuckstücken der Tugend jeder hübschen Schauspielerin, Artistin und Bretteldiva Fallen stellend. Und Ilja Iwanowitsch seinerseits war gewiß nicht im Zweifel darüber, daß seine Frau nicht gerade mütterlich für diesen Nikolai Petrowitsch empfand, und daß ihre zahlreichen früheren Freunde sich auch nicht mit einem Lächeln ihrer schmalen Lippen begnügt hatten. Ja, das waren vernünftige Menschen. Die heuchelten nicht. Die hatten den Mut, aus den nun einmal nicht wegzuleugnenden Schwächen und Unbeständigkeiten des menschlichen Herzens die nötigen Konsequenzen zu ziehen. Er, Dmitri, hatte sich von den lächerlich-strengen Anschauungen der Scheibler einwickeln lassen, — um des häuslichen Friedens willen, der gewiß etwas überaus schätzenswertes war, und den

er nicht hätte entbehren mögen. Aber ärgerlich war es doch, daß dieser häusliche Friede von so unnatürlichen Zugeständnissen abhängig gemacht wurde. Er war ganz überzeugt, daß man eine Frau sehr lieb haben und alle Pflichten gegen sie vollauf erfüllen könnte, ohne ihr diese beständige, sehr langweilige Treue zu bewahren. Nur die Beschränktheit mochte das nicht einsehen.

Sofia Scheibler hatte das Treiben an dem Tisch der Verwandten inzwischen auch wahrgenommen. Ihre Gedanken bewegten sich in einer ganz andern Richtung, als die ihres Schwiegersohnes.

Welch ein schmachvolles Ärgernis war das! Wie mußte es um den Charakter von Menschen bestellt sein, die sich ihrer Unsittlichkeit in solcher Weise vor aller Welt brüsteten, — um den Charakter einer Mutter besonders, die ihre erwachsenen Söhne zu Zeugen ihrer Verirrungen zu machen sich nicht entblödete! Was sollte aus diesen jungen Leuten werden? Da sie ein solches Beispiel vor Augen hatten, war es nicht weiter verwunderlich, daß sie schon jetzt sich körperlich ruiniert hatten. Grigori und Peter waren schon für militäruntauglich erklärt worden, und Warja würde es genau so ergehen. Die armen Mädchen, die sich da von den Millionen der Slukoff doch einmal zur Ehe würden einfangen lassen!

Wie glücklich konnte sie, Sofia Wassilowna, mit ihren braven Kindern sein und wie stolz auf ihren ehrenwerten Mann, der sie alle so musterhaft erzogen hatte!

An den Tisch der Offiziere drüben waren zwei neue Gäste getreten. Sie sprachen rasch und mit lebhaften Bewegungen, ohne sich die Zeit zu nehmen nieder zu sitzen, und es war offenbar, daß der ganzen Tafelrunde eine große Aufregung bei ihren Worten sich bemächtigte. Alle Köpfe waren den

beiden Erzählern zugewandt, mehrere der Offiziere standen auf um besser zu hören, Fragen und Rufe schwirrten durcheinander.

„Was ist da geschehen?“ sagte Paul Alexandrowitsch, indem er mit einer Kopfbewegung die Seinigen auf den Vorgang aufmerksam machte.

„Es wird doch um Christi willen kein Attentat sein?!“ entsetzte sich Sofia Wassilowna.

„Geh doch einmal hin, Dmitri,“ forderte der alte Herr den Rittmeister auf, — „sieh zu, was du erfahren kannst.“

Dmitri Iwanowitsch, aus seinen sündhaften Gedanken aufgeschreckt, errötete heftig. Er erhob sich sogleich und ging zu den Kameraden hinüber.

Niemand achtete auf Iwan, der auffällig nervös geworden war, dem die großen Augen funkelten, der hastig aufstand und mit raschen, aber unsicheren Schritten dem Schwager folgte.

„Was kann es sein?“ fragte Tatjana.

Eine dumpfe Spannung lastete auf allen. Auch Maxim ging jetzt an den Tisch der Offiziere, da Dmitri und Iwan zu lange dort verweilten, und die schreckliche Befürchtung unerträglich geworden war.

„Es ist sicherlich ein Attentat,“ sagte Paul Scheibler voll Entsetzen und Abscheu.

Endlich kam Dmitri Iwanowitsch an den Tisch zurück.

„Ein furchtbares Unglück auf dem Chodynkafeld,“ verkündete er, „bei der Becherverteilung soll die Bretterdecke eines Grabens eingebrochen sein, — tausende von Toten.“

Nun kam auch Iwan wieder, bleich und zitternd. „Zweihunderttausend Menschen waren da, — die vordersten stürzten in den Graben, die nächsten wurden von der nachdrängenden Menge hineingestoßen, — man hat sie buchstäblich zertreten.“

Tatjana schrie auf und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Diese armen Leute, — wie schrecklich, — welch ein Unglück! jammerten die Damen.

„Und wieviel Tote?“ fragte der alte Herr.

„Drei- bis viertausend,“ antwortete Maxim, der sich soeben dem Tisch wieder näherte.

Fast alle Gäste im Saal hatten sich von ihren Sitzen erhoben und drängten sich zu Gruppen zusammen, um die entsetzlichen Einzelheiten von denen sich erzählen zu lassen, die von dem Bericht der beiden Offiziere etwas aufgeschnappt hatten. Es war ein Lärm von Stimmen, wie dieser vornehme Saal vielleicht noch keinen erlebt hatte.

Selbst Ilja Slukoff war von dem Geschehnis so erregt, daß er sein gespanntes Verhältnis zu den Verwandten ganz vergaß und an ihren Tisch trat, um seinem Herzen Luft zu machen.

„Wie peinlich für die Majestäten!“ rief er mit seiner Baßstimme; „ein solches Unglück mitten in den Festtagen!“

„Und die armen Opfer?“ fragte Paul Alexandrowitsch streng.

„Nun, ihr lieben Heiligen!“ erwiderte Ilja Iwanowitsch mit Achselzucken, — „das sind Bettler, die sich und aller Welt zur Last waren. Die Polizei wird jetzt weniger zu tun haben.“

„Die Polizei!“ mischte sich Iwan mit einer fast feindseligen Heftigkeit ein, „es sieht fast aus, als ob sie die Sache zu ihrem eigenen Vorteil inszeniert hätte. Eine Menschenfalle!“

„Schweig',“ befahl der Vater erzürnt, „das ist eine wahnsinnige Behauptung.“

„Sei zufrieden, wenn niemand andres sie gehört hat,“ sagte Slukoff. Dann ging er, um mit klügeren Leuten über seine Auffassung des Ereignisses sich zu unterhalten.

„Wenn du erlaubst," wandte sich Iwan an den Vater, „dann gehe ich in die Stadt, um Erkundigungen einzuziehen."

„Ich begleite dich," erklärte Tatjana und erhob sich. „Ihr bleibt beide," gebot Paul Alexandrowitsch, — „wir wollen nicht in Sorge um euch sein."

Ohne Widerspruch nahmen die Geschwister ihre Plätze wieder ein.

Mehr als die Hälfte von den Gästen machte Anstalten aufzubrechen. Ein sibirischer Silbermagnat am Nebentisch zog aus dem Stiefelschaft ein dickes Paket Banknoten und warf dem Kellner einen Hundertrubelschein hin, die Hälfte etwa für seine Zeche, die andre Hälfte als Trinkgeld. Was sollte er daheim in seiner Wildnis mit dem Geld anfangen? Er erstickte darin und kam nur hierher, um sich davon zu befreien. Mit seinem schneeweißen Wollhemd und der Troddelkravatte, mit dem langen, dunkelblauen Kaftan, den Pluderhosen und Faltenstiefeln schien der schlichte Provinziale in diese Gesellschaft der Vornehmsten gar nicht hineinzupassen. Aber die geriebenen Kellner wußten Leute ihres Schlages nach ihrem Wert einzuschätzen und bedienten sie gleich Fürsten.

Der Fremde hatte seine unvermeidliche große Pelzmütze schon in der Hand, blieb aber immer noch unschlüssig stehen, als müßte er irgend jemandem eine wichtige Mitteilung machen, die er unmöglich unausgesprochen mit sich fortnehmen könnte. Plötzlich wandte er sich mit einem linkischen Gruß an Paul Scheibler, der ihm zunächst saß.

„Das ist eine schlimme Vorbedeutung — das mit dem Unglück" — sagte er.

„Wie meinen Sie das?" sagte der alte Herr verbindlich.

„Ich meine: für die Regierung, — für den jungen Zaren — für ganz Rußland."

„Man darf nicht so abergläubisch sein," wies Paul Alexandrowitsch ihn zurecht; „ein unseliger Zufall — sonst nichts. Vertrauen wir auf Gott."

„Solche Dinge kommen von Gott," beharrte der Fremde eigensinnig auf seiner Meinung. „Das sind Warnungen." Damit verbeugte er sich und ging durch den Saal dem Ausgang zu.

„Ein sonderbarer Kauz!" sagte Wjera Iwanowna mit einem ängstlichen Lächeln. „Wie unheimlich er ist!"

„Da wird man wohl den Hofball zu heute absagen," begann Maxim.

„Wer weiß" — zweifelte Iwan.

„Sicherlich wird man ihn absagen," erklärte der Vater. Tatjana errötete jetzt. Der junge Fürst Oblenski war in den Saal getreten. Er hatte das junge Mädchen erspäht und näherte sich mit raschen Schritten. Er hatte eine überraschende Ähnlichkeit mit dem Großfürsten Paul Alexandrowitsch, sein ausdrucksvolles, scharf geschnittenes Gesicht, seinen hohen Wuchs, seine Schlankheit und Elastizität. Die prächtige Dragoneruniform mit dem reichen Ordensschmuck kleidete ihn ausgezeichnet. Er verbeugte sich gegen die Damen und reichte den Herren die Hand. Tatjana hatte nichts dagegen, daß Maxim den Stuhl an ihrer Seite dem Fürsten abtrat.

„Bringen Sie Neuigkeiten, Cyril Basilowitsch?" fragte der alte Herr.

„Sie wissen doch wohl schon —?" entgegnete Oblenski.

„Wohl wissen wir, — aber wie hat das nur geschehen können?"

„Man war eben leichtsinnig, wie man es immer bei uns ist."

Er wandte sich *seiner schönen* Nachbarin zu.

„Beklagen Sie mich, Tatjana Pawlowna, — ich muß gleich nach dem Kreml.“

„Soll ich Sie beklagen, weil Sie den Weg vergeblich machen werden?“

„Wieso vergeblich?“

„Nun, man wird doch heute nicht tanzen!“

Er nahm eine Papyros aus seinem goldenen, mit Edelsteinen besetzten Etui und sah das junge Mädchen mit ernsten Augen an.

„Man wird, — verlassen Sie sich darauf, — man wird tanzen.“

Dieser Gedanke schien allen so ungeheuerlich, daß ein tiefes Schweigen eintrat. Nur Iwan unterbrach es mit einem kurzen höhnischen Lachen.

Jetzt erhoben sich die Slukoff, um zu gehen. Nur Wjera sah nach ihnen hin. Ihre Blicke begegneten denen des Nikolai Petrowitsch, der einen Moment hinter dem Rücken von Alexandra Jemeljanowna stand und diese Gelegenheit benutzte, der so viel jüngeren und schöneren Frau eine stumme, aber eindringliche Liebeserklärung zu machen. Wjera schoß das Blut in die Wangen. Beschämt lehnte sie sich zurück, um hinter ihrem Mann Deckung zu suchen. Als aber Nikolai Petrowitsch an der Tür des Saales sich nochmals umdrehte, fand er ihre Augen doch wieder auf seiner Fährte. Er grüßte sie durch ein kaum merkliches Neigen des Kopfes.

Sofia Scheibler verwickelte den Fürsten in ein Gespräch, an dem sich mit Ausnahme Iwans und Tatjanas bald alle beteiligten. Der Student grübelte vor sich hin. Das junge Mädchen saß regungslos mit niedergeschlagenen Augen und lauschte auf die Stimme ihres Nachbars. So oft er bei einer Bewegung seines Armes nur eine Falte seines Kleides berührte, schien ein

Zittern über sie hinzulaufen. Ohne ihn anzusehen, fühlte sie seine Blicke, die fortwährend wie warme Sonnenstrahlen ihr Gesicht und ihren Körper streiften.

Als Oblenski gehen mußte, gab auch Paul Alexandrowitsch das Zeichen zum Aufbruch.

Man fand, da man hinaustrat, ganz Moskau von ungeheuren Volksmassen erfüllt, die sich eilig durch die Straßen drängten, als müßten sie alle einem gemeinsamen Ziel zuströmen. Doch ohne Lärmen, in einem fast beängstigenden Schweigen bewegten sie sich vorwärts, als hätte das Entsetzen ihre Zungen gelähmt und ihnen nur diese automatischen Bewegungen ihrer Beine gelassen.

Auf einen Pfiff des Portiers begann ein Wettfahren sämtlicher Droschken, die jenseits der Straße, etwa hundert Schritte von der Eremitage entfernt, ihren Stand hatten. In einem wilden Knäuel sausten und rasselten sie heran, um einander die Fahrgäste zu entreißen, und die Kutscher unterboten sich mit kreischenden Stimmen, als gälte es, diese zehn Personen da auf der Stelle zu verauktionieren. Tatjana und Sonja stiegen zuletzt in die dritte Droschke ein. Oblenski bemühte sich, den Rock des jungen Mädchens, der ein wenig heraushing, von dem Spritzleder des Hinterrades nachzuheben. Dabei berührte er Tatjanas Hand und sagte ihr mit einem raschen Druck seiner Hand alles, was sie zu wissen wünschte.

II.

Eine endlose Reihe von Wagen bewegte sich aus der inneren Stadt heraus durch die Twerskaja nach dem Rennplatz. Ganz Moskau lockte der herrliche Junitag ins Freie. Sonja Pawlowna, Dmitri, ihr Mann, und Tatjana waren mit ihrem Landauer bisweilen fest eingekeilt und hatten ge-

duldig zu warten, bis ihre Rappen wieder freie Bahn vor sich hatten. Dann ging es fünfzig, bestenfalls hundert Schritt in flottem Trab vorwärts, bis eine neue Stockung eintrat. Am ärgsten war es am Ende der Straße, vor der Triumphpforte, die man passieren mußte. Hier stauten sich zahllose Fuhrwerke jeglicher Art, vereinzelte Reiter gesellten sich hinzu, und alles war eingehüllt von riesigen Wolken gelben Staubs, der die kostbaren Spitzenschirme, blumengeschmückten Hüte und duftigen Toiletten der Damen für nichts achtete.

„Wir werden niemals hinauskommen,“ sagte Tatjana ungeduldig.

„Man wird auf uns warten,“ scherzte der Rittmeister.

„Aber wir werden keinen Platz mehr in der Klubloge finden,“ meinte Sonja.

„Einer wird dafür sorgen.“

Verschmitzt lächelte Dmitri seine schöne Schwägerin an und freute sich, daß sie dunkelrot wurde. Auch Sonja lächelte. Sie war immer glücklich, wenn ihr Mann so aufgeräumt war und sich harmlos in ihrer Gegenwart vergnügte. Dann konnte sie ganz vergessen, wie große Sorgen er ihr einmal bereitet hatte, und auch die Befürchtung, daß diese schrecklichen Dinge sich wiederholen könnten, schlief in solchen Stunden ein. Endlich kamen diese Hunderte von Wagen wie eine dickbreiige Masse bedächtig in Fluß. Der Landauer glitt hinter seinem unruhig tänzelnden Gespann langsam unter der Triumphpforte durch. Dann griffen die Pferde mächtig aus und stürmten die breite Chaussee hinunter.

Fürst Oblenski kam den dreien entgegen, als sie den Logen zuschritten. Der mit blendend weißem Kies bestreute Platz vor den Gebäuden wimmelte von Menschen. Die lange Reihe von Logen war dicht besetzt. Die ungeheure Tribüne

weiter unten glich einem Berg von übereinander getürmten abgeschlagenen Köpfen, die sich alle noch bewegten, als wollten sie eine möglichst bequeme Lage suchen. In der Klubloge waren wirklich noch zwei Plätze für Sonja und Tatjana reserviert worden, in der vordersten Reihe links, an der großen Spiegelglaswand, durch die man die übrigen Logen übersehen konnte. Es machte einige Schwierigkeiten für die Damen, an ihre Plätze zu kommen. Der Raum war überfüllt. Die Herren bildeten eine Gasse, Oblenski ging schrittweise voraus, nach allen Seiten Grüße erwidernd, schlängelten sich Sonja und Tatjana hinter ihm her.

Soeben galoppierte das erste Feld an den Start. Der Fürst fand sich endlich zu Dmitri Iwanowitsch zurück, der im Hintergrund der Loge geblieben war und seinen Feldstecher vor die Augen hielt. Neben ihm waren zwei Klubdiener mit dem Entkorken von Champagnerflaschen beschäftigt, ein dritter kam eben mit einer Schüssel Sakuski und heißen Perugen durch die Tür.

Einige der Herren, welche erst den Aufgalopp hatten abwarten wollen, drängten sich jetzt geschäftig auf den breiten Gang hinaus, der hinter den Logen entlang führt, um in den Bureaus auf der andern Seite ihre Wetten abzuschließen.

Tatjana hörte, wie hinter ihr eine Dame zu einer andern sagte:

„Sehen Sie die Zigeunerin da nebenan in der Zirkusloge, — die mit den vielen Brillanten? Dies ist die Geliebte von Oblenski, — er wird sie heiraten."

Bis in die Lippen erbleichend wandte Tatjana den Kopf nach der benachbarten Loge und sah eine junge Person von wilder Schönheit, die gerade in diesem Augenblick mit flammenden schwarzen Augen nach ihr hinschaute. „Sie ist sehr un-

sein," ließ sich eine andere Frauenstimme vernehmen. „Welcher Oblenski ist das?" „Kasimir Wladimirowitsch," antwortete die Dame, die zuerst gesprochen hatte, — „der Vetter von Cyril Basilowitsch."

„Diese Zigeunerinnen!" beschwerte sich die andere wieder, — „sie muß ihn behext haben."

Tatjana mußte lachen, mußte um jeden Preis lachen. „Sieh nur, Sonja," sagte sie — „den kleinen Mann dort, der auf den großen Stuhl steigt, um besser sehen zu können—!"

Und sie lachte über den kleinen Mann, als ob es nichts komischeres auf der ganzen Welt geben könnte. Sie hatte jetzt eine Art mitleidigen Interesses für ihre Nachbarin, da es nicht Cyril war, von dem jene geliebt wurde. Sie wandte ihr und den Vorgängen in der Zirkusloge jetzt mehr Aufmerksamkeit zu, als dem Verlauf der Rennen. Da waren noch drei auffallend schöne Mädchen, — und der Zirkusdirektor thronte wie ein Pascha neben ihnen, — und die Tür der Loge stand keine Minute still. Es war ein Kommen und Gehen junger und alter Kavaliere, ein Flirten und Plaudern und Kichern.

„Da ist auch Peter Iljanowitsch," sagte Tatjana zu ihrer Schwester. „Welcher wird er den Hof machen?"

Er lehnte sich auf die Stuhllehne der Zigeunerin und sprach über ihre Schulter weg auf sie ein, während sie kokett den Kopf mit einer Vierteldrehung zurückwandte und ihre schimmernden Zähne zeigte.

„Wollen Sie nicht wetten, meine Damen?" fragte ein Herr mit grauen Bartkoteletten. Wie auf Kommando zogen alle Herren ihre Portemonnaies, öffneten sie und hielten sie den Mädchen gleich Schnupftabaksdosen hin. Und ohne Bedenken streckten sich vier zierliche Hände aus und räuberten mit spitzen Fingern die bunten Katherinchen.

„Auch von mir etwas," ermunterte sie der Direktor, indem er ihnen sein Portemonnaie lachend aufdrängte, — „Sie werden sonst kein Glück haben."

Und alle eilten unter Scherzen hinaus, um zu setzen. Nach dem zweiten Rennen standen Sonja und Tatjana auf, um ein wenig zu promenieren. Sie sahen sich nach Dmitri um, aber er war nicht da. So gingen sie denn in der Begleitung Oblenskis. Nach kurzer Zeit gesellte sich Hauptmann Kamura zu ihnen. Er ging neben Sonja her, während das junge Paar eifrig plaudernd vor ihnen hinschritt.

„Sonja Pawlowna," begann der Japaner stockend, „wollen Sie mir unter strengster Diskretion eine Auskunft geben, von der unendlich viel für mich abhängt?"

„Gern, wenn ich es vermag," antwortete die junge Frau, die ihre Blicke ängstlich nach allen Seiten ausschickte, um Dmitri zu suchen.

„Wird Ihre Schwester den Fürsten heiraten?" fragte Kamura.

„Ich glaube — ja."

„Ich danke Ihnen, Sonja Pawlowna."

Minutenlang setzten sie ihren Weg schweigend fort. Dann wandte sich Tatjana mit ihrem Begleiter um, und der Japaner trennte sich grüßend von den dreien. Ilja Iwanowitsch, eine Gardenie im Knopfloch, kam mit einer sehr auffallenden Dame an ihnen vorüber. Dann sahen sie den achtzehnjährigen Warja mit einer deutschen Sängerin aus dem Vaudeville, einer schrecklich großen, massigen Person von mindestens vierzig mit ordinärem Gesicht, das weiß und rot bemalt war, — Wimpern und Augenbrauen rabenschwarz, das Kopfhaar hochblond gefärbt.

Als sie an den Logen vorbeikamen, war es Sonja, als ob ihr Herz stillstände. Sie erkannte Dmitri im Hintergrund

der Zirkusloge, wo er mit einem der jungen Mädchen sich angelegentlich unterhielt. Die arme Frau glaubte umzufallen. Unwillkürlich griff sie nach dem Arm des Fürsten.

Sie konnte nicht antworten. Die Zähne biß sie aufeinander und schüttelte den Kopf. Am liebsten wäre sie sofort nach Hause gefahren. Aber sie erinnerte sich Tatjanas, die sich so sehr auf diesen Tag gefreut hatte.

Die Klubloge war beinahe leer, als die Damen mit Oblenski eintraten. Nun sahen sie alle durch die Glaswand Dmitri Iwanowitsch mit der kleinen Artistin. Auch er bemerkte sie und wurde rot. Bald darauf war er verschwunden. Und wieder einige Minuten später fühlte Sonja, wie er zwischen ihr und Tatjana von rückwärts an sie herantrat. Er beugte sich über sie und legte ihr einen großen, prachtvollen Strauß von Purpurrosen in den Schoß.

„Für dich, Seelchen," sagte er weich.

Sonja schloß für einen Moment die Augen und wieder setzte der Schlag ihres Herzens aus. Dann nahm sie ohne ein Wort des Dankes die Rosen und legte sie vor sich auf die Brüstung. Tatjana sah die Schwester ganz erstaunt an. Es tat ihr leid um Dmitri.

„Wie herrlich!" sagte sie und grub ihr Näschen in die sammetweichen Blumen.

Die Loge füllte sich jetzt wieder, und der Rittmeister mußte den Damen weichen, die ihre Plätze wieder aufsuchten. Da nahm Cyril Oblenski seinen Arm und zog ihn mit sich auf den Wandelgang hinaus.

„Ich werde morgen bei Paul Alexandrowitsch um Tatjana anhalten," sagte er, „ich bin über die Maßen glücklich, Dmitri Iwanowitsch!"

„Und Ihre Familie, Cyril Basilowitsch?" fragte der Rittmeister. „Ist sie zufrieden mit dem Kaufmann erster Gilde?"

„Ich habe alles geordnet," antwortete der Fürst.

„Nun, dann will ich Ihnen nur wünschen," erklärte Dmitri, mit sich und seinem Verhältnis zu Sonja beschäftigt, „daß Sie es lernen keine andere Frau anzusehen, als Ihre eigene." Oblenski wußte nicht, was er aus dieser Bemerkung machen sollte.

„Als ob ich das erst lernen müßte!" lachte er.

Jetzt zwang auch der andere seinem Gesicht einen Schein von Heiterkeit ab.

„Überschätzen Sie sich nicht, Cyril Basilowitsch," warnte er den Fürsten.

Ein Herr in einem auffallenden aber sehr eleganten englischen Anzug kam ihnen entgegen. Er trug weiße Leinewandgamaschen, hatte einen grauen Zylinder auf dem Kopf und schlenkerte mit einem Stock, der ihm an hakenförmiger goldener Krücke am Arm hing.

„Kasimir Wladimirowitsch!" begrüßte ihn der Fürst und wollte ihn dem Rittmeister vorstellen. Die beiden Herren aber reichten sich schon die Hände.

„Wir kennen uns bereits," sagte der andere Oblenski. „Was habt Ihr vor? Fahrt mit uns nach Mowredanja, — es wird lustig."

„Danke," lehnte Cyril Oblenski ab, „wir sind mit Damen hier."

„Und wir gehen mit Damen fort," lachte Kasimir Wladimirowitsch.

„Ist es wahr, was man sich erzählt?" fragte Cyril.

„Sicherlich ist es wahr, Vetter. Nach wem hab' ich zu fragen? Ist sie nicht schön? Sie wird als Fürstin eine sehr

gute Figur machen, verlaß dich darauf. Also, wie ist das mit Mowredanja?"

„Unmöglich," versicherte der Fürst.

Beinahe zaghaft erkundigte sich der Rittmeister: „Wer kommt mit Ihnen, Kasimir Wladimirowitsch?"

„Wer will, Dmitri Iwanowitsch."

Slukoff zog die Unterlippe zwischen die Zähne wie einer, der sich einen schweren Entschluß abringt.

„Gut —" sagte er dann, — „ich will sehen —."

Er blieb nun fortwährend in Sonjas Nähe, überschüttete sie mit Aufmerksamkeiten, brachte ihr Konfekt, Champagner, gab ihr ein Päckchen Hundertrubelscheine, indem er ihr sagte, er hätte das für sie gewonnen, und schien ganz ausschließlich um ihr Wohl besorgt zu sein. Vor dem letzten Rennen, als er sie und Tatjana mit Oblenski wieder zu ihren Sitzplätzen zurückgeführt hatte, sagte er:

„Cyril Basilowitsch wird die Güte haben, euch nach Hause zu bringen. Du mußt mich entschuldigen, mein Täubchen, — ich werde später nachkommen."

Ehe sie antworten konnte, war er verschwunden. Es war unmöglich für Sonja, in dem Wirrwar des allgemeinen Aufbruchs ihren Mann wieder zu finden oder die Damen aus der Zirkusloge im Auge zu behalten. Peter und Warja sah sie einmal in einiger Entfernung vor sich auftauchen, — der riesige schwarze Spitzenhut der Zigeunerin schwamm einen Augenblick auf diesem Meer von Köpfen, — das war alles.

Ehe Sonja, Tatjana und Cyril Oblenski ihren Wagen noch erreicht hatten, war Kasimir Wladimirowitsch mit seiner Gesellschaft schon unterwegs nach Mowredanja.

Der herrliche Garten prangte im köstlichsten Frühlingsschmuck. Die zierlichen kleinen Gebäude, deren jedes nur ein

Gesellschaftszimmer mit wenigen Nebenräumlichkeiten enthielt, lugten hier und da ungemein kokett aus dem grünen Astwerk hervor. Da gab es einen maurischen Pavillon im Stil der Alhambra; ein japanisches Teehaus; einen altdeutschen Pavillon, der aus Nürnberg hierher versetzt zu sein schien; einen chinesischen und mehrere andere.

Kasimir Wladimirowitsch hatte im japanischen Pavillon bestellt. Man war zu zehn Personen; der Fürst mit seiner Zigeunerin, die drei Artistinnen, der Direktor, Ilja Slukoff mit einer sehr jugendlichen Sängerin, Peter Iljanowitsch und Dmitri Slukoff.

Die Tafel, mit erlesenstem Geschmack gedeckt, war zur Seite gerückt, um Platz für die Tänzerinnen zu schaffen, die Oblenski engagiert hatte. Die Begleiterin Iljas, eine Schwedin, die erst seit einer Woche in Rußland war, bestaunte alles mit einer Naivetät, die allen Spaß machte. Die seidenen Wandbehänge mit den phantastischen Goldstickereien taten es ihr besonders an; dann die kolossalen bunten Vasen, die unheimlich lebensvollen Porzellangruppen, die düsteren Bronzen.

„Ist das alles echt, Herr Slukoff?" fragte sie wiederholt. Der Fürst gab dem Oberkellner seine Befehle. Als die kleine Gesellschaft Platz genommen hatte, wurde zunächst die landesübliche Flasche Wotka auf den Tisch gestellt, und jeder füllte ein großes blitzendes Kristallglas mit dem starken Getränk, das einen einschläfernden Duft ausströmte. Die wißbegierige kleine Schwedin wollte ihr Glas sofort an die Lippen führen. Ihr Patron hielt ihr die Hand fest.

„Nicht doch, Fräulein, erst müssen Sie essen, sonst können wir nicht mehr mit Ihnen fertig werden."

Die Kellner brachten eine große Schüssel mit Kaviar und glühend heiße *Kalatschi, ein hellgelbes* Weißbrot. Da sie alle

anderen das Gleiche tun sah, häufte auch die Schwedin ihren Teller voll Kaviar und nahm eines von den heißen Broten in die linke Hand.

„Gibt es keine Butter?“ fragte sie leise ihren Nachbar, als hätte sie ihm eine sehr wichtige Mitteilung zu machen.

„Nein,“ belehrte er sie, „löffeln Sie nur Ihren Kaviar, sehen Sie — so — und beißen Sie von Ihrem Brot ab.“ Sie gehorchte; aber das heiße Brot mundete ihr nicht.

„Das schmeckt scheußlich,“ erklärte sie ganz laut. Man wieherte vor Lachen.

Sie nahm einen herzhaften Schluck Wotka und kam nun allmählich auf den Geschmack.

Bald war die Unterhaltung äußerst lebhaft. Die Zigeunerin, die sich als Königin des Festes fühlte, führte das große Wort. Es war nicht sehr bedeutend, was sie zu sagen hatte. Ihr Mutterwitz aber und die liebenswürdige Ungezwungenheit ihres Wesens im Verein mit ihrer Schönheit machten doch jede ihrer Bemerkungen anziehend.

Dmitri Iwanowitsch war mit seiner neuen Bekanntschaft sehr zufrieden. Er hatte bald heraus, daß sie Anspruch darauf erheben durfte, als Dame behandelt zu werden. Leichte Siege hatten ihm nie Freude gemacht. Er hatte auch die Marotte, nicht nur auf körperliche Schönheit bei den Frauen zu achten, sondern auch ein wenig Geist von ihnen zu verlangen. Das junge Mädchen erwies sich nun als ein ganz hervorragendes Plaudertalent. Es verstand, die scharfen Beobachtungen seiner erst kurzen Künstlerlaufbahn in sehr anziehender Weise einzuflechten und die Meinung zu erwecken, daß es zu den seltenen Frauen gehörte, die niemals langweilig werden.

Das ist eine Erfrischung, — dachte Dmitri. Unwillkürlich

mußte er einen Vergleich mit der schwerblütigen Sentimentalität Sonjas anstellen, die ihn für einige Minuten arg verstimmte. Bald aber hatte er es ganz vergessen, daß er eine Frau und zwei Kinder daheim hatte.

Jetzt brachten die Kellner eine Anzahl von Schüsseln, die alle mit großen silbernen Glocken zugedeckt waren, da sie durch den Garten getragen werden mußten, und einige Wärmeapparate, die sie auf Anrichtetischen aufstellten. Bald züngelten da die blauen Spiritusflämmchen heraus, und die Speisen wurden vorsichtig darüber bewahrt. Auch silberne Sektkübel schleppte man heran, aus denen die vergoldeten Flaschenhälse hervorlugten. Es wurde ein Sterlet gereicht, ein Prachtexemplar, auf einer meterlangen, silbernen Platte, garniert mit Kaviar, gebackenen Austern, Hummerschwänzen und Trüffeln.

„Das ist wohl teuer?“ fragte die kleine Schwedin flüsternd ihren Nachbar.

„Ich schätze: fünfzig bis sechzig Rubel,“ antwortete Ilja Iwanowitsch, „das ist ein Goldfisch.“

Er wußte nicht, ob er mehr über seinen Witz oder über das verdutzte Gesicht des jungen Mädchens lachen sollte. Auf einen Wink des Fürsten verschwand die Bedienung. Man wollte nicht beobachtet und belauscht sein, obgleich alles mit bestem Anstand sich abspielte. Man konnte nicht wissen, ob nicht doch in der Sektlaune gelegentlich ein freieres Wort fallen würde, und es schien den vornehmen Russen durchaus unerwünscht, daß sie selbst oder einer ihrer Freunde vor diesen Auchmenschen sich bloßstellten.

Peter Iljanowitsch unterhielt sich ganz gut mit der pikanten Blondine, die ihm zugefallen war. Doch aber wandte er den Blick immer wieder der Geliebten des Gastgebers zu, die ihm gegenüber saß und ihm bisweilen aufmunternd zulächelte.

Es zwang ihn etwas, fortwährend Pläne zu machen, r
er sie dem Fürsten entreißen könnte. Er fühlte, das n
nichts als eine Geldfrage. Mit den Millionen seines Vat
würde sich das erzwingen lassen. Jetzt eben war er schlüs
geworden mit dem Alten zu sprechen, daß er ihm eine größ
Summe zur Verfügung stellen müßte.

Als man sich nach Herzenslust an dem köstlichen Fi
delektiert hatte, klingelte der Fürst. Im Augenblick erschien
die Kellner, deckten die gewärmten Schüsseln ab, wechselt
Teller und Bestecke und servierten ein Châteaubriand à
jardinière.

Dem Beispiel der andern folgend, versah sich die klei
Schwedin ungemein reichlich. Aber nach wenigen Bissen sch
legte sie Messer und Gabel auf ihren Teller und sagte r
einer neidischen Anspielung auf den Appetit der andern
Ilja Iwanowitsch:

„Ich bitte Sie, wie kann man nur so viel essen?"

Es gab nur noch prächtiges französisches Obst nach dies
Gang. Dann ging ein Tellerchen mit Salzmandeln herum, r
denen jeder ein Dutzend vor sich aufhäufte, um sie währ
des Trinkens langsam aufzuknabbern.

Kasimir Oblenski gab ein Zeichen. Gleich darauf öffn
sich eine Seitentür. Eine ältere Frau, in der wundervoll kl
samen Tracht der Weißrussinnen trat herein. Mit dem unf
baren Blick der geschickten Unternehmerin erkannte sie sof
die Dame des Fürsten als den Mittelpunkt der Gesellsch
und verbeugte sich tief vor ihr. Dann schritt sie mit lan
feierlichen Bewegungen, die auch in ihr die ehemalige Nation
tänzerin verrieten, auf den Stutzflügel zu, öffnete ihn, se
sich umständlich und schlug einen rauschenden Akkord an. Wie


F.G.

öffnete sich die Tür. Sechs blendend schöne, schlank und hochgewachsene Mädchen kamen in den Saal. Sie stellten sich in eine Reihe vor der Tafel auf und begannen sogleich nach der schwermütigen Melodie der Alten ihre eigenartigen Tänze. Ohne sich von ihren Plätzen zu rühren, bewegten sie die zierlichen, mit roten Saffianstiefelchen bekleideten Füße. Die langen, blauseidenen Röcke, die weichen buntgestickten Schürzen schmiegten sich in reizvoll wechselnden, geradezu rythmischen Falten um ihre Hüften und Knie. Die Mieder waren mit kostbarem Schmuck besteckt. Ketten von Perlen und funkelnden Steinen schlangen sich um ihren Hals. Mit entzückender Grazie folgten die freierhobenen Arme und Hände dem Takt der Musik. Was sie nicht auszudrücken vermochten, das sagte das Wiegen ihrer stolzen Köpfe, die von einer Art Diadem gekrönt und von flatternden, bis zur Erde wallenden weißen Schleiern umwogt waren, — das sagten ihre blutroten Lippen und blitzenden Zähne und die großen blauen Augen, die alle Register der Schalkhaftigkeit und Leidenschaft durchliefen.

Es war ein Stück Kultur in diesem Tanz. Er war von der Volksseele eingegeben, noch schlichter fast, als die Tänze der indischen Schönen, aber hinreißend gerade durch seine Ruhe und durch die weichen Linien, in die er die Plastik der schönen Leiber einfügte. Er wirkte ergreifend, wie ein schwermütiges Volkslied, das ein Künstler singt. So zwang er dem Empfinden der Zuschauer ebenso viel Rührung als Begeisterung auf. Und als er zu Ende war, applaudierte man wie wahnsinnig, um in dem Lärm seiner Tränen Herr zu werden.

Niemand sprach ein Wort, als die Mädchen den Saal verlassen hatten. Minutenlang herrschte eine feierliche Stille. Dann hob Kasimir Oblenski sein Glas.

„Das heilige Rußland," sagte er, und alle leerten auf

einen Zug ihre Kelche und schleuderten sie dann fast gleichzeitig gegen die Wand, daß sie klirrend zersprangen.

Nur die Schwedin hatte ihr Glas in der Hand behalten.

„Fort damit!" forderte Ilja Iwanowitsch sie auf.

Sie war schon ein wenig bespitzt und weigerte sich.

„Ihr seid ja verrückt!" lachte sie ihn an.

Da nahm er ihr den Kristall mit der Würde eines Priesters aus der Hand und warf ihn zu den Trümmern.

„Jetzt aber lustig!" kommandierte der Fürst. Er klatschte in die Hände, und wieder erschien eine Alte im Saal, diesmal eine Zigeunerin. Auch sie verbeugte sich vor Oblenskis Braut und setzte sich dann an den Flügel. Ein paar Czardastakte riefen ihre Truppe herein. Es waren zwölf junge Mädchen, die wie Bacchantinnen hereinbrausten. Die schwarzen Zöpfe, mit bunten Bändern durchflochten, waren vorn über die Schultern gelegt. Schneeweiße Hemden schnürten die üppigen Busen ein, die schwarze, mit Goldmünzen behängte Sammetmieder hochpreßten. Die bauschigen weißen Röcke, unten mit roten und grünen Seidenstreifen umrandet, ließen die Waden frei, die in schwarzen Lackstiefeln steckten. Die Tanzsporen klirrten, die Tamburine dröhnten und klapperten, — eine wilde, unbändige Lebenskraft, die sich bisweilen noch durch einen kurzen, beinahe tierischen Schrei Luft machte, steckte in den wirbelnden, hastigen, sich überstürzenden Bewegungen der Tänzerinnen. Sie rissen alle in ihren Taumel mit sich fort. Bald funkelten die Augen der Zuschauer ebenso kühn und ausgelassen, wie die der tanzenden Mädchen. Zu flüssigem Feuer wurde das Blut. Die Beine zuckten. Die ganze Welt schien nur noch um der Sinne willen gemacht, und der Genuß war das unbestritten Höchste aller Dinge.

Als der Czardas geendet hatte, rasten die Zuschauer vor

Entzücken. Der Fürst ließ den Mädchen Champagner reichen, und als sie alle nach einander an ihm vorbeikamen, um mit ihm anzustoßen, warf er jeder ein Goldstück in das Glas. Nun schlossen sie einen Kreis und defilierten unermüdlich vor dem Gastgeber, der lachend sein ganzes Gold an sie verteilte.

Es war fast drei Uhr morgens, als Oblenski mit seinen Gästen von Mowredanja nach der Stadt zurückfuhr. Es stellte sich heraus, daß die Schwedin und Peters Tischnachbarin in derselben Pension wohnten. Vater und Sohn verfolgten daher den gleichen Weg. Als sie die Mädchen vor der Tür ihres Hauses abgesetzt hatten, lag es nahe, daß sie den einen Wagen ablohnten und in dem andern gemeinsam weiterfuhren. Das schien Peter eine günstige Gelegenheit zu sein. Er hatte den Arm um den Vater gelegt, wie man in den engen Wagen zu tun pflegt, wenn man in der Begleitung einer Dame ist.

„Ich brauche Geld, Väterchen," begann er herzhaft.

„Sooo—?" gähnte Ilja Iwanowitsch.

„Eine größere Summe —"

„Was du sagst?"

„Mindestens zwanzigtausend Rubel. Du kannst es mir ja von meinem Erbteil abziehen."

„Das kann ich allerdings. Und wozu, wenn ich fragen darf?"

Peter wurde unsicher und suchte deshalb mit Frechheit an sein Ziel zu kommen.

„Für dieselben Dinge, die dich Hunderttausende kosten," sagte er.

Der Alte nahm ihm das nicht übel; er lachte sogar.

„Du vergißt, Lieber, daß ich dreißig Jahre älter bin als du."

„Vierunddreißig," verbesserte der Sohn.

„Wenn man so jung ist wie du, darf die Liebe kein Vermögen auffressen, — verstanden? Sieh, wie du fertig wirst."

„Dann werde ich Schulden machen," antwortete Peter.

„Dann werde ich dich auf den Pflichtteil setzen," sagte der Alte mit einer Ruhe, als ob es sich um ein Butterbrot gehandelt hätte, „und ich werde keinen Kopeken bezahlen."

„Du wirst es dir überlegen."

„Was ich gesagt habe, das habe ich gesagt."

„Und was ich will, das will ich."

„Sehr gut," erwiderte Ilja Iwanowitsch, „es handelt sich nur darum, daß man den rechten Weg findet."

„Wenn man nur irgendeinen findet," sagte Peter entschlossen. Er wußte jetzt, daß er in wenigen Stunden mit dem Rubinenkollier, das er bei Faberché an der Ecke der Schmiedebrücke gesehen hatte, unterwegs zu der Geliebten des Fürsten sein würde. —

Dmitri Iwanowitsch war stark berauscht in seine Droschke gestiegen. Er hatte eine Unmenge törichtes Zeug zu seiner Begleiterin gesprochen, — meist ganz unsinnig ernste Dinge, von rosenroten Särgen, von Soldatentod, von der Auferstehung, wo die schwarzen von den weißen Schafen gesondert werden würden. Er war so gerührt gewesen, daß er einmal sogar laut geweint hatte. Als er nun die letzte Strecke zu seinem Hause allein zurücklegte, wurde er noch weicher. Der ganze Abend war vergessen. Er, Dmitri, Rittmeister der Sumski-Dragoner, war ein ausgezeichneter Mensch, der niemandem ein Haar krümmen konnte. Die Vorsehung hatte es aber auch sehr gut mit ihm gemeint. Da wartete nun Sonja, sein Weib, mit den beiden Kindern, bis er heimkam, — Engel Gottes alle drei, — schön, liebenswürdig, klug, so daß ihn der Zar darum beneiden mußte. Wie würden sie sich freuen, wenn er jetzt

zu ihnen in das beschauliche Wohnzimmer treten würde! An den Hals würden sie ihm fliegen — und — und —

Der Wagen hielt. Nach einer Weile mußte der Kutscher den Herrn bitten auszusteigen.

Dmitri Iwanowitsch stolperte auf das Trottoir, wobei ihm der Säbel zwischen die Beine geriet. Er griff danach und sprach ihm gut zu, wie einem unvernünftigen Tier, das gegen seinen Willen seinen Eigentümer in Gefahr brachte. Dann lohnte er den Kutscher ab, blieb noch einige Zeit unschlüssig stehen, sah mechanisch nach seiner Taschenuhr, die eine Unzahl junger Zeiger bekommen hatte, die ganz blödsinnig darauf herumrasten. Wie er ins Haus gekommen war, wußte er nicht. Er befand sich plötzlich an der Tür seines ehelichen Schlafzimmers und klinkte vorsichtig daran herum. Das dauerte vielleicht eine halbe Stunde. Warum er nicht hineinkam, war ihm ein Rätsel, und er warf sich angekleidet auf ein Sofa, um gründlich darüber nachzudenken. Dabei schlief er ein.

III.

Die Bewerbung des Fürsten Cyril Oblenski um Tatjana war im Hause Scheibler mit lebhafter Genugtuung aufgenommen worden. Paul Alexandrowitsch hatte nur um deswillen dem Hauptmann Kamura das Wort geredet, weil er die Bemühungen des mit dem Kaiserhaus verwandten Aristokraten nicht ganz ernst nahm. Umso angenehmer war er jetzt überrascht worden. Es eröffnete sich da eine großartige Perspektive auf die Zukunft der Tochter, und auch in Hinsicht des Geschäfts war die Möglichkeit zu den vorteilhaftesten Beziehungen gegeben. Es war bekannt, daß der Zar eine lebhafte Zuneigung für Cyril Basilowitsch empfand, der längst für ein Petersburger Regiment

auserſehen war und nur, um in Tatjanas Nähe zu bleiben, den Aufſchub ſeiner Verſetzung erbeten hatte. Jetzt würde er ſicher in die unmittelbare Nähe des Hofes kommen und ſich dann als erklärter Günſtling des allerhöchſten Herrn eines weitgehenden Einfluſſes erfreuen. Dann würde die Firma Scheibler endlich die Armeelieferungen bekommen, um die ſie ſchon lange vergeblich ſich beworben hatte. Der Staat würde für geringeres Geld eine weit beſſere Ware erhalten als bisher, und Paul Alexandrowitſch würde ſeinen alten Lieblingsplan einer Monopoliſierung des ruſſiſchen Zuckerhandels in ſeiner Hand doch noch zu verwirklichen vermögen.

Die ganze Familie war mit dem Brautpaar im großen gelben Saal verſammelt; nur Iwan fehlte. Er ſtrich mürriſch in dem großen Haus umher, um denen, die etwa nach ihm ausgeſandt würden, zu entgehen. Als er auf ſeiner Wanderung in eines der Vorzimmer geriet, ſah er ſich ſeiner Schweſter Sonja und deren beiden Kindern gegenüber.

„Ihr ſeid alſo auch gekommen, um mitzufeiern,“ ſagte er zornig.

„Wir ſind gekommen —“ Sonja konnte nicht weiter ſprechen. Sie biß die Lippen aufeinander, und eine Flut von Tränen ſtürzte aus ihren Augen. Naſcha, ihr Töchterchen, hängte ſich ſchluchzend an ihren Rock, — Waſſil, ihr Sohn, ſteckte ſeinen rechten Arm durch ihren linken und ſah traurig aber verſtändnislos zu ihr auf, — ein kleiner Held, der ſie auf jeden Fall zu verteidigen bereit war, wenn er auch die Gefahr nicht erkannte, von der ſie bedroht war.

„Ja, was gibt es denn?“ fragte Iwan erſtaunt.

Sie war mit ihren Kindern gekommen, um im Hauſe des Vaters Zuflucht zu ſuchen. In dieſer entſetzlichen, ſchlafloſen Nacht hatte ſie den Entſchluß gefaßt, mit deſſen Aus-

führung, wie sie wußte, ihr Leben zu Ende war. Jetzt bezwang sie noch einmal ihren Schmerz.

„Der Diener sagt," stammelte sie, „daß Cyril Oblenski im Salon ist?"

Iwan nickte.

„Unser künftiger Schwager, Mütterchen."

Mit großen Augen sah sie den Bruder an.

„Wie das —?"

„Der Fürst hat uns die hohe Ehre erwiesen, um Tatjana zu freien, und alle Glieder der Familie Scheibler liegen in ehrfürchtigem Entzücken auf dem Bauch. Willst du auch hineingehen? Man ist über alle Maßen glücklich da drinnen."

Man hörte eine Tür ins Schloß fallen und rasche Schritte dem Zimmer sich nähern.

„Ich mag nicht dabei sein," sagte Iwan und entwich in dem Augenblick nach dem Korridor, als die Mutter hereintrat.

„Ah! Da bist du ja auch!" rief Sofia Wassilowna der Tochter entgegen, — „und ihr auch, ihr lieben Seelchen! Das trifft sich ausgezeichnet. Geht nur hinein. Cyril Basilowitsch — ah! du weißt es schon? Nun, das ist einmal ein froher Tag, ein richtiger Festtag, wie der Herr nicht viele zu geben hat. Geh immer hinein mit den Kindern, Töchterchen. Ich hab' alle Hände voll zu tun."

Sie war so glücklich, daß ihr Sonjas verstörtes Wesen nicht im mindesten auffiel. In ihrem starren Brokatkleid rauschte sie davon, gleichsam eine Wolke von Wohlgefallen und Selbstzufriedenheit zurücklassend. Die unglückliche junge Frau blieb wie versteinert auf ihrem Platz. Durfte sie gerade heute ihren Eltern und allen andern diesen Schmerz antun? Hatte sie ein Recht, mit ihrem Leid die Freude aller zu stören und ihre Verzweiflung wie einen drohenden Schatten auf den sonnigen

Weg der andern zu werfen? — Tief aufseufzend nahm sie ihre Kinder an die Hände und schlich wie eine abgewiesene Bettlerin aus diesem Haus des Glücks, um zu Dmitri Iwanowitsch zurückzukehren, der ihre Lebenskraft gebrochen hatte.

Als Dmitri um zwei Uhr aus seinem todähnlichen Schlaf erwachte, war Sonja längst wieder daheim. Er rieb sich die Augen und erinnerte sich langsam des vergangenen Abends. Auf den Zehen ging er in sein Toilettezimmer, wusch sich und kleidete sich mit großer Sorgfalt vom Kopf zu Fuß um. Es war doch nichts Böses geschehen — saperlot! Die Sache konnte nicht schlimm werden. Er räusperte sich Mut und suchte seine Frau auf. Sie saß in ihrem Boudoir und begann eifrig zu sticken, als er eintrat.

„Es ist gestern ein wenig später geworden, Sonja," sagte er verlegen.

Sie gab keine Antwort. Er wartete eine Zeitlang. „Du bist mir doch nicht böse darum, Sonja?"

Nicht einen Blick schenkte sie ihm! Ja, was hatte er denn eigentlich verbrochen, das eine solche Behandlung gerechtfertigt hätte?

„Ich war mit Kasimir Oblenski in Mowredanja," begann er im Tone der beleidigten Unschuld. „Wir haben getrunken, — da ist doch wirklich nichts dabei!"

„Es ist schon gut," preßte sie endlich heraus.

„Man kann doch nicht immer hinter dem Ofen sitzen!" wehrte er sich. „Und übrigens, mit der Liebe und Treue hat das gar nichts zu tun, — gar nichts! Man amüsiert sich eben einmal. Als Mann und Soldat hat man es ganz einfach nötig, ein bißchen mitzutun. Es ist unglaublich, daß du das nicht verstehst!"

Sie rollte ihre Handarbeit ein. Dann stand sie auf und

wollte fortgehen. Er vertrat ihr den Weg und suchte sie an den Schultern zu fassen. Wie vor einer Schlange wich sie zurück.

„Mit denselben Händen —?" sagte sie schaudernd. Er erschrak vor dieser Stimme, die von Schmerz und Abscheu erzitterte.

„Sonja — ich hab' dich doch lieb!" beschwor er sie.

„Du nennst das so," sagte sie traurig, „aber das ist nicht das, was ich meine. Ganz oder nicht."

Nur ihr Schweigen verwirrte ihn. Sobald sie sprach, fühlte er wieder festen Boden unter den Füßen.

„Soll ich für eure kleinbürgerlichen Ansichten verantwortlich sein?" verteidigte er sich mit einem kühnen Gedankensprung. „Ihr könnt doch nicht ganz Rußland umkrempeln! Zudem schwöre ich dir, daß ich niemanden angerührt habe."

„So wirst du es das nächstemal tun."

„Aber man henkt doch keinen auf eine solche Möglichkeit hin. Es gibt doch keine antizipierten Verbrechen!"

„Wer war noch dabei?" fragte Sonja.

Er zählte alle Namen getreulich auf bis auf einen.

„Wer noch —?"

„Wer noch?" wiederholte er; „wart' einmal, — ach so! eine kleine Schulreiterin, die in der nächsten Saison auftreten wird, — ich weiß nicht, wie sie heißt."

„Die also ist es," sagte Sonja. Ganz betreten über ihre Divinationsgabe ließ sie ihn stehen und ging hinaus. Jetzt erst wurde es ihm bewußt, wie ernst die Situation war. Natürlich, es kam ja ganz darauf an, wie man sich persönlich zu einer Sache stellte. Die Auffassung, die man von ihnen hatte, gab den Dingen ihre Bedeutung. Was aber in aller Welt konnte man tun, um einer Frau Vernunft beizubringen! Die arme

Sonja konnte ja nichts dafür. Man hatte sie vollgepumpt mit den moraltriefenden fanatischen Grundsätzen ihrer Familie. Sie war zu bedauern. Aber er, Dmitri Iwanowitsch Slukoff, war auch zu bedauern. Eine Ehe, in der man sich nicht verstand, war das vielleicht ein Vergnügen? Kam es nicht in jedem Duett vor, daß einer und der andere einmal sein Solo spielte, und daß dann beide doch wieder in vollster Harmonie zusammen einsetzten? — Gut, — er würde abermals verzichten. Er schien ja dazu geboren, sich aufzuopfern. Man gönnte ihm nun einmal nicht die kleinste Freude. Man wollte sich durchaus nicht dazu verstehen, seine Individualität anzuerkennen. Es gab Menschen, die durch ihre Gutmütigkeit zum Dulden gezwungen wurden. Er war ein solcher Mensch. Er tat sich selbst so leid, daß er beinahe geweint hätte. Um der Kinder willen!

Es bedurfte großer Anstrengungen von seiner Seite, ehe er mit Sonja wieder in ein leidliches Verhältnis gekommen war. Daß es gar nicht mehr zu der alten Herzlichkeit gedeihen wollte, war aber mehr die Schuld seiner eigenen sonderbaren Gemütsverfassung, als die Schuld Sonjas. Dazu bekannte er sich jedoch nicht. Sein Verhalten war äußerlich ganz das eines liebevollen und musterhaften Gatten. Heimlich aber meldete sich fortwährend eine Stimme in ihm, die seiner Frau wegen des egoistischen Zwangs zu dieser Musterhaftigkeit Vorwürfe machte. Er war wie ein Schüler, der mit eisernem Fleiß seine algebraischen Aufgaben löst, ohne je zu begreifen, was diese Schinderei für einen Zweck hat. Er merkte es gar nicht, wie er so nach und nach eine Menge Groll und Unzufriedenheit in sich aufspeicherte und sich innerlich immer mehr von Sonja entfernte.

Tatjanas Verlobung, die eine fast endlose Reihe von Familienfesten zur Folge hatte, beeinflußte den Rittmeister zu-

nächst noch in günstiger Weise. Das häufige Beisammensein mit den Verwandten seiner Frau hielt ihn unter einem gewissen Druck, dem sich zu entziehen sein Freiheitsdrang nicht ausreichte. Paul Alexandrowitsch schien übrigens längst Lunte gerochen zu haben. Trotz seiner Herzensfreude über das Glück seiner Jüngsten war er seiner Gewohnheit treu geblieben, um das Wohl aller sich zu kümmern, und es war mehr als auffallend, daß sein Patriarchengesicht, obwohl es jetzt immer lächelte, dem Rittmeister allein mit einer finstren Strenge sich zuwandte.

Der revoltierende Iwan war zu Kreuz gekrochen, nachdem er dem neuen Schwager gegenüber vierundzwanzig Stunden lang den wilden Mann gespielt hatte. Einer kurzen, aber eindringlichen Unterredung im Arbeitszimmer des Vaters war dieser Umschwung zu danken. Seine revolutionären Argumente gegen die Verbindung mit diesem elenden Aristokraten konnten dem schlichten Urteil des alten Herrn: „Du bist ein Esel, mein Lieber," doch nicht standhalten. Zu Ehren seiner Überzeugungstreue aber muß es gesagt werden, daß er Cyril Oblenski noch an demselben Tage in seiner Wohnung aufsuchte, um ihm pathetisch zu erklären, daß mit seinem Einverständnis diese Ehe niemals geschlossen werden würde.

„Das tut mir leid, Iwan," sagte der Fürst und bemühte sich mit Erfolg ein Lächeln zu unterdrücken. „Willst du mir nicht sagen, wie du es gemacht hast, daß du der Sohn des Kaufmanns erster Gilde Paul Alexandrowitsch Scheibler, deines verehrten Vaters, geworden bist?"

„Was narrst du mich?" antwortete der Student gereizt.

„Das sei ferne," erwiderte Cyril Basilowitsch; — „ich meine nur, du hättest doch ebensogut mit der Anwartschaft auf den Thron von Afghanistan geboren werden können. Was

kann ich also dafür, daß ich ein Fürst Oblenski bin und nicht Dwornik vom Slawionsky-Bazar?"

„Du wärst mir ebenso lieb wie jetzt!" polterte Iwan.

„O nein, ich weiß, daß ich dir dann viel willkommener wäre. Aber ein Unrecht bleibt es doch, einen Menschen nur seiner Geburt wegen zu verfolgen. Und wenn ich euch Idealisten recht verstehe, dann ist's doch gerade das Unrecht, das ihr aus der menschlichen Gesellschaft ausschließen wollt."

„Das ist ein ganz anderes Unrecht," belehrte ihn Iwan in einiger Verwirrung. Aber Oblenski setzte ihm hart zu.

„Dann müßtet ihr ja die Absicht haben, ein Unrecht durch ein andres zu ersetzen? Das glaube ich nicht. Ich habe eine viel bessere Meinung von euch."

Ungläubig wiederholte Iwan:

„Du hast eine viel bessere Meinung von uns?"

„Gewiß," versicherte der Fürst. „Es gibt starke Intelligenzen unter euch. Man müßte sehr dumm sein, um das nicht anzuerkennen. Aber ich bin sicher, daß diese hervorragenden Köpfe sich keinen überspannten Erwartungen hingeben. Dauerhaft sind nur die Pflanzen, die langsam wachsen, — nicht wahr? So darf man auch die Gesellschaft nicht von einem Tag zum andern umformen wollen."

„Ich bin noch nicht erfahren genug, um dir antworten zu können, Cyril Basilowitsch," sagte der Student und wurde ganz rot im Gesicht.

Oblenski reichte ihm mit einem gewinnenden Lächeln die Hand.

„Gut, Iwan Pawlowitsch, so will ich warten, bist du erfahren genug bist. So lange aber wollen wir uns vertragen, — das versprichst du mir wohl?"

Es hätte ihm niemand widerstehen können, geschweige

denn ein Scheibler, dem die Freundschaft für gute Menschen im Blute steckte. —

Unter den ersten, die zur Beglückwünschung bei Paul Alexandrowitsch erschienen, war Kamura. Er war von auffallender Blässe, benahm sich aber sehr gefaßt und würdig. Als er schon im Begriffe war zu gehen, erschien Tatjana, die in ihrem bräutlichen Glück ein unwiderstehliches Bedürfnis fühlte, gegen jedermann gütig zu sein. Ihre schönen Augen schienen ihn um Verzeihung bitten zu wollen, als sie ihm die Hand reichte. Ihr gegenüber fand er die wohlgesetzten Worte nicht, mit denen er den Eltern seine Anteilnahme ausgesprochen hatte. Es klang beinahe kläglich, als er sagte:

„Alles Beste der Welt, Tatjana Pawlowna —"

Nur wenige Minuten noch hielt er sich auf, um anzudeuten, daß sein Kommando nun bald zu Ende sein und er in seine Heimat zurückkehren würde. Die Ankunft neuer Besucher gab ihm den Anlaß, rasch Abschied zu nehmen.

Unter denen, die jetzt eintraten, befanden sich Ilja Slukoff und seine Frau. Sie benahmen sich so liebenswürdig und herzlich, als hätten sie mit Scheibler seit jeher im besten Einvernehmen gestanden. Sie brachten Tatjana einen Blumenkorb von märchenhafter Pracht und sprachen von dem Bräutigam in Ausdrücken übertriebener Wertschätzung. Paul Alexandrowitsch dachte daran, daß die Verwandten wohl jedenfalls von dem egoistischen Wunsche geleitet würden, sich der Protektion des Fürsten zu versichern. Sogleich aber schämte er sich dieses Verdachtes so sehr, daß er, um sich eine Buße aufzulegen, Ilja und Alexandra bat, an dem Familienfrühstück teilzunehmen, zu dem man Cyril Basilowitsch erwartete.

Das Frühstück verlief in der angenehmsten Weise. Ilja Slukoff toastete sehr launig auf das Brautpaar, indem er auf

die Allianz des blutigen Kriegerhandwerks mit einer Industrie anspielte, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, aller Welt das Leben zu versüßen. Dann wurde er geistreich und verteidigte, um dem Bräutigam zu schmeicheln, die Notwendigkeit und den Nutzen der Kriege.

Daran knüpfte Paul Alexandrowitsch an, als sie später beim Samowar, ihre Zigaretten rauchend, beisammen saßen.

„Ist das wirklich deine Meinung über den Krieg, Ilja Iwanowitsch?" fragte er.

„Wie ich's gesagt habe," antwortete Slukoff. „Jedem großen Krieg folgt ein ungeheurer wirtschaftlicher Aufschwung."

„Und die Schäden?" sagte Scheibler.

„Auch die sind nützlich, denn, um sie wett zu machen, verzehnfacht jeder Mensch seine Anstrengungen. Es ist, als ob die ganze Welt einen neuen Impuls zum Aufwärtsstreben bekäme. Jahrzehnte lebt die Industrie von dem, was ein Krieg vernichtet hat. Millionen Menschen leben davon. Ist es so?"

„Vielleicht mag es auch gut sein," erwiderte Paul Alexandrowitsch, „wenn man seinen Acker mit Menschenblut düngt. Ich aber will ihn doch lieber brach liegen lassen."

„Man darf nicht sentimental sein," behauptete Slukoff, „die Vorsehung ist es auch nicht, und es kommt doch alles von der Vorsehung."

„Das ist ein bequemes Mittel, um alle Verantwortung von sich abzuwälzen," rügte Scheibler. „Wenn wir das Schlechte nicht mehr wollen, dann wird es aufhören zu sein."

„Aber man muß sich doch erst klar darüber werden, was schlecht und was gut ist, Paul Alexandrowitsch. Ich behaupte, alles Nützliche ist gut und alles Unnütze ist schlecht."

„Es kann sehr nützlich erscheinen, einen lästigen Konkurrenten in der Moskwa zu ersäufen. Ich würde dir aber

doch entschieden abraten, das zu tun."

Slukoff mußte seine Teetasse auf den Tisch zurückstellen, so lachte er.

„Wer weiß, ob ihm das nicht besser bekäme, als wenn er sich in einen Kampf mit mir einläßt," sagte er mit spaßhafter Ruhmredigkeit.

„Im Ernst," lenkte der alte Herr ein, „ich kenne nichts Sinnloseres und nichts Sündhafteres als Kriegführen. Was will der Staat von Leuten erwarten, die er in ihrer Jugend zwangsweise zum Massenmord erzieht? Und wie darf man sich auf den Schutz des Allmächtigen berufen, wenn man Hekatomben seiner Kreatur zur Schlachtbank liefert? Es gibt keinen Vorteil in der Welt, der nicht hundertfach von den Tränen einer einzigen Mutter aufgewogen würde. Wie kann man verlangen, daß die Menschen gut, unter einander friedfertig und den Gesetzen gehorsam seien, solange man von Obrigkeits wegen diesen barbarischen Gebrauch beibehält? Man befiehlt allen zu tun und verheißt ihnen dafür noch allerhand Belohnungen, was man dem einzelnen unter Todesstrafe verbietet. Ist das nicht sinnlos? Die Welt kann nicht besser werden, solange man sie mit solchen Widersprüchen verwirrt."

Ilja Slukoff machte ein sehr gelangweiltes Gesicht.

„Du moralisierst zu viel, mein Bester," sagte er. „Wenn man sich immer mit Theorien aufhält, geht das Leben unbarmherzig über einen weg. Nur die Praktischen kommen am Ziel zusammen. Das ist es, warum ich gesagt habe, daß nur das Nützliche das Gute ist."

Sie wurden von Alexandra gestört, die das Brautpaar heranschleppte.

„Der Dienstag nächster Woche paßt ihnen am besten," sagte sie.

„Sehr gut," antwortete Ilja Iwanowitsch, indem er sich höflich erhob.

„Worum handelt es sich?" fragte Scheibler.

„Wir wollen den jungen Leuten zu Ehren ein Fest geben," erklärte Slukoff. „Wir hoffen, daß ihr uns alle die Freude machen werdet, Paul Alexandrowitsch."

„Sie haben zu bestimmen," sagte dieser mit einem Blick auf das Brautpaar.

„Der Dienstag ist frei," sagte Tatjana.

„So wollen wir auch bei den andern Umfrage halten," meinte Ilja, „damit ihr alle hübsch beisammen seid."

Er ging die Reihe um und erkundigte sich bei jedem, ob er eine Einladung für diesen Tag annehmen könnte. Es ergab sich, daß nur Sascha ablehnte. Er müßte denn gerade in Geschäften nach Riga, sagte er, und war in seinem Pflichtgefühl durch keinerlei Vorstellungen zu bewegen, seine Reise aufzuschieben.

„Ihr verliert nichts an mir," beteuerte er lächelnd; „ich bin ein schlechter Gesellschafter."

„Das ist wahr," ließ Wjera, seine Frau, sich vernehmen. „Er bringt es fertig, sich stundenlang auszuschweigen." Das klang beinahe wie ein Vorwurf, und noch dazu wie ein recht verbitterter Vorwurf. Sascha machte ein trauriges und schuldbewußtes Gesicht, als er sagte:

„Sie weiß es am besten, denn ihr heitres Temperament leidet sehr unter meiner Langweiligkeit."

Sie konnte es durchaus nicht über sich gewinnen, ihn durch einen geringen Widerspruch, der sie zu nichts verpflichtet und ihn für eine Stunde sehr glücklich gemacht hätte, zu trösten. Er sah in irgend eine Ecke des Zimmers, als ob ihn dort etwas lebhaft interessierte, und doch merkte man ihm an, daß er nur auf eine angenehme Überraschung durch Wjera

wartete; da sie ihn wieder einmal im Stich ließ, ging er mit müden Schritten, den Kopf gesenkt, aus dem Zimmer.

„Du bist sehr unfreundlich gegen deinen Mann," sagte Ilja Iwanowitsch.

„Er ist eine Rechenmaschine! Er bringt mich um!" erklärte Wjera Iwanowna.

Slukoff zuckte die Achseln.

„Da ist nichts zu ändern, wenn man einander nicht leiden kann. Aber — entschuldige nur — es merken zu lassen, ist ebenso töricht als grausam. Ja, ich möchte behaupten, es ist ein Zeichen von mangelhafter Erziehung."

Er kehrte zu Paul Alexandrowitsch zurück, um ihm zu sagen, daß es also endgültig beim Dienstag bliebe.

„Das sind doch eigentlich recht liebenswürdige Menschen," bemerkte Oblenski, als die Slukoff fortgegangen waren. Er konnte sich das teils verlegene, teils eisige Schweigen gar nicht erklären, das auf seine Worte folgte. Und er liebte es nicht, über irgend etwas im unklaren zu bleiben. Deshalb benutzte er bald einen passenden Moment, um seinen Schwiegervater zu befragen.

„Ich möchte nicht gern Schlechtes von den Verwandten sprechen, Cyril Basilowitsch," sagte Scheibler, „und schwiege ich, würdest du dir wer weiß was für Gedanken machen. Die Wahrheit ist, ich finde mich nicht in ihre Welt. Ihr Leben ist nicht so, wie ich mir ein würdiges Familienleben denke. Vielleicht bin ich zu streng. Aber da ich nun einmal solche Ansichten habe, ziehe ich es vor, die Meinigen von einem allzu intimen Verkehr mit den Slukoff fernzuhalten."

„Wir werden absagen, wenn du es für besser hälst," erbot sich Oblenski.

„Nein, nein," wehrte der alte Herr ab, „das würde ge-

häßlich aussehen. Ganz dürfen wir sie nicht fallen lassen, da wir nun doch einmal verwandt sind." —

Die herrliche Datscha der Slukoff im Petrowsky-Park nahm die zahlreichen Gäste wie ein kleines Paradies in sich auf. Eine überwältigende Menge blühender Topfgewächse war auf den schönen Rasenplätzen zu Beeten und Gruppen vereinigt und längs der Wege gefällig in das frische Grün der Sträucher verteilt worden. Große, weiße Maste, mit Girlanden umwunden und untereinander mit Ketten von Lampions verbunden, hatte man aufrichten lassen. Sie trugen elektrische Bogenlampen an ihrem gekrümmten Knauf und darunter fünf Meter lange Flaggen in den russischen Farben. Es war doppelt gedeckt worden; für schlechtes Wetter auf einer großen Hufeisentafel im Speisesaal, — für gutes Wetter im Park vor der Villa auf weit zerstreuten kleinen Tischen zu vier bis sechs Personen. Am Seeufer, zu dem man von der Terrasse des Hauses einen freien Ausblick hatte, war ein Zelt für die Musik aufgeschlagen worden. Dort fiedelte eine ungarische Magnatenkapelle ihre Weisen. —

Es war, wie immer, eine buntzusammengewürfelte Gesellschaft, die Ilja Iwanowitsch da aufgeboten hatte. Neben den ersten Familien der Stadt berühmte Namen der Kunst und Leute, von denen man alles vermutete, aber nichts Bestimmtes wußte, ja sogar solche, über die recht viel, aber nichts Gutes zu sagen war. Dieses skrupellose Durcheinander gab den Festen Slukoffs jenen genialen, zigeunerhaften Anstrich, der ihren Hauptreiz bildete und sie ungemein amüsant machte. Hier kam jeder Geschmack auf seine Kosten. Es kam nie vor, daß man nichts miteinander anzufangen gewußt hätte, oder daß die verschwenderischen Anstrengungen der Gastgeber auf eine öde Abfütterung hinausgelaufen wären.

Nikolai Petrowitsch, der Unvermeidliche, war auch da, und Kasimir Oblenski mit seiner Geliebten; der Zirkusdirektor mit seiner Frau und den drei Damen seines Personals, die kein Sommerengagement angenommen hatten.

Nur für die älteren Gäste hatte Ilja Iwanowitsch eine Tischordnung vorgesehen. Alle andern, mehr als zwei Drittel aller, ließ er zu einer Polonaise antreten, kommandierte, indem er sie im Garten herumführte, die verwickelsten Figuren, um plötzlich in einem geeigneten Augenblick den Tanz für beendet und die Paare, wie der Zufall sie zusammengeführt hatte, für unlöslich verbunden zu erklären. Wjera Iwanowna hämmerte das Herz bis an den Hals, als Nikolai Petrowitsch sie hinwegführte.

„Das ist ein unverhofft glücklicher Tag,“ sagte er vertraulich. Sonja nahm den Arm von Kasimir Oblenski. Während er sie durch die Reihen der andern einem Tisch zuführte, hielten ihre großen blauen Augen in dem gespenstisch bleichen Gesicht ängstliche Umschau. Jetzt erkannte sie Dmitri, der in Begleitung eines schlanken, sehr hübschen Mädchens nervös plaudernd hinwegging.

„Das Schicksal will es“ — dachte Dmitri Iwanowitsch — „was will man machen,“ — und er nahm sich vor, sich an diesem Abend für die Unfreundlichkeit Sonjas nach Möglichkeit zu entschädigen. Er suchte nun seinerseits seine Frau und nahm nicht eher mit seiner Dame Platz, als bis Kasimir Oblenski und Sonja sich gesetzt hatten. Dann spürte er einen Tisch auf, der vor ihren Blicken versteckt war. Die Komtesse Budeskoi und ein polnischer Virtuose mit langer Mähne, der ihr zugefallen war, saßen daran. Der süßliche Pole machte seiner Dame so eifrig den Hof, und sie war so fasziniert von den Schmeicheleien des berühmten Künstlers, daß Dmitri sich

keine bequemere Tischnachbarschaft hätte wünschen können. Er ritt denn auch eine entschlossene Attacke auf das Herz der interessanten jungen Artistin.

Außer Sonja gab es noch eine Dame in der Gesellschaft, die mit dem lustigen Arrangement Ilja Iwanowitschs nicht einverstanden war. Diese Dame war Alexandra Jemeljanowna. Sie hatte am Arm des ehrwürdigen Staatsrats Professor Backirtschew unbeteiligt der Polonaise zusehen müssen, wütend, daß es ihr nicht gelungen war, auch Nikolai Petrowitsch von dem Spiel abzuhalten. Anfangs beruhigte es sie einigermaßen, daß ihre Schwägerin des Geliebten Partnerin geworden war. Aber mit der feinen Witterung der verblühenden Frau schöpfte sie aus einer einzigen Bewegung, mit der die beiden Köpfe sich einander für eine Sekunde zuwandten, eifersüchtigen Verdacht. Dieser Verdacht wuchs, als sie aus den Manövern Nikolais schließen mußte, daß er das Bestreben hatte, sich und Wjera ihrer Beobachtung zu entziehen.

So verlebten Sonja und Alexandra, diese so grundverschiedenen Frauen, aus derselben Veranlassung qualvolle Stunden, während hundert andere Menschen in ihrer nächsten Nähe heiter und guter Dinge waren.

Frau Slukoff verstand es wenigstens, sich zu bemeistern und gab sich immerhin als dankbare Zuhörerin der lustigen, mitunter etwas gepfefferten Schnurren, die Professor Baskirtschew mit Meisterschaft unermüdlich erzählte. Ihm war diese Passivität sehr willkommen, denn er fand, daß doch niemand so unterhaltend plaudern konnte, als er selbst. Kasimir Oblenski dagegen war Sonja gegenüber mit seinen Kenntnissen bald am Ende, hielt sie für grenzenlos dumm, da er sie trotz seiner ungewöhnlichen Anstrengungen nicht zum Reden bringen konnte, und hielt sich endlich schadlos, indem er an dem ausgelassenen

Gespräch des andern Paares, mit dem sie den Tisch teilten, eifrig mitspann.

Als es zu dunkeln begann, gerieten Ilja und seine Frau in Meinungsverschiedenheiten bezüglich der Beleuchtung. Er hielt es für spaßhaft, den Zeitpunkt zur Einschaltung des elektrischen Lichts noch hinauszuzögern. Sie aber bestand mit einer Gereiztheit, die er unmöglich ihrer Prüderie schuld geben konnte, darauf, daß diesem Dämmerzustand unverzüglich ein Ende gemacht würde. Slukoff gab nach.

„Du weißt, mein Täubchen, welchen Wert ich auf deine Zufriedenheit lege," sagte er; „also: es werde Licht."

Und er ging, um den Auftrag zu geben. Da verließ auch Alexandra mit einer Entschuldigung ihren Platz und schritt mit einer Behändigkeit, die man ihrer Fettleibigkeit niemals zugetraut hätte, durch die Reihen ihrer Gäste. Sie hatte sich genau den Weg gemerkt, in welchen Nikolai Petrowitsch mit Wjera sich verloren hatte. In dem Augenblick, als die Bogenlampen an den Masten mit einem langanhaltenden Zischen zu glühen anfingen, trat sie an den Tisch der beiden und begrüßte sie:

„Nun, wie befindet ihr euch?"

Sie sah, wie Wjera erschrak und ihre Hand unter dem Tisch aus der Nikolais zurückriß. Sie sah, wie viel Überdruß und Gehässigkeit in dem Blick des Mannes lag, als er den Kopf nach ihr wendete. Sie brauchte keine Beweise mehr. Mit äußerster Anstrengung beherrschte sie sich.

„Ich habe einen kleinen Auftrag für Sie, Nikolai Petrowitsch," sagte sie, — „nicht wahr, meine Liebe, du überläßt mir deinen Kavalier für ein paar Minuten?"

Es gab vor den andern Gästen keine Möglichkeit für Nikolai, das Ersuchen der Hausfrau auszuschlagen. Er stand auf und folgte ihr. Ein wilder Czardas klang vom See herauf,

als die beiden einen schmalen Seitenweg in den Park einschlugen.

„Was willst du von mir?“ fragte Nikolai Petrowitsch in einem sehr unfreundlichen Ton.

Sie blieb stehen; und als sie mit einem raschen Blick sich versichert hatte, daß ringsum Laubwerk sie verdeckte, gab sie dem Liebhaber von gestern eine schallende Ohrfeige.

„Das will ich!“ keuchte sie. Ehe er von seiner Überraschung sich erholt hatte, schritt sie eilig zurück zu ihrem Platz.

„Ein Teufelsweib!“ sagte Nikolai, und etwas in seiner Stimme ließ vermuten, daß Alexandra Jemeljanowna wieder merklich in seiner Achtung gestiegen war. Aber Wjera war ihm doch entschieden lieber.

IV.

Paul Alexandrowitsch hatte den zukünftigen Schwiegersohn vierzehn Tage vor der Hochzeit endlich einmal ungestört allein.

„Es ist unrecht, Cyril Basilowitsch,“ sagte er, „daß du diesen Erörterungen immer ausweichst. Vom gesetzlichen Standpunkt ist die Ehe ein Rechtsgeschäft; es ist also durchaus nötig, daß man die materiellen Fragen eingehend in Erwägung zieht.“

„Gewiß, wenn du es wünschest,“ erwiderte der Fürst. „Aber was du Tatjana geben willst, ist vollkommen ihre persönliche Angelegenheit. Du weißt, ich habe genug für uns beide und“ — lächelnd setzte er hinzu: „Für alle, die nachkommen.“

„Das weiß ich, Cyril Basilowitch, — deine Verhältnisse sind durchsichtig. Dir kann man sein Geld in der Tasche nachzählen. Bei mir, dem Kaufmann, liegt die Sache aber nicht so einfach. Wenn ich's geschickt anstelle, hält mich noch einen

Tag vor dem Konkurs jedermann für einen Millionär. Die Sache liegt so. Als ich vor dreiunddreißig Jahren Sophia Wassilowna heiratete, hatte ich drei Millionen Rubel im Vermögen. Als Sascha geboren wurde, sagte ich mir: dieses Geld gehört Sascha. Wie dann Sonja kam, konnte ich sie doch nicht benachteiligen, nicht wahr? Sie war doch mein Kind so gut, wie der Junge. Nun ja, — und dann stellte Maxim sich ein und nach sechsjähriger Pause Iwan und wieder vier Jahre später Tatjana. Und eins hatte soviel Recht wie das andere. Da hab' ich denn gearbeitet und gearbeitet, und wenn ich heute die Augen zumache, dann sind sie alle mit Sascha gleichgestellt, und Sophia Wassilowna hat auch noch ihre auskömmliche Rente."

„Du bist ja ein Krösus, Paul Alexandrowitsch!" sagte Oblenski; „wie ist es möglich, in dreißig Jahren so viel Geld zu machen?"

„Ich sage das wahrhaftig nicht, um mich zu rühmen," beteuerte der Alte, „denn es war ein Pfund Verdienst und ein Berkowetz Glück dabei. Ich sage es nur um Tatjanas willen. Versteh mich recht. Sicherlich, du fragst nicht darnach. Aber es ist gut für das Einvernehmen zwischen Eheleuten, von einander zu wissen, daß materielle Dinge durchaus nicht in ihre Wahl hineingesprochen haben."

„Wie kann man auf solche Gedanken kommen?" wehrte der Fürst.

„Gewiß nicht, Cyril Basilowitsch, solange das erste Feuer vorhält. Aber man ist nicht immer dreißig und achtzehn Jahre alt. Es ist sehr schön und erbaulich zu sagen: ich will meiner Liebe jedes Opfer bringen. Aber beileibe soll man nicht sagen dürfen: ich habe ihr dieses und dieses Opfer gebracht. Es ist aus und zu Ende, sobald ein Gatte sich dem andern gegenüber überhebt, — und wäre es auch nur in Gedanken."

„Das hast du wahrhaftig nicht von mir zu befürchten, Paul Alexandrowitsch. Tatjana ist so sehr ein Engel Gottes in meinen Augen, daß ich es immer als eine Gnade erachten werde, von ihr erhört worden zu sein."

Scheibler lächelte wohlgefällig.

„Ihr jungen Leute, — ihr jungen Leute!" sagte er. Dann legte er sein Gesicht wieder in nachdenkliche Falten. „Ich bin nicht stolz auf meinen Besitz, Cyril Basilowitsch, — aber auf den Besitz meiner Kinder bin ich stolz. Versteh mich recht, — daß ich sie unabhängig und frei gemacht habe, — daß sie überall anklopfen können, — das ist es, worauf ich stolz bin. Ich gebe Tatjana eine Million mit und das Doppelte zumindest nach meinem Tode. Das wollte ich dir nur sagen."

„Möchtest du noch hundert Jahre leben, Paul Alexandrowitsch!" erwiderte Oblenski. „Ich mag dein Geld nicht, denn ich schäme mich davor."

„Warum willst du dich davor schämen?" fragte Scheibler erstaunt. „Weil es verdientes Geld ist und darum so viel besser als das meinige, wie du höher stehst als ich. Wie dumm würde ich mich wohl anstellen, wenn ich arbeiten sollte, wie du gearbeitet hast!"

„Du hast es nicht gelernt, mein Sohn," begütigte der alte Herr. „Ein Acker, auf dem Raps gesät wurde, kann nicht Weizen tragen. Es ist keiner geringer als der andre. Es kommt nur darauf an, daß der Mensch gut und von strenger Moral sei."

Er legte die Hände auf den Rücken und ging mit langsamen Schritten auf und ab, während Oblenski sich eine Zigarette anzündete.

„Ihr werdet in Petersburg viel in Gesellschaft kommen," sagte er. „Du wirst Tatjana in Berührung mit vielen Leuten

bringen müssen, deren Wesen und Eigenart ihr fremd ist. Sie ist ein braves Mädchen, ein naives Mädchen, sie bringt alles mit, was sie vor schlechten Einflüssen schützen kann. Sie wird viel Schlechtes sehen und viel Schlechtes hören. Aber sie wird nicht davon berührt werden, sie wird dir immer eine musterhafte Frau bleiben, wenn du ihr mit gutem Beispiel vorangehst."

„Aber Paul Alexandrowitsch," sagte der Fürst lächelnd, „das sind doch alles ganz selbstverständliche Dinge."

„Nein, Cyril Basilowitsch, — ich vertraue dir mein Kind an, das ich kenne, wie mich selbst. Du mußt wissen, daß du für dieses mein Kind mir verantwortlich bist, und daß es nur deine Schuld sein kann, wenn Tatjana jemals aus der Scheiblerschen Art schlägt. Du kannst dich auf sie verlassen. Sorg' dafür, daß auch sie auf dich sich verlassen kann."

Oblenski antwortete nicht. Er fühlte sich einigermaßen gekränkt und zog nervös seinen Schnurrbart durch die Finger. Der alte Herr merkte seine Verstimmung. Er runzelte die Stirn und überlegte, wie er dem Schwiegersohn eine Erklärung geben könnte. Es wurde ihm nicht leicht zu sprechen.

„Es geschieht nicht ohne Grund," sagte er endlich, „daß ich solche Dinge aufrühre. Aber ich habe um das häusliche Glück meiner beiden verheirateten Kinder schon einmal schwere Kämpfe bestanden, und es scheint, als ob sich von neuem schwere Wolken zusammenballten. Das ist zuviel für meine alten Schultern."

Sascha trat ins Zimmer. Sein Gang war schleppend, als ob ein Bein ihm verkürzt wäre. Der Oberkörper hing lässig nach vorn über. Sein Gesicht war fahl und vergrämt, und die Augen lagen in tiefen Höhlen, wie nach einer langen Reihe schlafloser Nächte. Er brachte eine Mappe voll Korrespondenzen, die er mit dem Vater durchsprechen wollte.

Oblenski reichte dem Alten die Hand und beteuerte:

„Verlaß dich auf mich, Paul Alexandrowitsch."

Dann wechselte er mit Sascha noch einige Worte und ließ die beiden allein.

Sascha legte die Mappe auf den Schreibtisch und öffnete sie.

„Da schreibt die Wolga-Kama Bank," — fing er an.

Aber der Vater klappte die Mappe wieder zu und legte die Hand schwer auf des Sohnes Schulter.

„Was gedenkst du zu tun, Sascha?" fragte er; „ich weiß jetzt, worin deine Krankheit besteht, auf die du dich immer ausredest. Was also willst du tun, mein armer Sascha?"

Der junge Mann machte einen verzweifelten Versuch, den Unwissenden zu spielen.

„Ich verstehe nicht," stammelte er.

„Vor zwei Stunden war Alexandra Jemeljanowna bei mir," hielt ihm der Vater entgegen.

„Ja, — aber was soll das —?"

„Dieses elende Weib hat ihren Liebhaber verloren," sagte Paul Alexandrowitsch, und es war, als schauderte er vor Ekel. „Sie ist gekommen, um sich zu rächen. Muß ich dir noch deutlicher werden?"

Sascha stützte sich mit der linken Hand auf den Schreibtisch und neigte den Kopf, indem er sich vom Vater abwandte, auf die Schulter. Sein Atem keuchte. Seine Lippen zuckten, ohne ein einziges Wort bilden zu können. Endlich, endlich stieß er hervor:

„Sei barmherzig —!"

„Es muß etwas geschehen," forderte der alte Herr unwillig. Er stampfte mit dem Fuß und krallte beide Hände in seinen langen, weißen Bart. „Ich darf es nicht zulassen — und du darfst es nicht zulassen, — du, der berufen ist, über die Ehre der ganzen Familie zu wachen, wenn ich nicht mehr sein werde."

Jetzt schluchzte Sascha laut auf.

„Ich kann nichts tun —, ich kann nichts tun!"

Paul Alexandrowitsch ließ ihm einige Minuten Zeit, sich zu fassen.

„Vielleicht ist nicht alles wahr, was mir diese Person gesagt hat," forschte er dann, „oder du weißt nicht alles?"

Sascha hob den Kopf und sah den Vater mit verzweifelten Augen an. Der hielt seinen Blick prüfend fest und erklärte dann mit Strenge:

„Du weißt alles."

Er reckte sich und stand gebieterisch in der noch ungebeugten Kraft seines ehrwürdigen Alters vor dem schwachen Sohne. „Wenn du keinen Stolz hast, wenn du nicht fühlen kannst, was du dir selbst, deinen Eltern und Geschwistern schuldig bist, — die Liebe zu deinen Kindern wenigstens müßte dir den richtigen Weg zeigen. Die Nähe dieser pflichtvergessenen Mutter vergiftet sie."

Jetzt flog ein schmerzliches Lächeln über Saschas Gesicht.

„Dmitri und Kaschka," sagte er, „die beiden! Du weißt doch, wie sie an Wjera hängen. Ebensogut könnte ich ihnen die Sonne nehmen!"

Sogleich erschienen wieder die schlaffen Falten an seinen Mundwinkeln, und er starrte mit glanzlosen Augen wie ein Blinder vor sich hin.

„Und mir geht es geradeso —," sagte er.

„Das ist erbärmlich!" rügte Paul Alexandrowitsch, „dumm und erbärmlich!"

Er ging aus dem Zimmer und warf die Tür hinter sich ins Schloß. —



„Was ist denn das?" rief Wjera Iwanowna empört, als sie am nächsten Morgen beim Frühstück ihre Post öffnete. „Dein Vater verbietet mir — —," sie lachte schrill auf, „da, lies doch! Dein Vater verbietet mir — haha!"

Der Brief zitterte in Saschas Händen.

„Natürlich," erklärte er totenbleich, „werde ich auch nicht hingehen."

„Man schließt uns aus von der Hochzeit deiner Schwester!" entrüstete sich Wjera Iwanowna. „Ja, ist denn dein Vater wahnsinnig geworden? Welcher Skandal! Was soll man den Leuten sagen? Ganz Moskau wird darum wissen!"

Und als sie ihn so ratlos dasitzen sah, entlud sich ihr ganzer Zorn auf ihn. Sie nannte ihn eine Memme. Sie begriff nicht, wie man als Mann von zweiunddreißig Jahren diese unwürdigen Launen eines tyrannischen Vaters mit einer solchen Passivität hinnehmen könnte. Sie hatte einen reichen Schatz von beleidigenden und verächtlichen Worten, womit sie ihn überschüttete, um ihn aufzureizen, um ihn zu zwingen, daß er gegen den Vater Front machte.

„Du wirst ihm sagen, daß wir uns mit Gewalt Zutritt verschaffen werden, hörst du? Es ist deine Pflicht, deine verdammte Pflicht. Ich will doch sehen, ob du so viel Mann bist, um deine Frau, um die Mutter deiner Kinder vor solchen Niederträchtigkeiten zu schützen!"

Sascha war sich dieser Verpflichtung ganz bewußt. Er dachte nicht einen Augenblick daran, Wjera ihre Verfehlungen vorzuhalten. Er suchte sich im Gegenteil einzureden, daß ihm hier eine Möglichkeit geboten war, die Achtung und Liebe Wjeras durch ein energisches Auftreten sich zurückzuerobern. Er stand immer noch unter dem Druck der Meinung, nicht an

sie heranzureichen, ihr nicht zu genügen, — also der eigentlich Schuldige zu sein.

„Ich gehe zu ihm," sagte er, erhob sich und knöpfte seinen Rock über der Brust zu mit den entschlossenen Bewegungen eines Menschen, der eine wichtige Entscheidung herbeiführen will.

„Daß er dir nur nicht die Rute gibt!" höhnte Wjera hinter ihm her, als er zur Tür schritt. Sie wollte sich nicht auf ihn allein verlassen. Sie klingelte ihrer Kammerfrau und ging in ihr Toilettezimmer, um sich ankleiden zu lassen. Keine Hand rührte sie dabei, aber stampfte ungeduldig mit beiden Füßen, wenn sich die Dienerin einmal verzögerte, und fuhr sie hart an.

„Du taugst nicht mehr, Anuscha, — du hälst mich mehr auf, als daß du mir hilfst; inzwischen könnte ich sechsmal aus dem Hause sein!"

Als sie ihren Wagen bestieg, rief sie dem Iswoschtschik die Adresse ihres Bruders Ilja zu. Unterwegs erst fiel ihr ein, daß sie in seiner Wohnung nicht ihn, wohl aber Alexandra Jemeljanowna treffen würde. Nun befahl sie dem Kutscher, nach dem Hauptbureau der Slukoffschen Brennereien zu fahren. Als ihr Wagen vor dem großen düstern Gebäude hielt, kam Ilja gerade daraus hervor und wollte seine Troika besteigen. Wjera rief ihn an, nahm seinen Arm und nötigte ihn, mit ihr in das Haus zurückzugehen.

„Ich bin pressiert," sagte er.

„Nur fünf Minuten —"

Sie betraten sein Arbeitszimmer. Die junge Frau streifte hastig ihren Schleier auf die Stirn hinauf, und während sie zwecklos ihre Handschuhe von den Fingern zerrte, sprudelten ihr die Worte nur so von den Lippen.

„Ich bin maßlos beleidigt worden!" beklagte sie sich.

Paul Alexandrowitsch hat mir heute geschrieben, um mir d
Beteiligung an Tatjanas Hochzeit zu verbieten. Du weißt, d
ich an Sascha, diesem Schwächling, keinen Schutz habe. I
wende mich daher an dich, meinen ältesten Bruder. Di
Schmach trifft dich mit, — sie trifft uns alle, — alle Sluk
sind von diesem Deutschen vor den Kopf gestoßen worden. 1
mußt das in Ordnung bringen."

Ilja Iwanowitsch zuckte die Achseln.

„Ich habe nicht viel Ursache, mich um deinetwillen
Unannehmlichkeiten zu stürzen," sagte er kalt.

„Wie? — Was? — Habe ich dir vielleicht etwas getan
fragte Wjera mit kreischender Stimme.

Ganz ernsthaft erwiderte er:

„Du hast den Frieden meines Hauses gestört, der mir
wertvoll ist. Seitdem du Nikolai Petrowitsch geködert ha
habe ich beständig eine mürrische und keifende Frau dahei
so daß ich mich am liebsten gar nicht mehr da sehen lass
möchte. Und früher war das immer so still und behagli
Man konnte sich wirklich ausruhen in seinen vier Wänden

Sie sah ihn böse und mißtrauisch an, als dächte sie, v
ihm genarrt zu werden.

„Die Sache ist zu wichtig für solche Späße," grollte s

„Das sind keine Späße, meine Liebe," erwiderte Ilj
„Du hast mir in Wahrheit einen sehr schlechten Dienst e
wiesen. Mußte es denn grade dieser Nikolai sein? Als ob
nicht junge Herren zu Hunderten gäbe, die sich die Fing
danach schlecken würden!"

Wjera bekam einen glühendroten Kopf.

„Man kann doch bei solchen Affären nicht gleich all
überlegen," verteidigte sie sich. „Da er deiner Frau untr
geworden ist, so wollte er es eben werden, und es macht g

nichts für dich aus, mit wem er es geworden ist. Es wäre gemein, wenn du mich, deine leibliche Schwester, darunter leiden lassen wolltest."

Sie hatte die Augen voller Tränen, und Ilja konnte um nichts in der Welt eine Frau weinen sehen.

„Gut," lenkt er ein, „aber ich weiß gar nicht, was ich da tun kann."

„Du mußt Paul Alexandrowitsch zur Rede stellen, — du mußt ihm klarmachen, daß wir alle maßlos von ihm beleidigt sind, daß er uns alle bösen Zungen der Stadt auf den Hals hetzt, wenn er mich in dieser infamen Weise bloßstellt."

„Aber du kannst doch einfach krank werden," schlug Ilja vor.

Da trommelte sie mit beiden Fäusten auf den Tisch und trampelte wie ein ungezogenes Kind.

„Ich will aber nicht! Ich will nicht! Ich willll — nicht!"

„So werde ich denn also in Christi Namen mit ihm sprechen," sagte Ilja Iwanowitsch. Er sah nach der Uhr.

„Entschuldige mich, — es ist die höchste Zeit." —



Als Sascha zu Tisch nach Hause kam, streifte ihn Wjera mit einem einzigen prüfenden Blick und lachte dann höhnisch auf.

„Warum lachst du?" fragte er verwirrt.

„Weil du ein so erfolgreiches Gesicht machst!" verspottete sie ihn. „Hat dich der Alte heimgeschickt?"

„Mein Vater war nicht zu sprechen," entschuldigte sich Sascha.

„Für dich!" ergänzte sie. „Und du warst natürlich zu feig, eine Unterredung zu erzwingen."

Je erregter sie war, desto sanftmütiger pflegte er zu werden.

„Du weißt doch, Mütterchen, daß man bei Paul Alexandrowitsch mit Gewalt nicht das geringste durchsetzen kann."

„Weil ihr ihn daran gewöhnt habt, ihr Puppen, daß nur er eine Meinung hat. Du bist mir ein Würdiger! Und ich gerade mußte an eine solche Karikatur von einem Manne geraten! Ich danke für diesen Jammer!" Sie rauschte aus dem Zimmer und warf die Tür dröhnend hinter sich zu.

Der Diener, der das Essen meldete, fand seinen Herrn allein im Salon. Müde erhob sich Sascha von dem Fauteuil, auf dem er regungslos gesessen hatte, nickte mechanisch mit dem Kopf und ging mit schlürfenden Schritten durch die Tür, die der Diener vor ihm öffnete.

Dmitri und Kaschka sprangen ihm entgegen, als er den Speisesaal betrat. Er küßte die Kinder, die beide zugleich ihre Arme um seinen Hals schlangen, um einander zu verdrängen. Den Knaben links, das Mädchen rechts an der Hand führend, begrüßte er die englische Gouvernante, die ihm drei Schritte gemessen entgegen ging und eine steife Verbeugung machte.

„Wo ist Mama?" fragten die Kinder fast gleichzeitig. „Wird sie nicht mit uns essen?"

Er fühlte seine Wangen heiß werden.

„Die arme Mama hat Migräne," log er, „ich glaube nicht, daß sie mit uns essen wird."

Er mußte die Engländerin ansehen, die ihre großen Augen auf ihn richtete, und obgleich ihr Gesicht tadellos korrekt war, hätte er darauf schwören mögen, daß sie ungläubig lächelte.

Sascha kaute an seinem Essen, während die Kleinen und Miß Thompson sich alles sehr gut schmecken ließen. Er machte die größten Anstrengungen, um seine verzweifelte Gemütsstimmung nicht zu verraten, und es gelang ihm, seine Kinder

wenigstens zu täuschen. Wenn es sich um sie handelte, war er ein Held. Das aber war ein stilles und bescheidenes Heldentum, das niemandem imponierte.



Am Abend dieses Tages ließ sich Ilja Slukoff bei Paul Alexandrowitsch melden. Dieser Besuch war so ungewöhnlich, daß der Hausherr ihm mit einigem Mißtrauen entgegensah. Er verließ den Salon, in dem er im Kreise der Seinen eine beschauliche Stunde zu verleben gedacht hatte, und ging in ein andres Zimmer, um den Verwandten zu empfangen. So hoffte er ihm anzudeuten, daß er seine Gegenwart so kurz wie möglich bemessen möchte.

„Ich komme wegen Wjera, meiner Schwester," führte Ilja sich ein.

Sie setzten sich; Scheibler bot dem Gast eine Zigarette an; sie rauchten.

„Also wegen deiner Schwester," sagte der andere bedächtig, „und zwar —?"

„Du hast ihr da einen Brief geschrieben, Paul Alexandrowitsch, — nimm mir's nicht übel, — aber ich weiß nicht, was man davon halten soll. Sie ist doch die Frau deines Ältesten, — seit elf Jahren unberufen —"

„Mein lieber Ilja Iwanowitsch," nahm der Alte das Wort. Da Sascha sein Haus nicht reinhalten kann, muß ich doppelt darauf sehen, mein Haus rein zu halten. Und ich erlaube niemandem, sich da einzumischen."

Slukoff wiegte den Kopf hin und her und schaute interessiert auf die Asche seiner Zigarette, die er mit dem kleinen Finger abstreifte.

„Du mußt aber schon entschuldigen, Herzchen," sagte er,

„du hast in der Tat recht verschrobene Ansichten über solche Dinge. Was geht dich das an, wenn Sascha damit zufrieden ist? Er ist doch nachgerade deiner Fürsorge entwachsen.“

„Er ist es nicht zufrieden,“ beteuerte Paul Alexandrowitsch, „er hat diese laxen Ansichten nicht! Dafür habe ich ihn doch zu gut erzogen.“

„Na!“ sagte Ilja und zog die Schultern hoch, — „zu gut?“ — Darüber läßt sich streiten.“

„Was willst du damit sagen?“ begehrte der alte Herr auf.

„Was ich damit sagen will? — Ich will damit sagen, daß die Geschichte nicht halb so schlimm wäre für alle Teile, wenn du dem armen Sascha nicht diese lächerlichen Ideen eingeimpft hättest. Dank diesen lächerlichen Ideen ist er ein unmoderner Mensch und zehrt sich um Dinge auf, die nicht der Rede wert sind.“

Paul Alexandrowitsch erzürnte sich.

„Wo solltest du auch dafür ein Verständnis hernehmen?“ sagte er. „Deine Lebensgewohnheiten sind ja freilich solche, daß du einen kleinen Rausch und Ehebruch für ganz gleichwertige, unbedeutende Zwischenfälle ansehen mußt. Ich will dich nicht überzeugen, und du wirst mich nicht überzeugen.“

„Wenn auch,“ erwiderte Slukoff, „ich lasse dich reden, und ich bitte dich, lasse mich auch reden. Was ist das für eine Sache — deine gepriesene Moral? Was sind das überhaupt für Dinge, mit denen man das ganze Menschenleben schematisiert hat? Da werden wir nun hineingeworfen, wie die Kugel in die Roulette und rennen uns fortwährend den Schädel ein. Ihr wollt es nicht einsehen, daß die ganze Geschichte immer nur darauf hinausgeht, ob Männchen und Weibchen einander finden. Würde ein Mensch noch heiraten, wenn man der Mädchen unsrer Kreise auf eine andre Art sich bemächtigen könnte? Man ist

geil und zahlt eben mit seiner Freiheit, wie man sonst mit tausend Rubeln zahlen würde. Die Hauptsache ist, man zahlt."

„Es ist zwecklos, daß wir darüber streiten," erwiderte Scheibler. „Eine Ehe eingehen, heißt eben Treue halten für das ganze Leben."

„Mätzchen," spöttelte Ilja Iwanowitsch. „Die schönsten Dinge, mit denen man sich bekauft hat, sieht man sich satt. Nur eine Frau oder einen Mann soll man sich nicht satt sehen? — Mätzchen! Daß die Gesetze sich mit der Ehe beschäftigen, das ist doch nur wegen der Versorgung und Sicherstellung der Kinder, — nicht wahr? Darauf kommt es an. Alles andre, was man drum herumgemacht hat, ist plumper Schwindel. Es ist Sache des Temperaments, ob man sich mit einer Frau oder mit einem Manne begnügen kann. Darum ist es unvernünftig zu verlangen, daß man sich für Lebenszeit auf eine Neigung soll festnageln lassen."

„Der Unterschied ist," sagte Paul Alexandrowitsch, „du hältst den Genuß für den eigentlichen Zweck der Liebe. Das ist nach meiner Überzeugung gottlos. Ich halte die Fortpflanzung für den eigentlichen Zweck. Wir sind untüchtig zur Arbeit, wenn wir uns immer nur von den Leidenschaften jagen lassen. Und wozu nützen wir, wenn wir nicht unausgesetzt arbeiten?"

Ilja Iwanowitsch lachte gutmütig.

„Ich lasse mich nicht in deine Sekte aufnehmen, Bruder," beteuerte er. „Es kann gar keine Rede davon sein, daß die Leidenschaften uns untüchtig machen, — im Gegenteil! Gerade durch sie empfängt man neue Impulse, schöpft neue Kraft aus ihnen. Soll man nicht leichter mit einem jungen und fröhlichen Herzen über ein Hindernis hinwegturnen, als mit

einem alten und müden? Laß mir die Leidenschaften in Ruh'! Sie sind am ganzen Menschen das Beste."

„Ich will es dir sicherlich nicht wünschen, Ilja Iwanowitsch," sagte Scheibler mit erhobener Stimme, „aber es ist sehr wahrscheinlich, daß du es an deinen Söhnen erfahren wirst, wie schädlich diese Grundsätze sind."

„Dann werden wir beide also in derselben Lage sein, Paul Alexandrowitsch," antwortete Slukoff, „bis jetzt bin ich gegen dich noch im Vorteil."

„Es ist deine Schwester, die Unrecht und Unfrieden in meine Familie gebracht hat."

„Das ist ja, was ich bestreite. Nicht Wjera, sondern eure antiquierte Auffassung ist schuld. Was hindert Sascha, daß er's genau so macht wie seine Frau? Dann wäre sofort wieder das schönste Einvernehmen zwischen den beiden."

Der alte Herr erhob sich und stieß mit einer heftigen Armbewegung seinen Stuhl hinter sich weg.

„Genau so, wie zwischen Ilja Iwanowitsch und Alexandra Jemeljanowna," sagte er verächtlich.

Slukoff nickte lebhaft.

„Das ist, meine ich, die einzige Möglichkeit, daß Mann und Frau in beständigem Frieden miteinander leben können, — es sei denn, sie wären vom lieben Gott ganz ausschließlich für einander gebacken. Diese aber sind seltener als rote Diamanten."

„Du siehst, es hat alles keinen Zweck, was wir da sagen," stellte Scheibler dem Besucher vor. „Wir erreichen vielleicht gar, daß wir untereinander uns überwerfen. Es sollte mir leid tun."

Slukoff verstand den Wink. Er warf seine Zigarette fort,

rückte an seiner Kravatte und fragte im Aufstehen, nur um einen letzten Versuch zu machen:

„Und das mit Wjera, Paul Alexandrowitsch?"

„Es ist nicht zu ändern.

„Ich bedaure das für alle Beteiligten," sagte Ilja, „es wird ein häßlicher Skandal werden, der diese harmlose und alltägliche Liebelei in das Maul der Leute bringen wird. Und das, Bruder, ist das eigentliche Sündhafte daran."

Er hätte gar zu gern noch gefragt, ob seinem Bruder Dmitri etwa ein gleiches Verbot, wie Wjera, zugegangen sei, denn er wußte, dank seiner intimen Beziehungen zu Artistenkreisen, daß auch der Rittmeister der ehelichen Treue abgeschworen hatte. Aber er scheute sich doch davor, dem wunderlichen alten Herrn diesen Hieb zu versetzen.

Schon hatte er sich verabschiedet, als Paul Alexandrowitsch ihn zu seinem lebhaften Erstaunen nochmals zurückrief.

„Ilja Iwanowitsch," sagte Scheibler ganz gegen seine Gewohnheit die Stimme dämpfend, „es ist ja nicht meine Sache, und wenn du mich deshalb zurechtweisen wirst, werde ich dir's nicht übelnehmen. Weißt du, daß sich ein Akzept von dir über zwölftausendfünfhundert Rubel im Umlauf befindet?"

Slukoff war im ersten Moment bestürzt. Dann lachte er hell auf.

„Du träumst, Paul Alexandrowitsch! Seit zwanzig Jahren habe ich nicht mehr quergeschrieben!"

„Das dachte ich mir," erwiderte Scheibler, „dann ist es eine Fälschung, und du mußt der Sache auf den Grund gehen."

Ilja wollte noch immer nicht daran glauben.

„Erbarm dich!" sagte er, „wie kommst du auf diese absurde Idee?"

„Der Wechsel liegt bei der Internationalen," war die

Antwort, „ich habe ihn selbst in der Hand gehabt. Sie haben ihn dort diskontiert."

„Ich spuck drauf!" erregte sich Slukoff; „du mußt dich geirrt haben —!"

„So wahr ich lebe," versicherte Paul Alexandrowitsch. „Der Juwelier Fabersché ist der Aussteller."

Jetzt wütete Slukoff. Er wurde blaurot im Gesicht und machte sich in den gräßlichsten Flüchen Luft. Ein Verdacht stieg in ihm auf. Der schien ihm aber selbst gleich wieder so ungeheuerlich, daß er ihn weit zurückwies und eifrig mit allem Scharfsinn sich bemühte, seinem Verwandten klar zu machen, daß der Betrüger nur unter den Beamten seiner Bureaus zu suchen sein könnte.

„Das zu erfahren, kann dir keine Schwierigkeiten machen, Ilja Iwanowitsch," sagte Scheibler ausweichend; „ich fühlte mich nicht berechtigt, bei Fabersché anzufragen."

„Ich danke dir, Paul Alexandrowitsch," sagte Slukoff und schüttelte dem andern kräftig die Hand; „du hast mir einen großen Dienst erwiesen."



Als er mit seiner Troika an dem Laden des Juweliers vorfuhr, fand er das Geschäft schon geschlossen. Beim Dwornik erfragte er die Privatwohnung des Inhabers und eilte dorthin. Doch er traf niemand zu Hause. Er mußte sich bis zum andern Morgen gedulden.

In einer wütenden Stimmung fuhr Slukoff heim. Bah! diese zwölftausend Rubel waren ein Bettel, — sicherlich! Er überlegte sich das nicht fünf Minuten, wenn er eine solche Summe ausgab. Aber dann wollte er auch etwas dafür haben. Er wollte wissen, wofür er sein Geld ausgab. Sich ein-

sach darum prellen zu lassen, fiel ihm nicht ein! Und was mußten die Leute von ihm denken, denen sein Akzept, und noch dazu über einen so lächerlichen Betrag, vor die Nase kam? Daß nur zehn Menschen in Moskau glauben könnten, er, Ilja Iwanowitsch Slukoff, wäre nur einen Augenblick um zwölftausend Rubel in Verlegenheit gewesen, das erschien ihm als eine so ungeheuerliche Schmach, daß er dem Urheber erbarmungslose Rache schwor.

Da ihm der Diener im Vorzimmer nicht schnell genug Hut und Stock aus der Hand nahm, ließ er beides auf die Erde fallen und ging mit hastigen Schritten, um sein Arbeitszimmer aufzusuchen. An der Tür blieb er eine Sekunde wie angewurzelt stehen. Er kämpfte gegen irgend einen Gedanken. Und plötzlich riß er sich herum und schritt eilig den langen Korridor zur Linken hinunter, wo die Zimmer seiner Söhne lagen. Er öffnete die Tür und befand sich im Salon des Ältesten. Ein betäubender Geruch von kaltem Zigarettenrauch und Juchtenparfüm erfüllten den dunkeln Raum. Die Tür zum Schlafzimmer war nur angelehnt und ließ durch einen engen Spalt Licht sehen. Slukoff ging hinein. Grigori stand in Hemdärmeln vor dem Spiegel und knotete seine Kravatte.

„Ah, du bist es —“ sagte er, ohne sich stören zu lassen.

„Ich frage dich auf Ehre und Gewissen,“ begann der Vater, „hast du —?“

Er brach ab. Er ärgerte sich über das Zittern seiner Stimme. Und dann: — Grigori! Es war Wahnsinn, das zu vermuten.

Der junge Mann hörte in seiner wichtigen Beschäftigung auf und wandte dem Vater ein sehr erstauntes Gesicht zu.

„Was soll ich haben?“ fragte er.

„Es ist gut,“ erwiderte Slukoff. „Wo sind die andern?“

„Warja ist fortgegangen," erklärte Grigori. „Ob Peter noch da ist, weiß ich nicht."

Slukoff schritt quer durch die Zimmer, stieß eine Tür auf und stand Peter gegenüber, der an seinem Schreibtisch saß und emsig korrespondierte. Er sah nicht auf, da er denken mochte, daß Warja eingetreten wäre. Da rief Ilja Iwanowitsch seinen Namen. Wie elektrisiert schnellte er auf und blieb einen Augenblick kerzengrade stehen. In seinen Augen war ein Flackern, und sein Gesicht schien einen grünlichen Ton anzunehmen. Das Lächeln, zu dem er sich dann zwang, verzerrte seine Züge in einer häßlichen Weise.

„Du hast mich wahrhaftig erschreckt, "sagte er.

Slukoff maß seinen Sohn mit Raubtierblicken. Er schloß hinter sich die Tür ab, ging zur zweiten Tür, die nach dem Korridor führte, und verschloß sie, — ging zur dritten und drehte auch hier den Schlüssel um.

„Was machst du?" fragte Peter.

Ilja Iwanowitsch antwortete nicht. Er griff Peters Reitpeitsche, die auf dem Tisch lag, und stürzte sich auf den Sohn, ehe dieser noch zur Besinnung kommen konnte. Unbarmherzig hieb er auf ihn ein, — wohin er traf, auf den Rücken, über die Arme und Beine, über den Kopf. Einen Versuch nur machte der schwächliche Mensch, sich auf den Vater zu werfen und ihm die Peitsche zu entreißen. Der schüttelte ihn ab wie eine junge Katze und schlug ihn bis zur eigenen Erschöpfung.

„Bist du wahnsinnig?" heulte der Mißhandelte auf.

Jetzt standen sie keuchend sich gegenüber.

„Ich will dich lehren, meinen Namen zu diskreditieren!" schrie Slukoff, — „ich will dich lehren —!"

Vergeblich suchte Peter die Tränen zurückzudrängen, die Wut und Schmerz ihm in die Augen trieben.

„Was hast du mit dem Geld gemacht?“ herrschte der Vater ihn an. „Heraus mit der Sprache!“

„Einen Schmuck gekauft,“ würgte der andre hervor.

„Für die ganze Summe —?“

„Ja —“

„Du wirst ihn zurückgeben!“

„Unmöglich!“

„Du wirst. Achtundvierzig Stunden gebe ich dir Zeit. Dann wird Fabersché seinen Schmuck wieder haben und ich den gefälschten Wechsel.“

„Unmöglich,“ wiederholte Peter verzweifelnd, „ich habe ihn verschenkt.“

„Du wirst ihn dir zurückgeben lassen.“

„Das kann ich nicht!“

„Bis übermorgen abend ist die Sache geordnet. Wenn nicht, bringe ich dich zur Anzeige. Als den gemeinen Verbrecher, der du bist, lasse ich dich von der Polizei abführen.“

„O, das wirst du nicht tun!“ rief Peter entsetzt.

„So wahr ich lebe!“ drohte Slukoff.

„Du jagst mich in den Tod!“ schrie der Sohn.

„Desto besser. Das will ich. Das wäre die erste Freude, die du mir gemacht hättest.“

Jetzt brach Peter in die Knie und rang die Hände und wimmerte: „Vater! Um Christi willen — Vater!“

„Du bist ja zu feig,“ sagte Ilja Iwanowitsch verächtlich. „Aber ich werde nicht zu feig sein, meinen Sohn ins Gefängnis zu bringen, — das schwör ich dir!“

Er beachtete ihn nicht mehr. Er warf die Peitsche fort,

die er bisher in der Hand gehalten hatte, und ging aus dem Zimmer.

Mit blutunterlaufenen Augen starrte Peter ihm nach.

V.

Kasimir Oblenski war für einige Tage auf sein Stammgut nach Wilna gereist. Seine Braut, die Zigeunerin, benutzte seine Abwesenheit, um ihren kleinen Roman mit Peter Iljanowitsch Slukoff fortzusetzen. Seit er ihr das herrliche Rubinenkollier zu Füßen gelegt hatte, war er in Gnaden von ihr aufgenommen worden. Seine fast jugendhafte schwärmerische Anbetung war ihr bei ihrer völligen Abhängigkeit von den oft herrischen Launen des Fürsten eine angenehme Abwechslung.

Es war abends, schon in der zehnten Stunde, als sie Peter erwartete, um irgendwo mit ihm zu soupieren. Sie saß in ihrem Schlafzimmer vor dem Toilettentisch, auf dem eine Unzahl silberner Büchsen, Bürsten, Kämme, Zeitungen, ein Buch, Büschel ausgekämmter Haare und Zigarettenreste durcheinander lagen, — vor dem großen Spiegel, der von drei silbernen Amoretten getragen wurde. Ihr nachtschwarzes Haar flutete offen und wirr über ihre Schultern, über die Rücklehne ihres Stuhls bis fast zur Erde; der Friseur war noch nicht dagewesen. Eine feine Puderschicht lag auf dem schönen Gesicht. Die Augenbrauen waren mit dem Pinsel kunstvoll nachgezogen, die Wimpern waren geschwärzt, so daß die Augen beinahe unheimlich groß und leuchtend erschienen. Den reizvollen Lippen war ein purpurnes Rot aufgelegt. Kostbare Ohrgehänge von antiker Form baumelten funkelnd bis zur halben Höhe des Halses, an dem die Rubinen und Brillanten von Peters Geschenk ihr mystisches Feuerwerk abbrannten. Über dem Busen fielen die Falten eines Frisiermantels auseinander, mit den pracht-

vollsten Spitzen besetzt, aber ganz grau und zerknüllt von einem langen und sorglosen Gebrauch, als wäre er aus sehr schmutziger Wäsche von neuem hervorgesucht worden. Die mit zahllosen Ringen besteckten Finger hatten sich mit einem Stück Weißbrot und einem Stück Wurst bewaffnet, von denen die Zigeunerin abwechselnd ein wenig abbiß. Es beunruhigte sie nicht, daß Krümel von beiden auf den Rock von perlgrauem crêpe de chine, den sie trug, fortwährend herunterfielen. Sie würde sich ohne Bedenken selbst die Finger daran abgewischt haben.

Katzenartig leise huschte die Kammerfrau herein, um Peters Kutscher zu melden, der einen Brief von seinem Herrn gebracht hatte.

„Laß ihn herein," befahl die Zigeunerin, die sich von ihren Leuten schon jetzt immer Durchlaucht nennen ließ. Nachlässig nahm sie aus der Hand des schüchternen, hübschen Burschen, der bis unter die Haarwurzeln errötete, das Billet entgegen. Als sie es gelesen hatte, zerriß sie es ärgerlich.

„Warum erst in einer Stunde?" fragte sie gereizt, als erwartete sie von dem Kutscher eine Erklärung. Dann stand sie rasch auf.

„Wart! Ich will dir eine Antwort mitgeben."

Sie ging in das Nebenzimmer und ließ die Tür offen. Es dauerte immerhin einige Minuten, ehe sie zurückkam. Der junge Mensch sah sich mit ängstlicher Neugierde in dem sonderbaren Raum um. Da stand ein ungeheures Bett, in dem eine große Familie Platz gehabt hätte, mit einer rotseidenen Daunendecke, quellend, von Spitzen und rotseidenen Bändern. Über dem Kopfende wölbte sich eine Laube von Weinlaub bis zur Decke, mit blauen und grünen Trauben darin, die von innen beleuchtet waren. Und diese Laube schloß Spiegel ein. Man

konnte nicht zählen, wieviele es waren. Wagerecht und schräg hängende Spiegel, die einander im Bilde auffingen und zurückwarfen und wieder auffingen, daß immer hundert ineinander zu stecken schienen, endlose Reihen bildend. Vor diesem Bett lag ein Knäuel von Kleidern und Wäschestücken, als hätte sie jemand mit einemmal vom Körper gestreift. Auf einem kleinen Malachittischchen standen Saffianschuhe, die mit Gold gestickt waren. Über die Lehne eines Stuhls waren seidene Unterröcke geworfen. Davor lag ein weißseidenes Korsett platt auf der Erde, wie ein großer, junger Vogel, der seine unbeholfenen Schwingen vergebens ausbreitet.

An der einen Wand, zwischen Fenster und Tür, stand eine große Etagere mit Bronzebeschlägen und Intarsien auf hohen geschweiften Beinen. Die Türen waren offen; vier, fünf Schubfächer waren teils halb, teils ganz herausgezogen und ließen eine Menge von Schmucketuis sehen. Die größeren von ihnen waren zumeist nicht geschlossen, da sich Teile ihres Inhalts verschoben und eingeklemmt hatten. Aus einem ovalen hellblauen Sammetetui hing eine ganze Schnur schimmernder Perlen heraus.

Der junge Mensch starrte verständnislos darauf hin. Da erkannte er auf der Tafelplatte des kostbaren Meubles neben einem schmutzigen Taschentuch und einem Handschuh ein Päckchen zerknüllter Banknoten. Der Teufel trieb ihn dazu an, seine Hand auszustrecken. Es war sein erster Diebstahl, und er nahm nur einen einzigen Zehnrubelschein. Aber er zitterte dabei, daß ihm die Zähne klapperten. Als er die Röcke der Zigeunerin aus dem Nebenzimmer heranrauschen hörte, war ihm die Kehle wie zugeschnürt. Er stolperte, als er mit dem Brief, dem sie ihm gegeben hatte, hinausging. Er sah so komisch dabei aus, daß sie laut auflachen mußte.

Endlich kam der Friseur. Sie liebte es, sich vor dem

großen Trumeau frisieren zu lassen, der in ihrem Boudoir stand. Es machte sie nervös, wenn sie bei dieser langwierigen Folter nicht alles sehen konnte, was hinter ihrem Rücken vorging. Sie rauchte eine Zigarette nach der andern, warf die Stummel auf den Teppich und kokettierte mit ihren außergewöhnlich kleinen Füßen, die sich vor ihr im Spiegelbild fortwährend bewegten. Auch der Friseur nannte sie gefällig „Euer Durchlaucht“ und zerstreute sie durch die Erzählung einer Unmenge von Klatsch. Er war noch lange nicht fertig, als Peter Slukoff sich einfand und von der Kammerfrau diskret in das Boudoir ihrer Herrin geführt wurde, damit er von dem Haarkünstler nicht gesehen würde. Denn Kasimir Oblenski hatte überall seine Spione.

Als die Zigeunerin eintrat, sah sie Peter mit raschen Schritten auf und abgehen. Es dauerte einige Zeit, ehe er sie gewahr wurde. Er reichte ihr seine eiskalte Hand.

„Du bist kalt und feucht wie eine Eidechse,“ sagte sie und zog rasch ihre Finger zurück, „und siehst aus, als hättest du drei Tage im Grabe gelegen. Was ist dir?“

„Ich habe Kopfschmerzen,“ erklärte er, „ich glaubte, daß ich überhaupt nicht würde kommen können.“

„Ich wollte dich auszanken und muß dich jetzt auch noch bedauern.“

Damit war ihr Mitgefühl erschöpft. Sie klingelte ihrer Dienerin und ließ sich von ihr beim Anziehen der Taille helfen. Peter Iljanowitsch starrte wie hypnotisiert auf das Rubinkollier, das bei jeder ihrer Bewegungen ganze Bündel blitzender Strahlen auszuwerfen schien, — auf diesen verfluchten Schmuck, der ihm so verhängnisvoll geworden war. Einmal war es, als wollte er mit einem raschen Entschluß auf sie zutreten und sie um etwas bitten. Wie zum

Ausschreiten neigte sein Oberkörper sich vor, seine Lippen bewegten sich, um zu sprechen. Dann lachte er ganz unbegründet auf.

„Was ist los?" fragte die Zigeunerin.

„Nichts, — mir ist etwas eingefallen."

Jetzt ging sie zur Etagere und stieß die Schubfächer hinein, wühlte in den Etuis, die sich spreizten, und schloß die Türen. Peter Iljanowitsch schwankte. Er glaubte ohnmächtig zu werden. Es waren hundert Komoden in dem Zimmer und hundert Zigeunerinnen mit Brillanten und Rubinen auf der nackten Haut.

„Mascha!" rief er, „ein Glas Wasser!"

Die Kammerfrau hielt es ihm an den Mund, und er trank es gierig aus.

„Du bist in der richtigen Verfassung, mit mir zu soupieren," sagte seine Geliebte ärgerlich. „Ich glaube, du hast getrunken."

Er riß sich zusammen.

„Dieses Glas Wasser," witzelte er, „sonst nichts. Übrigens ist es schon wieder vorbei. Du sollst zufrieden mit mir sein. Ich bin jetzt in ausgezeichneter Stimmung."

Und in der Tat — er war unglaublich übermütig in dieser Nacht und verschwenderisch wie ein Bergwerksbesitzer. Schließlich war er auch wirklich noch betrunken und fiel um sechs Uhr morgens schwer in sein Bett. Er schlief ausgezeichnet. Lange nach Mittag erst erwachte er mit dem behaglichen Gefühl eines sorglosen, gut ausgeruhten Menschen, der zu jedem neuen Vergnügen bereit ist. Er pfiff leise vor sich hin, während er aufstand.

Plötzlich hielt er wie erstarrend inne, bohrte die Blicke vor sich in den Boden; in einer Sekunde hetzten tausend Gedanken durch sein Hirn. Er riß die Schublade seines Nacht-

tisches auf, in die er den Inhalt seiner Taschen ausgeleert hatte. Da lag alles: — die Rettung oder das Verderben! Eine Perlenschnur mit einem großen Smaragd als Schloß; ein Armband mit Opalen und Brillanten; ein Stern mit einem prachtvollen Solitair in der Mitte. Mehr als genug, um diesen entsetzlichen Wechsel damit einzulösen. Sicherlich würden Tage, vielleicht Wochen vergehen, ehe die Besitzerin das Fehlen dieser Stücke bemerken würde. Bis dahin konnte hundertmal Rat geschafft werden. Wie? — Das brauchte ihn jetzt noch nicht zu kümmern.

Sollte er heute schon zu dem Juwelier gehen? — Nein, wozu sich den Tag verderben. Es war auch morgen noch Zeit. Er ging in sein Vorzimmer und verschloß den Schmuck in seinem Schreibtisch. Dabei dachte er daran, wie schrecklich dumm das war, daß er gestern beim Stehlen so gezittert hatte. Jetzt rührte sich sein Gewissen nicht mehr. Was er da getan hatte, war ja gar kein Diebstahl. Er hatte einfach eine Schenkung rückgängig machen müssen, da er plötzlich in Not geraten war. War es auch nicht derselbe Gegenstand, so doch annähernd derselbe Wert. Er empfand sogar eine leise Befriedigung darüber, daß er für's erste wieder den Kopf aus der Schlinge gezogen hatte. Wie würde Ilja Iwanowitsch, dieser unnatürliche und barbarische Vater, staunen, wenn ihm morgen der elende Wechsel zerrissen vor die Füße fliegen würde!

Während Peter sich anzog, ließ er sich einige Speisen und eine Flasche Wein auf sein Zimmer bringen. Dann schlenderte er über den ersten Hof des Hauses in die Durchfahrt, um nach dem zweiten Hof und den Ställen zu kommen, die dahinter lagen. Besonie, seine Fuchsstute, hatte gestern ein wenig gelahmt.

Auf dem zweiten Hof standen die Stalleute seines Vaters

und auch zwei Hausmädchen neugierig erregt in einer schwatzhaften Gruppe beisammen und ließen sich auch durch die Annäherung des jungen Herrn nicht stören. Von der schmalen und steilen Holztreppe, die rechts zu den Kutscherwohnungen hinaufführte, hörte Peter ein Lärmen, laute Stimmen und ein kräftiges Pochen, als trommelte jemand mit den Fäusten gegen eine Tür.

„Was ist los?" fragte er.

Zehn Leute antworteten ihm zu gleicher Zeit. Er hatte Mühe zu begreifen, daß ein Gorodowoi da war, um Nikola zu verhaften.

Zum Donnerwetter, seinen Kutscher?

Er nahm drei Stufen auf einmal, indem er mit dem Ellbogen die Gaffer zur Seite stieß, von denen die Treppe belagert war. Jetzt packte er den Schutzmann am Arm.

„Was soll das mit Nikola?" herrschte er ihn an.

„Er hat gestohlen, Herr," erwiderte der Gorodowoi, — „Edelsteine für zwanzigtausend Rubel. Als er mich kommen sah, hat er sich hierher verkrochen. Wir müssen die Tür aufbrechen."

„Nikola!" schrie Peter mit heiserer Stimme und rüttelte verzweifelt an der Klinke, — „mach auf! —"

Nichts rührte sich in der Stube.

„Gebt ein Beil," befahl der Gorodowoi den Nächststehenden. Es dauerte noch einige Minuten, ehe man das Beil von Hand zu Hand hinaufreichte. Dann mußte Peter einen Schritt zur Seite treten, und der Schutzmann schlug mit kräftigen Hieben eine Türfüllung ein. Durch den Spalt griff er durch und drehte von innen den Schlüssel um. Er und Peter drängten sich fast gleichzeitig in die Stube.

Am Haken eines Deckenbalkens hing Nikola. Unter ihm lag ein Stuhl, den er mit den Füßen weggestoßen hatte. Das

Gesicht war blaurot, der Mund halbgeöffnet, die Spitze der Zunge drängte sich aufgedunsen zwischen den Zähnen hervor.

„Dieser Hundesohn!" fluchte der Gorodowoi, — „dieser Hundesohn!"

Er forderte ein paar Männer zu seiner Unterstützung auf, und zwanzig Hände bemühten sich alsbald um den Selbstmörder. Man schnitt ihn ab und legte ihn auf die Dielen.

„Es ist aus," erklärte der Gorodowoi, „nur die Posaunen des Gerichts können den noch aufwecken."

Er sah sich nach dem jungen Herrn Slukoff um. Peter Iljanowitsch war aber nicht mehr da.

Wie gelähmt schleppte er sich zurück in sein Zimmer. Es war, als hätte ihm jemand die entsetzliche, schwere Masse dieses Toten auf die Schultern gelastet, damit er sie nun immer und immer, Tag für Tag und Stunde für Stunde, mit sich herumtrüge. Er fletschte die Zähne und grinste wie einer, den ein jäher Schreck wahnsinnig gemacht hat. Seine Stirne perlte von kaltem Schweiß. Was war das nun? Vor einer halben Stunde war er, seiner Meinung nach, noch ein anständiger und friedfertiger Mensch gewesen; — jetzt war er ein Mörder. Er war schuld an dem Tod dieses gesunden, kräftigen und unschuldigen Burschen. Eine gräßliche Verkettung von Zufällen, die er nicht entwirren konnte, hatte zu diesem tragischen Abschluß geführt, der alle seine Pläne zunichte machte und ihn überdies mit einer niemehr sühnbaren Schuld bebürdete. Er stand vor einem Abgrund und keine einzige Brücke führte mehr hinüber zu einem neuen Leben. Mit allem vielleicht hätte er noch fertig werden können. Er fand ja schließlich für jede Art Leichtsinn eine Entschuldigung in seiner Erziehung, in den Beispielen, die ihm von allen Seiten waren gegeben worden. Mit diesem Toten aber konnte er nicht fertig werden. Diese ent-

setzliche Folge seines Handelns stempelte dieses erst wirklich zu einem Verbrechen. Er konnte der Schmucksachen sich entledigen, sie irgendwohin werfen, vielleicht sogar so, daß sie gefunden werden mußten und den Verdacht gegen den armen Nikola, der nicht mehr sprechen konnte, erst recht befestigten. Dann konnte er mit Hilfe der Mutter es versuchen, des Vaters Verzeihung anzurufen. Ilja Iwanowitsch würde sich doch noch erweichen lassen und er, Peter Iljanowitsch, würde derselbe elegante und makellose junge Lebemann sein, wie nur je zuvor. Nichts, als einen Mord auf dem Gewissen! Nichts, als einen Mord. Niemand würde den grinsenden Schädel seines toten Kutschers sehen können, — er allein würde ihn sehen, — im Theater, auf der Straße, im Restaurant, im Schlafzimmer seiner Geliebten, — genau so, wie er ihn jetzt vor Augen hatte, genau so. Alle Welt würde sich wundern, daß Peter Iljanowitsch das Lachen verlernt hätte, — vielleicht auch das Reden, — schließlich sogar das Denken. Er ist ein Sonderling, würden die Leute von ihm sagen. Aber eines Tages würde er die heimliche Kameradschaft Nikolas nicht mehr ertragen können und den Erstenbesten, jeden, alle darum anrufen, daß sie ihn von diesem Toten befreien sollten, der mit ihm wachte, aß und schlief. Dieser Tag mußte kommen, — das fühlte er. Dieser unschuldige Mensch, der um seinetwillen hatte sterben müssen, würde sicherlich auf seine Rache nicht verzichten. Und dann? —

Entweder, man würde ihm glauben und ihn nach Sibirien schicken oder man würde ihn in ein Irrenhaus sperren. So sah die Zukunft von Peter Iljanowitsch aus! — Wohlgemerkt: so sah sie aus, wenn er wirklich so feig war, wie sein Vater behauptet hatte. Wenn er nun aber nicht so feig war? — —



„Das ist eine entsetzliche Strafe," sagte Paul Alexandrowitsch, als er den Seinen aus der Zeitung vorgelesen hatte, daß Peter Slukoff erschossen in seinem Bett aufgefunden worden war. Nicht einmal seiner Frau sagte er etwas von dem gefälschten Akzept. Er tat so, als wüßte auch er keinen Grund für diesen schrecklichen Selbstmord anzugeben. Er sprach nur von dem ungeheuren Schmerz der Eltern, indem er sich ausmalte, was er selbst bei einem solchen Schicksalsschlag empfinden würde, und indem er innerlich Gott dankte, daß er ihm so brave und ehrenhafte Kinder geschenkt hatte.

Er fühlte die Verpflichtung, angesichts dieses Unglücks jede Abneigung gegen Ilja Iwanowitsch und dessen Frau zu überwinden und den Versuch zu machen, diesen Schwergeprüften eine Stütze zu sein. Er ließ Sascha sagen, daß er heute nicht im Bureau erscheinen würde, und machte sich sofort auf den Weg in das Trauerhaus.

Alexandra Jemeljanowna war nicht zu sprechen. Sie hatte bei der Nachricht vom Tode ihres Sohnes Weinkrämpfe bekommen und lag krank zu Bett. Der alte Slukoff ließ Paul Alexandrowitsch einige Minuten warten. Dann kam er mit seinen gewohnten elastischen Schritten, die so sehr über sein Alter täuschten, herein.

„Dieses Unglück!" sagte Scheibler, indem er mit großer Herzlichkeit dem Verwandten die Hand drückte.

„Ich danke dir, Paul Alexandrowitsch," antwortete Slukoff, „aber das ist kein Unglück."

Der alte Herr starrte ihn an, als fürchtete er, daß der arme Vater den Verstand verloren hätte.

„Wie — kein Unglück —?" fragte er entsetzt.

„Ich weiß, was ich sage," versicherte der andre. Scheibler wich einen Schritt von ihm zurück.

„Versündige du dich nicht, Ilja Iwanowitsch."

Der schüttelte ernergisch den Kopf.

„Er war ein Entarteter," sagte er hart, „wer weiß, welche Schande er mir noch gemacht hätte. Es ist besser so."

„Du hast einen starken Willen, Ilja Iwanowitsch," erwiderte Scheibler, „aber ich habe auch Kinder. Vor mir mußt du dir diesen Zwang nicht antun."

„Nein, wirklich, Paul Alexandrowitsch," beharrte Slukoff; „als eine Gnade Gottes sehe ich es an. Ich kann mir nicht helfen."

Der alte Herr erbleichte.

„Als eine Gnade Gottes?" wiederholte er mit bebender Stimme. „Auf eine so fürchterliche Art stirbt dir ein Sohn und du sprichst so?"

„Das Schicksal hat mich nicht daran gewöhnt, mich zu sorgen," rühmte Slukoff, „mir ist alles nach Wunsch geraten, solange ich denke, — auch jetzt wieder. Warum soll ich heucheln?"

„Und du machst dir keine Vorwürfe?" fragte Paul Alexanwitsch, der über solcher Verstocktheit ganz vergaß, daß er gekommen war, um zu trösten. „Denkst du denn nicht daran, daß du verantwortlich bist? Daß Peter wahrscheinlich ein ganz andrer Mensch geworden wäre, wenn du ihn besser erzogen hättest? Wo sollte er den sittlichen Halt wohl herhaben, der nötig ist, um gute Grundsätze zu gewinnen?"

„Es ist deine Marotte, Paul Alexandrowitsch," sagte Slukoff, „so übertriebene Forderungen an die Eltern zu stellen. Ich kann es nicht einsehen, warum wir nur um unserer Kinder willen da sein sollen, während sie nur darauf warten, von uns loszukommen. Sie haben recht. Ich aber habe nicht minder recht. Eine starke Existenz ist nicht denkbar ohne Egoismus."

„Der die Wurzel alles Übels ist,“ erzürnte sich Scheibler.

„Ammenmärchen!“ wehrte Ilja ab. „Ein kluger Mensch schöpft zu allem die Kraft aus dem Egoismus, — auch dazu, ehrenhaft und anständig zu bleiben, mit den Gesetzen nicht in Konflikt zu kommen und keinerlei gefährliche Streiche zu begehen. Ein kluger Mensch tut nur das, was ihm nützt, und vermeidet alles, was ihm schaden könnte. Also weiß ich nicht, mein Lieber, was moralischer wäre als der Egoismus.“

„Wen Gott verderben will, den schlägt er mit Blindheit,“ sagte Scheibler feierlich. „Ich fürchte für dich und die Deinigen, Ilja Iwanowitsch. Der Anfang ist gemacht. Sicherlich stehen dir weit größere Prüfungen noch bevor.“

Jetzt wurde Slukoff ärgerlich.

„Der Blitz pflegt in die höchsten Maste zuerst einzuschlagen, Paul Alexandrowitsch,“ erklärte er gereizt. „Sieh du dich nur vor, da du doch so viel größer bist, als ich.“

„Ich habe nach jeder Richtung meine Pflicht getan,“ erwiderte Scheibler mit einigem Stolz.

Er verabschiedete sich kurz und ging. Er empfand jetzt eine doppelte Genugtuung darüber, daß er sein Haus so wohl bestellt hatte. Die Sorge um Saschas Eheleben erschien ihm nun plötzlich gar verschwindend klein. Er entschloß sich sogar, sein Verhalten gegen Wjera abzuändern und noch einmal den Versuch zu ihrer Rettung zu machen, denn ihre Verirrung war, an der ungeheuren Frivolität ihres Bruders gemessen, wirklich beinahe entschuldbar.

Dieses Bewußtsein, nach jeder Richtung hin seine Pflicht getan zu haben, war kaum je zuvor so lebendig in Paul Alexandrowitsch gewesen und hatte ihm noch niemals zu einem so vollkommenen Gefühl der Sicherheit verholfen, als jetzt. In seiner Dankbarkeit für das große Glück, das ihm Gott in

seinen prächtigen Kindern geschenkt hatte, glaubte er etwas Besondres tun zu müssen. Er gab seinem Kutscher den Auftrag, umzukehren und ihn nach dem Hause Sascha Pawlowitschs zu fahren. Er war überzeugt, daß Wjera davon überwältigt werden würde, wenn er käme, um ihr die Hand zur Versöhnung zu reichen. Das war etwas, was weder sie noch irgend ein andrer Mensch, der ihn kannte, jemals von ihm erwartet hätte.

Als der Diener ihm öffnete, fragte er, in welchem Zimmer die gnädige Frau sich befände, damit er sie aufsuchen und überraschen könnte. Es verstimmte ihn sehr zu hören, daß Wjera überhaupt nicht zu Hause war.

„Aber der gnädige Herr ist in seinem Zimmer," sagte der Diener.

Da er schon einmal da war, wollte Paul Alexandrowitsch seinem Sohne wenigstens guten Tag sagen. Er winkte dem Diener zurückzubleiben und ging vom Salon aus durch die verschiedenen Räumlichkeiten zu Saschas Zimmer. Zu seinem Erstaunen fand er die Tür verriegelt, und niemand antwortete auf sein Klopfen. Erst, nachdem er den Namen des Sohnes wiederholt laut gerufen hatte, wurde er eingelassen.

„Barmherzigkeit!" sagte Scheibler, „wie siehst du aus?" Der arme Mensch rang nach Atem.

„Wjera — ist — fort!" stieß er, von Schluchzen erstickt, wie ein hilfloses Kind hervor und wiederholte es nochmals mit flehenden und verzweifelten Augen: „Sie ist — fort —!"

Der Vater packte ihn am Arm. Das Zimmer schien sich mit ihm zu drehen.

„Sascha!" rief er, „heißt das, daß sie dich und die Kinder verlassen hat, — freiwillig?"

„Ja," sagte der Sohn. Dann schüttelte er den Kopf, vor

sich hinbrütend, als wenn er das Furchtbare noch gar nicht zu fassen vermöchte.

„Du hast sie aus dem Haus getrieben, Vater, — du —"

Nicht wie einen Vorwurf sprach er das aus, sondern einfach, wie man eine Tatsache festzustellen sucht, — eine Tatsache freilich, die ein für allemal über das Schicksal des Sprechers entschieden hat. Und das tat dem alten Mann viel weher, als selbst sehr heftige Worte ihm getan hätten.

„Eben jetzt bin ich gekommen, um mich mit ihr auseinanderzusetzen," sagte er, und hatte den Wunsch, sich damit bei Sascha zu entschuldigen. Der aber schien nichts mehr zu hören. Mit seinen stieren Augen in dem bleichen Gesicht, mit den zerzausten Haaren und dem offenen Hemd, das er mit einem Griff seiner Hände aus den Knopflöchern gerissen hatte, saß er stumm und verzweifelt da.

Paul Alexandrowitsch rückte sich einen Stuhl an seine Seite, nahm seine Hand und bot alles auf, ihn zu beruhigen, ihm Mut einzusprechen und vor allem dadurch ihn aufzurichten, daß er ihn an seine Pflichten gegen Dmitri und Kaschka erinnerte. Mit keiner Miene gab Sascha zu erkennen, daß er verstanden hätte. Es war, als wäre eine hohe und feste Wand zwischen den beiden Männern aufgewachsen und hätte alle die tausend Fäden zerrissen, die so lange Jahre vom Herzen des einen zum Herzen des andern sich gesponnen hatten. Und Paul Alexandrowitsch fühlte, daß auch er einen Sohn verloren hatte gleich Ilja Iwanowitsch. —



Wjeras Flucht verkümmerte allen die Feststimmung zur Trauung Tatjanas. Sascha nahm nur an dem kirchlichen Akt teil, und auch da wirkte seine Anwesenheit so drückend auf die

andern, daß alle wünschten, er wäre ganz ferngeblieben. Besonders aber schien Sonja unter dem Mitgefühl für das Schicksal des Bruders zu leiden. Sie hatte verweinte Augen, und man mußte fortwährend befürchten, daß sie in lautes Schluchzen ausbrechen würde. Bisweilen wurde sie von einem heftigen Fieber geschüttelt, so daß ihre nackten Schultern zitterten, und der Orchideenstrauß, den sie trug, ihr wiederholt aus der Hand fiel. Zum drittenmal mußte sich Dmitri danach bücken. Iwan, der gerade hinsah, bemerkte, daß der Rittmeister Sonja unwirsch zurechtwies, und wie dabei ein schmerzliches Zucken über das bleiche Gesicht der Schwester hinlief. Er behielt die beiden jetzt bis zum Ende der Zeremonie im Auge und machte sich seine eigenen Gedanken über die auffällige Veränderung im Benehmen seines Schwagers.

Als man im Vestibüle der Kirche auf das Vorfahren der Wagen wartete, wurde Sonja ohnmächtig. Iwan fing sie auf, und Sofia Wassilowna eilte herbei, um für die Tochter zu sorgen. Da sagte Dmitri zu ihr:

„Laß nur, — das hat nichts auf sich, — Sonja liebt solche Szenen.“

VI.

Als Kasimir Oblenski nach einer Abwesenheit von drei Wochen nach Moskau zurückgekehrt war, konnte es nicht ausbleiben, daß er von dem Juwelendiebstahl erfuhr. Diese Sache hatte durch den Selbstmord Nikolas und durch das rätselhafte Zusammentreffen mit dem Selbstmord Peter Slukoffs eine solche Bedeutung bekommen, daß jedermann sich damit beschäftigte, und viele ihren Scharfsinn daran wetzten. Die Frage über den Verbleib der Juwelen wollte nicht mehr zur Ruhe kommen. Bei der Gründlichkeit der angestellten Nachforschungen war

es in der Tat ein vollkommenes Rätsel, daß sie nirgends aufgefunden wurden. Die Zeitungen ergingen sich in langen Erörterungen darüber, wann und wie der Kutscher Zeit gefunden hatte, seines Raubes sich zu entledigen, und ließen durchblicken, daß vielleicht andre Hände dabei im Spiele gewesen sein könnten. Die Bestohlene war von der Polizei einem förmlichen Verhör unterworfen worden und hatte nach zähem Sträuben ihre Beziehungen zu Peter Iljanowitsch preisgeben müssen, um die Anwesenheit Nikolas in ihren Zimmern zu erklären. Auch ihre Aussagen wurden immer von neuem öffentlich durchgesprochen.

Kasimir Oblenski hatte sich schon unterwegs aus den Blättern und aus den Gesprächen von Mitreisenden gründlich unterrichtet. Wie ein Gewitter brauste er bei der Zigeunerin hinein, wie er von der Bahn gekommen war, ohne den Mantel abzulegen, den Hut auf dem Kopf, in der Hand den Stock. Sie hatte Zeit gehabt, sich auf dieses Wiedersehen vorzubereiten. Ehe er sie befragte, warf sie sich ihm mit einem halben Geständnis zu Füßen, zerknirscht, schluchzend, eine büßende Magdalena. Er griff sie bei den Haaren, prügelte sie wie einen Hund und schleuderte dann die Schreiende und Heulende von sich, daß sie rückwärts über einen Stuhl stürzte. Er ging fort, als Mascha ins Zimmer eilte und ihrer Herrin aufhalf.

Man hörte, wie er dröhnend die Türen hinter sich zuwarf.

„Er hat mich geprügelt, Mascha," sagte die Zigeunerin, während sie ihre schmerzenden Glieder aufrichtete, und ihre nassen Augen fingen schon wieder an zu lachen, — „jetzt ist alles gut. Morgen, spätestens übermorgen wird er hier sein."

Und er kam wirklich wieder. Er setzte sich über alles hinweg und traf sogar endlich alle Vorbereitungen zur Hochzeit, die er launenhaft bisher immer hinausgezögert hatte.

„Er ist ein Mann, der in die Welt paßt," sagte Ilja Iwanowitsch, als ihm die Post die Vermählungsanzeige brachte; „du sollst sehen, Alexandra, die ganze Aristokratie wird dabei sein, und die Fürstin Oblenski wird überall mit Auszeichnung empfangen werden."

„Warum auch nicht?" antwortete Alexandra Jemeljanowna gähnend. Seit dem Tode Peters schien sie den Schmerz um Nikolai Petrowitsch überwunden zu haben. Sie gab sich jetzt ausschließlich der Trägheit hin, bewegte sich nur mit Widerwillen aus einem Zimmer in das andre, lag tagelang umher und las französische Romane, wobei sie uralten Kognak trank und große Mengen Schokolade und parfümierte Bonbons aß oder rauchte. Man würde es kaum bemerkt haben, daß sie im Hause war, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit ihr eintöniges, nervenerschütterndes Wimmern über die unerträgliche Migräne, von der sie geplagt wurde, erhoben hätte. Es war einigermaßen merkwürdig, daß diese Anfälle immer nur vor Zeugen sich einstellten, — hauptsächlich dann, wenn Ilja Iwanowitsch in der Nähe war. Er legte sich seitdem im Genuß seiner Häuslichkeit noch mehr Beschränkung auf, als früher; und als Alexandra ihm einmal deshalb Vorwürfe gemacht hatte, erklärte er mit großem Ernst:

„Das bin ich deiner Gesundheit schuldig, mein Täubchen." Er wußte genau, daß sie ihm alles mißgönnte, seitdem sie selbst angefangen hatte, alt und bequem zu werden. Er aber freute sich seiner Rüstigkeit nur um so mehr, wenn er das rasche Abwelken dieser jüngeren Frau sich vorhielt.

Ilja Iwanowitsch hatte überhaupt alle Ursache zufrieden zu sein. Grigori, sein Ältester und immer schon der begabteste von den dreien, fing an zu arbeiten, stöberte in den Bureaus und Fabriken herum und zeigte ebenso viel Verständnis wie

Interesse. Der Schreck über den plötzlichen Tod des Bruders war ihm in die Glieder gefahren. Warja, der Jüngste, war allerdings nicht im geringsten davon ergriffen worden und änderte seine Lebensweise nicht; indessen war sein Charakter ein so getreues Abbild des väterlichen, daß Ilja immer mit stillem Vergnügen in dem Werden seines Sohnes seine eigene Entwicklung sich nochmals erneuen sah.

Wenn Warja hundert Rubel brauchte, verlangte er vom Vater zweihundert und erhielt sie. Denn Slukoff wußte genau, daß die Hälfte der Summe von dem ökonomischen Burschen beiseite gelegt und nie wieder angegriffen wurde. Warja hatte auf diese Weise schon ganz nette Ersparnisse gemacht, ohne sich die mindeste Beschränkung aufzulegen. Weder ein Knauser, noch ein Verschwender, verstand er es ausgezeichnet, alles mitzunehmen, was ihm das Leben an Reizen bot, ohne seinen materiellen Vorteil dabei aus dem Auge zu lassen. Es war sicher, daß er niemals untergehen konnte. Ilja Iwanowitsch nannte ihn immer mit einem wohlgefälligen Lächeln „den Schwimmer".



Die Beziehungen zu der Familie Scheibler, die sich vorübergehend etwas lebhafter gestaltet hatten, waren so ziemlich wieder abgebrochen. Da Slukoff aber mit seinen Geschwistern Wjera und Dmitri, die sich, wie er sagte, von dem Muckergeist des Paul Alexandrowitsch glücklich emanzipiert hatten, einen ziemlich regen Verkehr unterhielt, war er über die Vorgänge und Verhältnisse im Hause des Verwandten wohl unterrichtet. Es waren dies ernste Vorgänge und traurige Verhältnisse. Sascha, der seinem Vater bis dahin ein ausgezeichneter Mitarbeiter gewesen war, stiftete nunmehr durch seine Zerstreutheit

und Vergeßlichkeit in dem ausgedehnten Betrieb des Geschäftes nur noch Unheil. Er vermochte sich durchaus nicht mehr von dem Schlag zu erholen, unter dem er zusammengebrochen war. Überdies machte er dem alten Herrn eine stumme aber desto eigensinnigere Opposition. Im Elternhaus ließ er sich niemals sehen. Im Bureau war sein bleiches und vergrämtes Gesicht eine beständige Anklage. Ja, er mißachtete sogar das Verlangen des Vaters, Dmitri und Katjka von jeder Berührung mit der pflichtvergessenen Mutter fernzuhalten, und nötigte die Kinder, wöchentlich einmal zu Wjera, die sich ein eigenes Haus gemietet hatte, hinzugehen. Er kaufte jedesmal selbst die beiden Blumensträuße, die er ihnen mitgab, und erwartete mit fieberhafter Ungeduld ihre Rückkehr, um dann unermüdlich tausend Fragen an sie zu stellen und grausam in seinen Wunden zu wühlen, indem er die naivherzlosen Fragen der Kleinen nach dem Wieso und Warum immer wieder ausweichend beantwortete.

Erdrückt von den qualvollen Leiden des ältesten Sohnes, schien Paul Alexandrowitsch an der Nützlichkeit seiner Einmischung in die Ehe Sonjas zu verzweifeln. Natürlich hatte auch er längst durchschaut, was darin vorging. Denn Dmitri Iwanowitsch machte aus seinem Zerwürfnis mit Sonja kein Hehl mehr. Er zeigte sich überall öffentlich mit seiner Geliebten und ließ sie einen so großen Aufwand treiben, daß ihre luxuriöse Lebensweise die Aufmerksamkeit aller erregen mußte. Einmal nur machte Paul Alexandrowitsch den Versuch, die arme Sonja dahin zu bringen, daß sie seine Hilfe anriefe und ihm gewissermaßen ein Mandat zum Eingreifen erteilte.

„Das dauert nun schon viele Wochen,“ sagte er, „daß du so blaß und verblüht aussiehst. Bist du krank? Und wenn du es bist, warum sagst du es nicht, daß man dir helfen kann?“

„Mir fehlt nichts," antwortete sie mit einem verunglückten Lächeln.

Es gab zwei Gründe, die sie verhinderten, sich dem Vater mitzuteilen. Der erste Grund war, daß sie von keiner Vermittlung mehr eine Sinnesänderung ihres Mannes erwarten zu können glaubte; der zweite, daß sie dem Vater, der schon um Saschas willen so schwer litt, um nichts in der Welt einen zweiten Schmerz aufbürden wollte.

„Wenn es keine Krankheit ist," beharrte Scheibler, „dann ist es eben ein seelisches Leiden. Und ich denke, Sonja, ich bin dann doch dein berufenster Beschützer, wenn schlechte Menschen dir weh tun."

Sie aber hatte die Kraft, seinem Drängen dadurch ein Ende zu machen, daß sie sagte:

„Wenn es das wäre, Vater, — dann hätte ich ja auch Dmitri, um für mich einzutreten."

Er war einen Augenblick versucht, sie für diese Heuchelei erzürnt zur Rede zu stellen. Aber zu seiner eigenen Überraschung mischte sich eine entwaffnende Bewunderung für so viel Stolz in seinen Grimm.

Nur die Nachrichten von Tatjana waren es, die von Zeit zu Zeit eine freudige Stimmung in dem jetzt so stillen Haus erweckten. Die junge Fürstin Oblenski wurde in Petersburg gefeiert und verhätschelt, bei Hofe ausgezeichnet, von ihrem Gatten auf Händen getragen. Sofia Wassilowna konnte nicht oft genug die begeisterten und entzückten Briefe der Tochter lesen und mit Paul Alexandrowitsch durchsprechen. Sie hätte am liebsten alle ihre Bekannten nur zu dem Zwecke eingeladen, um sie mit diesen lebhaften Berichten vertraut zu machen, und beklagte es bitter, daß ihr keines von ihren Kindern geblieben war, mit dem sie den ganzen Tag von Tatjanas Glück hätte

reden können. Maxim war in seiner Garnison, Sascha unerreichbar, die arme Sonja durfte man nicht noch mehr verbittern, und Iwan — — o! dieser Iwan fing an, sich zu einem richtigen Sorgenkind auszuwachsen.

Er war in einen Kreis von Studenten hineingeraten, von typischen Exemplaren dieser mit Recht so mißachteten Menschenklasse, die der Meinung sind, ihre Genialität durch eine schreckliche Verwahrlosung ihres Äußeren kundtun zu müssen, — die mit schäbigen Röcken und ausgefransten Hosen, mit langen Haaren und schmutzigen Fingern umhergehen, Schnaps trinken und Zigaretten rauchen und von den heiligen Rechten der Menschheit faseln. Diese Bande unterstützte er mit seinem reichlichen Taschengeld, machte ihre Versammlungen mit, zu denen auch weibliche, ebenso zweifelhafte Gesinnungsgenossen sich einfanden, und entsetzte daheim die Mutter durch unverdaute und geschmacklose Tiraden, die er den überspannten Köpfen abgelauscht hatte. Sofia Wassilowna mühte sich lange Zeit vergeblich, durch ihren sanften mütterlichen Zuspruch, den sie bisweilen sogar mit Tränen würzte, ihren Jüngsten wieder zur Vernunft zu bringen. Endlich mußte sie mit schwerem Herzen sich entschließen, die Autorität Paul Alexandrowitschs, vor dem sie bisher diesen bedenklichen Fall verheimlicht hatte, gegen den irregeführten Sohn anzurufen.

Der alte Herr gab sich einer argen Täuschung hin, als er glaubte, daß seine energischen Vorstellungen genügen würden, das gestörte Gleichgewicht in Iwans Schädel wieder herzustellen. Die Denkkraft des jungen Mannes war schon so durchsättigt von den Ideen seiner Freunde, daß er sich nicht scheute, sie selbst seinem Vater gegenüber zu vertreten.

Paul Alexandrowitsch ließ in offensichtlicher Bestürzung diesen Schwall von gespreizten Worten, die Iwan zur Ver-

teidigung seines Standpunktes aufbot, über sich ergehen. Die erste Redepause aber benutzte er, um nachdrücklichst seiner eigenen Meinung Ausdruck zu geben.

„Sicherlich sind alle menschlichen Einrichtungen noch verbesserungsbedürftig," sagte er, „nicht bloß bei uns, sondern überall. Es ist mir aber mehr als zweifelhaft, ob unreife junge Männer und Frauenzimmer, öde Nichtstuer und Tagediebe dazu berufen sind, die Umgestaltung der Welt als ihre Aufgabe zu betrachten. Wer sich an so Großes und Verantwortliches heranwagen will, muß einmal durch eine überragende Begabung vor seinen Mitmenschen sich auszeichnen, dann aber auch durch eigene musterhafte Lebensführung den Beweis erbracht haben, daß er der rechte Mann ist. Es dürfte schwer halten, mein lieber Iwan, in deiner Clique einen solchen Bevorzugten nachzuweisen. Der Verzicht auf Taschentücher und Barbiere genügt durchaus nicht, um brauchbare und ernste Gedanken hervorzubringen. Die geistige Sterilität dieser sinnlosen Nörgler muß sie notwendigerweise schließlich verbrecherischen Umtrieben zuführen, denn es ist ein geschwisterliches Verhältnis zwischen Dummheit und Niedertracht. Die vornehmste und würdigste Aufgabe eines Menschen ist und bleibt es, produktiv zu arbeiten. Und das ist nur möglich, wenn man im Rahmen seiner Befähigung sich ernstlich anstrengt, auf dem Bestehenden weiter zu bauen. Die Besserwisser und Verneiner aus Prinzip sind immer nur die faulen und beschränkten Menschen. Ich möchte dich lieber tot sehen, als diesen Parasiten dich zuzählen müssen. Und ich verbiete dir auf das strengste, diesen Verkehr noch weiter zu pflegen."

Iwan blieb stumm. Er gab die Hoffnung auf, den Vater zu überzeugen, und empfand doch zuviel Liebe und Ehrfurcht für ihn, als daß er ihm hätte bekennen mögen: du hast mich

ebensowenig überzeugt. Innerlich aber legte er sich die Frage vor, warum der alte Herr in der Praxis von den Grundsätzen nichts wissen wollte, die er theoretisch selbst immer vertreten hatte? War die Gerechtigkeit nicht sein zweites Wort? Predigte er nicht immer die Achtung vor dem Nächsten und hatte er nicht immer darauf bestanden, daß man niemanden nach dem beurteilen sollte, was er vorstellte, sondern nur nach seinem innern Wert? War es er nicht, der von seinen Kindern immer die äußerliche Höflichkeit gegen Geringere gefordert hatte und empört war über jeden rohen Mißbrauch der Gewalt? War es nicht Paul Alexandrowitsch, der bei jeder Gelegenheit auf die Bedeutung einer allgemeinen Bildung hinwies und tausendmal den Satz wiederholt hatte, daß die Wissenschaft den Menschen freimache?

Das aber, zum Donnerwetter! waren doch genau dieselben Gedanken, die Iwans Freunde zum Dogma erklärt hatten, und er vermochte durchaus nicht einzusehen, warum diese Gedanken auf dem Wege aus Paul Alexandrowitschs Stirn in den Hirnkasten andrer Leute ihre Wahrheit und Stichhaltigkeit verloren haben sollten.

Daß Iwan und seine Kumpanei im reichsten Maße alle die Fähigkeiten besaßen, die Weltbeglückern notwendig waren, das unterlag ja für ihn natürlich keinem Zweifel. Und er selbst, Iwan Pawlowitsch Scheibler, fühlte sich ganz besonders dazu ausersehen, der Sache des Vaterlandes und der Menschheit überhaupt noch hervorragende Dienste zu leisten. Er sagte sich, daß er nicht viel besser als ein Betrüger wäre, wenn er seine schätzbare Kraft den großen Bestrebungen jetzt entzöge.

Unbeirrt, aber allerdings in aller Heimlichkeit, setzte er seinen bisherigen Verkehr fort.

An einem Winterabend trat unerwartet ein Fremder, der

von der Studentin Anna Nikowna eingeführt wurde, in den Kreis der Unzufriedenen. Sein Name wurde nicht genannt. Es war etwas Gruseliges und Geheimnisvolles in der Art, wie er auftauchte. Er trug eine Schneebrille und einen falschen schwarzen Bart und legte diese Vermummung erst ab, nachdem er sich unter den jungen Leuten scharf umgesehen hatte. Er war ein Mann in der Mitte der Dreißig, klein, hager, mit einem Vogelgesicht und raschen, nervösen Bewegungen der schönen und weißen Hände. Wenn er das Wort nahm, stand er auf und sprach wie in einer großen Versammlung, was seinen Zuhörern ungemein schmeichelte. Er schien größer zu werden, während sein Mund von wohlgefügten und leidenschaftlich erregten Worten zitterte. Er hatte die rechte Art, verbildete junge Leute unwiderstehlich in den Bann seiner Ideen zu zwingen und ihnen Altäre anzuzünden, vor denen sie willenlos auf die Knie stürzten. Iwan bewunderte ihn, nahm alles, was der Fremde sagte, für ein Evangelium und war von allen Begeisterten der am meisten Begeisterte.

In der Folge versammelte der Namenlose die Studenten fast täglich um sich. Es bildete sich unter ihnen eine Legende über den neuen Führer. Er sollte der höchsten Aristokratie angehören und wegen eines allerdings im letzten Augenblick verratenen Attentatsversuchs auf den Zaren seit Monaten von den Häschern gesucht werden. Er tat nichts, um diesen Glauben zu zerstreuen, — also bestärkte er ihn. Und er bestärkte ihn noch mehr durch die große Freigebigkeit, mit der er für die Bedürfnisse seiner ihm ganz ergebenen Freunde sorgte.

Iwan war sehr stolz darauf, daß dieser bedeutende Mann ihn ganz besonders auszeichnete, sich vollkommen über seine Familie unterrichtet zeigte und von seiner Verwandtschaft mit Cyril Oblenski immer wieder zu sprechen Gelegenheit nahm.

„Wenn Sie erst ganz der Unsrige sein werden, Iwan Pawlowitsch," sagte er einmal vertraulich, „macht es sich vielleicht, daß Sie in einer wichtigen Mission nach Petersburg gehen. Es ist sehr wertvoll, daß Sie durch Vermittlung Ihres Schwagers überall Zutritt erhalten können."



Paul Alexandrowitsch ahnte nicht, in welcher Gefahr sein jüngster Sohn sich befand. Die andauernde Untüchtigkeit Saschas zwang ihn, alle Lasten der Geschäftsführung wieder auf sich zu nehmen. Bald fand er, daß diese anstrengende Tätigkeit ihm sehr wohltätig war, da sie ihm kaum noch Zeit ließ, den sorgenvollen Gedanken über die beiden unglücklichen seiner Kinder nachzuhängen. Um die Jahreswende wurde seine Kraft dann vollends durch die Aussicht in Anspruch genommen, daß Oblenskis Fürsprache ihm die Lieferungen für Armee und Marine zuwenden würde. Das erforderte Dispositionen von gigantischem Umfang, hunderterlei Vorarbeiten, Berechnungen, Kalkulationen, die selbst einer jugendlichen Spannkraft zu trotzen schienen.

Aber Paul Alexandrowitsch war nicht der Mann, der auf halbem Wege stehen bleiben konnte. Die Arbeit ermüdete ihn auch nicht, sondern stählte ihn vielmehr. Es vergingen noch Monate bis zur endgültigen Entscheidung. Als diese jedoch um die Junimitte gefallen war, fand sie die Firma Scheibler in jeder Hinsicht gerüstet.

Die Fabrikanten, von ihren bisherigen Protektoren über die Wendung der Dinge absichtlich in Unkenntnis gelassen, hatten ihre Offerten nochmals, mit den üblichen reich bemessenen Bestechungsgeldern beschwert, eingereicht und mit der vollkommenen Ruhe, die der Lohn treuerfüllter Pflicht ist,

das Ergebnis abgewartet. Jetzt fanden sie sich natürlich auf das schmählichste betrogen, und ihre Erbitterung gegen den erfolgreichen Paul Alexandrowitsch wuchs ins Maßlose, als sie erfuhren, daß er sich seinen Sieg nicht einen Kopeken hatte kosten lassen, dafür aber ein Angebot von lächerlicher Billigkeit gemacht hatte. Das hieß eine durchaus neue Praxis in die Geschäftsbeziehungen mit der Regierung einführen. Was sollte daraus werden, wenn man mit der bewährten Tradition so respektlos brach? All diesen Leuten, die jahrzehntelang über die Habgier der staatlichen Organe sich erbost hatten, erschien es jetzt wie ein Sakrilegium, daß der geheiligte Grundsatz des „manus manum lavat" so jäh aufgegeben wurde.

Paul Alexandrowitsch, dieser Gerechte, dieser Untadelhafte, hatte mit einemmal zahlreiche Feinde, die alle darauf ausgingen, ihre kleinliche Rache an ihm zu nehmen. Er aber ließ sich das nicht anfechten, sondern ging aufrecht und zielbewußt seinen Weg. Obwohl er in weiser Voraussicht der Schwierigkeiten, die man ihm machen würde, durch vorteilhafte Abschlüsse im Ausland ganz ungeheure Mengen von Zucker sich gesichert hatte, bot er doch den größten der heimischen Fabriken sehr angenehme Kontrakte an, die ihre Produktion zwar der Scheiblerschen Kontrolle unterworfen hätten, dafür aber ihnen eine ansehnliche Gewinnbeteiligung zusagten. In der Verblendung ihres Neides lehnten die Befragten sein Anerbieten kurz ab, da sie ihn dadurch in Verlegenheit zu bringen hofften. Als aber Paul Alexandrowitsch daraufhin ganz Rußland mit fremdem Zucker überschwemmte, war es bald klar, daß seine Widersacher über kurz oder lang würden zu Kreuze kriechen müssen.

In die Tage seines großen geschäftlichen Triumphs, als sein Name in aller Mund war, fiel die Entbindung Tatjanas,

die ihrem Cyril Basilowitsch einen Stammhalter schenkte. Sofia Wassilowna war zu diesem Ereignis nach Petersburg gereist und verzögerte ihre Rückkehr von Tag zu Tag, da ihr Großmutterglück sie an das Bettchen ihres prächtigen Enkels sozusagen festschmiedete. Als sie dann endlich ernstliche Anstalten zur Heimreise machte, beweg Paul Alexandrowitsch sie, noch länger zu bleiben, da die durch geschäftliche Überbürdung erzwungene Unregelmäßigkeit in seiner Tageseinteilung ihr die eigene Häuslichkeit nur verleiden würde.

So wurde es Spätherbst, ehe Sofia Wassilowna in Moskau wieder eintraf.

Diesmal konnte Sascha auf keine Weise dem Wunsche der Mutter, ihn und seine Kinder nach so langer Trennung bei sich zu sehen, ausweichen. Auch Sonja war mit Wassil und Nascha zur Begrüßung gekommen, und Iwan versäumte eine Versammlung bei Makar Jakowitsch, dem Mediziner, um den Abend mit seinen Angehörigen zu verbringen. Selbst Dmitri Iwanowitsch hatte seinen Besuch als sehr wahrscheinlich in Aussicht gestellt; ließ dann allerdings vergeblich auf sich warten. Nicht ohne Entrüstung verwunderte man sich darüber. Sonja allein war seines Ausbleibens so sicher gewesen, daß sie nicht im geringsten enttäuscht war. Sie schien sich überhaupt mit den Verhältnissen ganz abgefunden zu haben. Von ihrem Schmerz war nichts als eine milde Schwermut zurückgeblieben, eine ruhige Abgeklärtheit und Wunschlosigkeit, die ihrem Alter weit voraus geeilt und bei ihrer bleichen, noch so sehr begehrenswerten Schönheit unendlich rührend waren. Zwischen ihr und ihren Kindern hatte sich ein fast kameradschaftliches Verhältnis ausgebildet, indem ihr ernstes und sanftes Wesen auf die jungen Herzen sichtlich abgefärbt hatte. Wassil und Nascha waren verständiger und gesitteter, als Knaben und Mädchen ihres

Alters sonst zu sein pflegen, und schienen unausgesetzt darauf bedacht zu sein, ihrer armen Mutter Freude zu machen.

Das alles war umso auffälliger, als Dmitri und Kaschka, die Kinder Saschas, fortwährend Grund zu Rügen gaben und sich den gereizten Vorhaltungen des Vaters so gut wie unzugänglich erwiesen. Es war etwas von Verschlagenheit und Mißachtung in ihren hübschen Gesichtern, wenn sie während seiner Strafpredigten die Augen niederschlugen und lächelten. Paul Alexandrowitsch wartete schon geraume Zeit mit Ungeduld darauf, daß Sascha seinen Ermahnungen einen fühlbaren Nachdruck geben möchte. Als der Nachtisch aufgetragen wurde, konnte er sich nicht mehr beherrschen.

„Du erlaubst," sagte er zu Sascha, nahm Dmitri und Kaschka bei den Ohren und führte sie, die vor Überraschung das Schreien vergaßen, aus dem Zimmer.

Als er wieder Platz genommen hatte, beteuerte er:

„Wenn ihr es so getrieben hättet, meine Lieben, ich würde euch für mehrere Tage das Sitzen verleidet haben."

Sonja drückte begütigend die Hand Saschas, der neben ihr saß und stellte an die Mutter Fragen über Tatjana, über Cyril, über den Neugeborenen. Sofia Wassilowna gab erst vorsichtige, tastende Antworten. Da sie indessen merkte, daß Sonja der Schwester Glück in keiner Weise neidete, vielmehr an ihren lebhaften Vorstellungen davon sich aufrichtig erfreute, wurde sie mitteilsamer und schwelgte bald in den prächtigsten Schilderungen.

Zur allgemeinen Überraschung wurde Ilja Iwanowitsch Slukoff gemeldet. Er schickte einen wundervollen Obstkorb für die Hausfrau herein, ehe er eintrat.

„Ich habe von deiner Rückkehr aus Petersburg gehört," sagte er, als er Sofia Wassilowna galant die Hand küßte;

„das ist doch ein Anlaß, daß ich einmal nach euch sehen darf. Ich dachte mir auch, heute treffe ich unsern Paul Alexandrowitsch sicherlich zu Hause."

Er reichte die Reihe um allen die Hand und streichelte den beiden Kindern Sonjas die Wangen.

„Wo sind die Deinigen?" fragte er Sascha, als er Platz nahm. Die Antwort wartete er indessen nicht ab, sondern wandte sich gleich wieder zu Sofia.

„Nun, — alles natürlich in der besten Ordnung? Die Fürstin wohlauf? Der Kleine kugelrund und munter?"

„Alles in der besten Ordnung," bestätigte Sofia Wassilowna mit stolzem und glücklichem Lächeln.

„Na, und du, mein Lieber?" richtete Ilja an den Hausherrn das Wort. „Gesegneter des Herrn! Soll man sagen, daß er siebenundsechzig Jahre alt ist? Und lädt sich noch solche Geschichten auf, — solche Geschichten! Wann willst du denn ausruhen, Paul Alexandrowitsch?"

„Wenn ich alt sein werde, Ilja Iwanowitsch," sagte Scheibler.

„Ein Patriarch! Ein Patriarch!" lachte Slukoff. „Und wann wird das sein, wenn ich fragen darf, mein Lieber? Wenn du reicher sein wirst als der Zar!"

Paul Alexandrowitsch strich bedächtig seinen weißen Bart und runzelte die Stirn.

„Glaubst du auch, daß ich ein Geldgieriger bin?"

„Erbarm' dich!" rief Slukoff. „Um zu verlieren läßt man doch wahrhaftig in deinen Jahren die Millionen nicht mehr tanzen!"

„Um zu verlieren — natürlich nicht!" erwiderte Scheibler. „Aber es muß doch nicht alles mit der Habsucht erklärt sein. Schließlich hat man doch auch noch seinen Ehrgeiz."

Man goß dem Gast ein Glas Champagner ein, und er erhob es gegen Sofia Wassilowna.

„Auf den jüngsten Enkel," sagte er und trank aus. Dann richtete er sich den Schnurbart und nahm sein Gespräch mit Paul Alexandrowitsch wieder auf.

„Freilich, Väterchen, der Ehrgeiz ist eine schöne Sache, und ganz besonders, wenn er noch etwas einbringt. Man muß es dir lassen, — mit dem kleinsten Nutzen hast du dich beschieden, — ich hätte es nicht getan, — wahrhaftig! Aber ein rundes Milliönchen wird ja doch wohl im Jahr hängen bleiben."

„Das kann wohl sein," erklärte Scheibler freimütig, „aber das Doppelte erspart der Staat."

„Was mir aufrichtig leid tut," sagte Slukoff mit einem humoristischen Pathos, „denn davon hat niemand einen Nutzen. Übrigens, um dein Glück vollzumachen, brauchen wir nur noch einen großen Krieg mit Einberufung aller Reserven und so weiter. Ich wünsch' es dir von Herzen."

„Mögen uns alle Heiligen davor bewahren," antwortete Scheibler.

„Wie könntest du auch anders sprechen!" belustigte sich Ilja Iwanowitsch, „da du doch ein Prinzipientreuer bist. Aber du wirst nicht darauf spucken, wenn du fünf Millionen verdienst, statt einer."

Der alte Herr aber verschwor sich mit einem feierlichen Ernst: „So wahr ich lebe, ich will lieber umsonst arbeiten, als daß ich aus solchem Elend Gewinn ziehe."

„Wie kann man diese schrecklichen Dinge berufen!" mischte Sofia Wassilowna sich ein. „Ein Krieg! Maxim und Iwan und Cyril müßten mit — und Dmitri," setzte sie rasch hinzu, da ihr Blick Sonja gestreift hatte. „Vier junge Männer aus

einer einzigen Familie! Es ist unchristlich, Ilja Iwanowitsch, davon nur zu sprechen."

„Aber es liegt doch in der Luft, meine Liebste," behauptete Slukoff. „Soll man nach Straußenart den Kopf in den Sand stecken? Wir haben viel zu lange Ruhe gehabt. Ich bin sicher, daß eine sehr kriegerische Periode im Anzug ist."

„Und ich bin sicher, daß das nicht der Fall ist," sagte Paul Alexandrowitsch.

„Cyril hat erzählt," tat Sofia sich wichtig, „der Zar ist ein großer Friedensfreund."

„Was hilft das?" meinte Slukoff, indem er die Schultern hochzog. „Das sind heutzutage ganz andre Instanzen, die Weltgeschichte machen. Das reift alles, wie die Frucht am Baum. Und wenn die Zeit da ist, fällt es ab und muß aufgelesen werden."

„Mich dünkt," sagte Paul Alexandrowitsch, „du selbst bist der Strauß, der den Kopf in den Sand steckt. Es ist doch klar, daß seit den letzten großen Kriegen gerade eine gewaltige Bewegung für den Weltfrieden durch alle Völker geht."

„Nicht zum erstenmal," erwiderte Ilja Iwanowitsch. „Das ist genau so, wie bald hohe, bald ausgeschnittene Westen modern sind. Oder, daß ich es besser ausdrücke, — es ist genau so, wie die religiösen Schwärmereien, von denen die Menschheit bisweilen ergriffen wird. Ein blendender Aufputz, — sonst nichts. In Wahrheit macht die Entwicklung zum Atheismus doch immer ihre unaufhaltsamen Fortschritte, — vielleicht sogar die rascheſten, wenn die Kirchen am vollsten sind. So, meine ich, ist auch die Kriegsgefahr am größten, wenn das Friedensgeschrei am lautesten ist."

„Cyril sagt," nahm Sofia Wassilowna wieder das Wort, „daß der Zar die ernste Absicht hat, alle Großmächte zu einem

Weltfriedensbund einzuladen. Der Zar soll fast täglich mit seinen Ratgebern darüber konferieren."

Jetzt stand Sonja auf, winkte ihren Kindern und ging mit ihnen hinaus zu den beiden Ausgesperrten, die ihr leid taten.

„Was soll das nützen?" zweifelte Slukoff. „Man muß sich doch klar machen, daß es die materiellen Vorteile sind, um deretwillen die Völker sich in die Haare geraten, geradeso, wie ein Mensch den andern darum auffrißt. Dagegen helfen weder Konferenzen noch Manifeste.

„Man sollte sich mehr um die innern Fragen kümmern, als um die äußern," mischte Iwan sich ein, der schon die ganze Zeit über auf dem Sprung gewesen war, von seiner Weisheit etwas von sich zu geben.

Paul Alexandrowitsch maß ihn mit einem strafenden Blick. „Du solltest dich mehr um die Medizin kümmern," sagte er, „als um Dinge, die dich beileibe nicht angehen. Du würdest auch dort noch genug finden, was du nicht verstehst."

Iwan bekam einen glühroten Kopf. Er ließ noch eine Minute vorübergehen; dann stand er auf und verließ das Zimmer. Der Vater würde ihn zurückgerufen und zum Bleiben gezwungen haben, wenn er sich nicht davor gescheut hätte, Ilja Iwánowitsch seinen Ärger merken zu lassen.

Slukoff durchschaute ihn aber und benutzte die Gelegenheit, um mit seinen Söhnen zu prahlen.

„Ein hübscher und kluger Bursche, dein Iwan, Paul Alexandrowitsch," sagte er scheinheilig. „Man muß diese kleinen Entgleisungen nicht zu ernst nehmen. Wenn ich denke, was meine beiden Bengel mir jetzt Freude machen! Meinem Grigori werde ich bald das ganze Geschäft überlassen können, und Warja — na! das ist erst ein Schwimmer!"

„Das freut mich für dich,“ sagte Scheibler, und unwillkürlich richteten sich seine ernsten Augen auf Sascha, der einen unberechtigten Vorwurf daraus las und sich gekränkt fühlte.

„Ich weiß, daß ich dir keine Stütze mehr bin,“ erklärte er mit einem Beben in der Stimme. „Ich aber bin wohl am wenigsten daran schuld, daß es so gekommen ist.“

Der Vater erzürnte sich.

„Ich habe nichts davon erwähnt,“ stellte er fest. „Da du es aber für notwendig hältst, davon zu sprechen, muß ich es freilich zugeben, daß du mir schon lange keine Stütze mehr bist. Und, was die Schuldfrage angeht, so möchte ich denn doch behaupten, daß deine unglaubliche Energielosigkeit vor allem diesen beklagenswerten Zustand veranlaßt hat.“

Sascha sah seinen Vater furchtlos an. In seinem bleichen Gesicht zuckte es bedrohlich, und alle machten sich schon auf eine schlimme Antwort gefaßt. Aber der Sohn hatte noch so viel Überlegung, daß er eine Szene vor dem Bruder Wjeras vermeiden wollte. Er erhob sich, sagte kurz „Gute Nacht“ und ging.

Es gab eine beklemmende Pause, so daß man den Herzschlag der drei Zurückgebliebenen zu hören vermeinte. Slukoff suchte über die peinliche Verstimmung hinweg zu helfen.

„Nun, da wären wir Alten ja unter uns!“ sagte er mit einem gequält scherzhaften Ton. „Man kann es machen, wie man will, das ist immer unser Los.“

VII.

Ilja Iwanowitsch Slukoff sonnte sich den Verwandten gegenüber im Ruhm des Propheten, als im April 1898 die Feindseligkeiten zwischen Spanien und der Union zum Ausbruch kamen. Er wurde heftig, wenn jemand ihm sagte: Das ist

gar kein Krieg, — das ist ein Spiel zwischen der Maus und dem Löwen. Gegen seine Überzeugung vergrößerte er den Wert der maritimen Macht Spaniens und hatte tausend Gründe für die Kriegsuntüchtigkeit der Amerikaner anzuführen. Er wollte durchaus einen großen Krieg haben, den Beginn des furchtbaren Völkerringens, das er allein mit seiner feinen Nase gewittert hatte. Er gab auch nicht nach, als sich alles da drüben programmgemäß, wie bei einem Manöver, abwickelte. Eine gar schlaue Miene setzte er auf und tat so, als hätte ihn die spanische Regierung selbst von ihrem geheimsten Plan unterrichtet, der an einem vorher festgesetzten Tag eine gewaltsame Wendung herbeiführen würde. Nach einigen Wochen schlug er sich in das andre Lager. Er bestand jetzt darauf, daß die Union es auf die vollständige Vernichtung Spaniens anlegen würde. Die Alarmnachricht, daß eine amerikanische Flotte unterwegs sei, um die Küsten des Königreichs zu blockieren, erregte sein Entzücken.

Als dann nach wenigen Monaten alles mit einem billigen Triumph der transatlantischen Republik beendet war, sagte Slukoff:

„Gut, — es war nur ein Vorspiel, — ein Auftakt gewissermaßen, — diese degenerierten Toreros und Piscadores haben kein Mark in den Knochen. Andrerseits aber, wenn solche Leute schon zu den Waffen greifen, dann muß doch die ganze Welt voll sein von Kriegsbazillen. Es wird schon noch besser kommen."

Da erschien das berühmte Friedensmanifest des Zaren, — dieses denkwürdige Dokument, das Nikolaus II. für eine kurze Zeit mit dem Glorienschein eines selbständigen, edel und groß denkenden Menschen, eines Reformators auf dem Thron umgab, — das alle Friedensschwärmer der Welt in

einen beinahe fanatischen Begeisterungstaumel versetzte und auch in den unzufriedensten Untertanenherzen frohe Hoffnungen auf diesen wahrhaft modernen Monarchen erweckte.

Wenige Tage nach der Veröffentlichung des Manifestes war Iljas Geburtstag, und Paul Alexandrowitsch fand sich, wie immer, bei dem Verwandten ein, um ihm Glück zu wünschen. Bald lenkte er das Gespräch auf das weltbewegende Ereignis.

„Nun, Ilja Iwanowitsch, bist du jetzt geheilt?" fragte er. Slukoff nahm eine überlegene Miene an.

„Das ist nichts," sagte er — „ein Schlag ins Wasser."

„Sei gut!" lächelte Scheibler, „das gewaltige Rußland will den Frieden, das starke Deutschland will den Frieden, — die beiden mächtigsten Monarchen der Erde treten dafür ein, und du willst dich noch nicht geschlagen geben?"

„Ich sage nichts mehr," orakelte Ilja Iwanowitsch, — „wir werden es abwarten."

„Die Erde wird ein Paradies sein," behauptete Paul Alexandrowitsch; „Tiger und Lamm werden auf einer Streu schlafen. Gott segne den Zaren!"

Slukoff beeilte sich, einen andern Stoff zur Unterhaltung zu suchen.

„Man hat mir gesagt, Bruder, daß dein Sascha aus der Firma austreten wird, — ist das wahr?"

Scheibler nickte, während seine Stirn sich umwölkte.

„In Wirklichkeit ist er schon ausgetreten," erwiderte er. „Er ist auf Reisen."

„Aber kommt doch zurück nach Moskau?"

„Im Herbst, nur um seinen Hausstand aufzulösen. Er hat die Absicht mit seinen Kindern nach Wiesbaden zu übersiedeln."

„Nach Wiesbaden?" wiederholte Slukoff. „Schau, schau! — Er hat recht. Da die Dinge nun einmal so liegen, kann ich

nicht anders sagen, als: er hat recht. Sie ist meine Schwester. Aber du mußt nicht denken, daß ich Wjera verteidige. Ganz gewiß nicht."

„Und warum nicht, Ilja Iwanowitsch?" fragte Scheibler verbittert. „Sie lebt doch nach deinen Grundsätzen —"

„Verzeihung," fiel Slukoff ihm ins Wort, — „sie lebt ganz und gar nicht nach meinen Grundsätzen. Sicherlich soll man sein Leben genießen, aber mit Anstand. Hast du je von mir gehört, daß ich meine Frau im Stich gelassen und von meinen Kindern mich getrennt hätte? Und nun gar eine Gattin! eine Mutter! Da muß ich sehr bitten! — Sie hat den Kopf verloren, — und so etwas werde ich nie gutheißen. Ein Mann wie Sascha, der so verliebt ist, — er würde ihr nach einiger Zeit alles erlaubt haben, und alles wäre in den Grenzen des Anstands geblieben."

„Deiner Meinung nach" — unterbrach ihn Paul Alexandrowitsch.

Slukoff ereiferte sich.

„Meiner Meinung nach? Nein, nach der Meinung aller Aufgeklärten, mein Lieber —, nach dem Recht der Gewohnheit. Was Eheleute im gegenseitigen Einverständnis tun, geht keinen Menschen etwas an, keiner hat danach zu fragen. Aber ein Zerwürfnis, so schamlos vor aller Welt, — siehst du, das ändert die Sache!"

„Du wirst wieder darauf hinauskommen, daß ich schuld bin," sagte Scheibler.

„Darüber ist nichts mehr zu sagen," antwortete Slukoff.

„Aber du siehst doch, Ilja Iwanowitsch," verteidigte sich der alte Herr, „wenn ich das mit Nikolai Petrowitsch in Kauf genommen hätte, — jetzt sind es schon fünf oder sechs

Liebhaber, ein ganzes Nest, — sie führt sich auf wie eine Öffentliche, deine Schwester."

„Das ist es gerade, was ich dir zum Vorwurf mache," erklärte Slukoff.

Ganz erstarrt staunte Paul Alexandrowitsch den Verwandten an.

„Mir zum Vorwurf?" verwunderte er sich. „Ja, um Christi willen, — wie willst du das denn rechtfertigen?"

„Wenn du sie nicht aus dem Hause gebissen hättest, Brüderchen," sagte Ilja Iwanowitsch, „dann würde sie selbst sich Zügel angelegt haben, um der Familie wegen kein solches Ärgernis zu geben. Jetzt natürlich spuckt sie auf die Familie."

„Wie kann man die Ehre der Familie schänden und zugleich Rücksicht auf sie nehmen?" sagte Scheibler. „Nein, — diese Lasterhaftigkeit ist so unbezähmbar, wie die Neigung zum Stehlen oder zum Morden. Das wäre immer dasselbe gewesen."

„Ilja Iwanowitsch blieb auf seiner Ansicht bestehen.

„Das bestreite ich, Bester. Du hast ihr den Halt genommen, — sag, was du willst. Gerade wir Slukoff sind sehr empfindlich für solche Dinge, — voller Rücksichten, wo man auch Rücksichten auf uns nimmt —"

„Nun bitte ich dich aber!" unterbrach ihn Scheibler. „Und dein Bruder Dmitri? Wie treibt er es denn?"

„Nun, wie denn?" fragte der andre ganz überrascht. „Da ist doch nichts zu tadeln! Sonja ist eine vernünftige Frau. Sie läßt ihn nicht aus den Händen und deshalb wird sie auch niemals den Einfluß auf ihn verlieren. Und er wird nie vergessen, was er ihr und den Kindern schuldig ist."

„Als ob er das überhaupt noch wüßte!" rief Paul Alexandrowitsch entrüstet.

„Wenn du innerlich nicht zugeben müßtest, Brüderchen,“ hielt Slukoff ihm vor, „daß die Sache so am ordnungsmäßigsten geregelt ist, dann würdest du es wohl auch da zum Bruch getrieben haben.“

„So ist es recht!“ erklärte der alte Herr mit bitterm Hohn, „ich bin also immer der Schuldige! Einmal, weil die Schweinereien außerhalb der Familie, das andremal, weil sie innerhalb der Familie getrieben werden.“

„Du bist ein ganz herrlicher Mensch,“ begütigte ihn Ilja Iwanowitsch; „aber du mußt überall anrennen, dir und andern wehtun, weil du nicht elastisch bist. Man muß elastisch sein heutzutage. Mit diesen granitenen Grundsätzen ist nichts mehr zu machen.“

Scheibler machte eine verächtliche Bewegung mit den Lippen und warf den Kopf in den Nacken.

„Ah, du pochst auf deine Geschäftserfolge,“ sagte Slukoff. „Freilich, da sieht es ja fast so aus, als hättest du das Schicksal an der Kette. Aber ich bitte dich, sei vorsichtig. Gerade diejenigen sind dir über, Paul Alexandrowitsch, die sich jetzt dir ausliefern. Sie fügen sich in die Verhältnisse und nehmen, was sie für den Augenblick kriegen können. Aber sie sinnen nur darauf dich zu verspeisen, wenn die Zeit gekommen sein wird. Die Eigensinnigen — das sind die Ungefährlichen.“

„Wir wollen sehen, wie weit wir kommen,“ erwiderte der alte Herr ernst.

Er ging ins Nebenzimmer zu Alexandra Jemeljanowna, die halbausgestreckt auf ihrer Chaiselongue lag und zu Ehren von Iljas Geburtstag eine ganze Schüssel voll Leckerbissen leerte. Sie war nur noch ein kolossaler Fleischklumpen, der von der gespannten Seide ihres Hauskleides mühsam zusammengehalten wurde. Sie schien den Eintritt des Verwandten als

eine unangenehme Störung zu empfinden. Auf seine höfliche Frage nach ihrer Gesundheit gab sie eine ganz kurze Antwort, ohne in ihrer wichtigen Beschäftigung innezuhalten.

Die letzten Äußerungen Slukoffs hatten Paul Alexandrowitsch sehr verstimmt. Er kämpfte dagegen an, wollte sich darüber hinwegsetzen, aber es gelang ihm nicht. Es wurden zu viele und zu ernste Gedanken dadurch in ihm angeregt. Allerdings, für den Augenblick schien ja der Erfolg seiner Unternehmungen ganz allein von seiner Tüchtigkeit abzuhängen. Alles hatte sich nach seinen Wünschen abgewickelt. Durch die unerwartete Kapitalsauszahlung an Sascha waren seine Dispositionen aber doch für eine kurze Zeit ins Wanken geraten, und es hatte ihm nicht geringe Schwierigkeiten gemacht, das Geld ohne Inanspruchnahme fremden Kredits zur Stunde flüssig zu machen. Und, was schlimmer war, das Geld Saschas wäre ihm jetzt wieder notwendig gewesen, da er in Unterhandlungen wegen Ankaufs einer sehr großen Fabrik stand, die er unbedingt haben mußte.

Sicherlich würde er auch darüber hinwegkommen. Aber bei alledem erneuerte sich doch immer wieder das unerfreuliche Resultat, daß die greifbaren und leicht umzusetzenden Vermögensteile sich beständig zugunsten der Immobilien verringerten. Das war entschieden eine Gefahr, die beim plötzlichen Eintritt von Verwicklungen leicht akut werden konnte. Dieser durchtriebene Ilja Iwanowitsch mochte recht haben, daß die Mußfreunde von heute nur auf eine solche Gelegenheit warteten, um für seinen Sieg Rache an ihm zu nehmen.

Paul Alexandrowitsch runzelte die Stirn. Nein, wenn nur die Elastischen in die Welt taugten, dann taugte er sicher nicht hinein, und wenn nur die oben blieben, dann blieb er sicher nicht oben. Er konnte und wollte sich dieser Skrupellosigkeit

nicht ausliefern, von der diese modernen Menschen beherrscht wurden. Das einzige Zugeständnis, das er ihr aus Mitleid mit der armen Sonja machte, fiel ihm schwer genug. Aber welches von seinen Kindern blieb ihm dann noch, wenn er sie auch noch verlor?

Auf dem Roten Platz fuhr ein Dogcart an ihm vorbei, von einer sehr schönen jungen Dame kutschiert. Als er schärfer hinsah, erkannte er links von ihr Dmitri Iwanowitsch. Er fand es empörend, daß der Rittmeister ihn grüßte und ihn dadurch zwang, von ihm und seiner Begleiterin Notiz zu nehmen. Das nannte Ilja in den Grenzen des Anstands bleiben!

Als Paul Alexandrowitsch nach Hause kam, fand er Herrn Kamura im Salon seiner Frau. Die beiden Herren begrüßten sich herzlich.

„Ich bin zum Militärattaché in Berlin ernannt," sagte der Japaner, „und will vorher meinen Urlaub in Rußland verleben, das voll schöner Erinnerungen für mich ist."

„Betrachten Sie mein Haus als das Ihrige, Herr Kamura," bat Scheibler.

„Ich danke Ihnen, Paul Alexandrowitsch, — aber ich werde voraussichtlich viel unterwegs sein und würde mich in meinen Entschließungen geniert fühlen."

„Sooft Sie aber hier sind," sagte Sofia Wassilowna, „seien Sie unser Gast."

Der Japaner verbeugte sich höflich, ohne eine Zusage zu geben. Ungemein geschickt glitt er über die zahlreichen Fragen nach seiner Heimat hinweg und wußte dafür immer wieder das Gespräch auf russische Verhältnisse zu bringen, teils um seine eigenen scharfen Beobachtungen sich bestätigen zu lassen, teils um sich über noch Unbekanntes zu unterrichten. Zwischendurch streute er Erkundigungen nach den einzelnen Mitgliedern der

Familie ein. Ganz zuletzt fragte er nach Tatjana. Seine Stimme blieb fest. Nachdem er aber gesprochen hatte, biß er die Zähne aufeinander und seine Augen wurden matt und glanzlos.

Er bekam nicht gleich eine Antwort. Weder Paul Alexandrowitsch noch Sofia Wassilowna konnten es übers Herz bringen, mit dem Glück der Tochter vor ihm zu prahlen.

„Es geht ihr recht gut," erklärte Scheibler leichthin, und dann begann er sofort von dem Manifest des Zaren zu sprechen und die Aussichten eines ewigen Friedens zu loben.

„Der gute Wille ist allgemein vorhanden," sagte Kamura, „aber es ist ein Wetteifer an Selbstverleugnung notwendig."

„Wie das?" fragte der Hausherr.

„Die Erde ist aufgeteilt, nicht wahr? Sollen fruchtbare, aufstrebende Nationen in ihren engen Landesgrenzen ersticken, wie Hühner, die man zu dicht verpackt hat? Oder glauben Sie, daß der Nachbar sagen wird: hier hast du von meinem Überfluß?"

„Man wird ein Mittel finden," vertröstete sich Scheibler.

Der Japaner schüttelte den Kopf.

„Man ruft ein Schiedsgericht an, Paul Alexandrowitsch, wenn man Hoffnung hat etwas zu erlangen oder seinerseits etwas abschlagen zu können, — also, wenn man sich einen Vorteil davon versprechen kann. Im andern Fall sprechen die Kanonen viel verständiger. Das wird immer so bleiben. Denn es findet unter den Völkern eine fortwährende Verschiebung der Kräfte statt, und diese Verschiebung muß von Zeit zu Zeit einen sichtbaren Ausdruck finden."

Scheibler erhitzte sich demgegenüber für den Friedensgedanken, dem seiner Meinung nach die Zukunft gehörte. Er führte Differenzen an, die zwischen zwei Staaten möglicherweise zum Kriege führen könnten, und suchte nachzuweisen, daß

diese Differenzen einer unparteiischen Vermittlung immer weichen müßten. Seiner Aufforderung, ihm Streitpunkte zu nennen, die solcher Vermittlung trotzten, kam der Japaner nicht nach. Er sagte nur noch:

„Während die Männer zu Greisen werden, reifen die Kinder zu Männern. Da ist es notwendig, daß sie den Brei und das Fleisch miteinander wechseln."

Dann stand er auf und verabschiedete sich.

Er fuhr zu Dmitri Iwanowitsch. Der Rittmeister war nicht daheim, aber Sonja empfing den Gast. Nachdem sie einige Worte der Begrüßung ausgetauscht hatten, fügte es sich, daß sie eine Minute lang schweigend sich gegenüber saßen und forschend einander ansahen.

„Sie haben noch nicht überwunden," sagte Sonja Pawlowna endlich voll Teilnahme.

„Und auch Sie sehen aus, als ob Sie ein schweres Leid trügen," antwortete Kamura.

„Wissen Sie noch? fragte sie traurig, — „dieser unselige Renntag damals?"

Er kannte ihren Kummer nicht. Aber es war ein wunderbarer Rapport zwischen den beiden unglücklichen Seelen.

„Erzählen Sie mir von Ihrer Schwester, Sonja Pawlowna," bat Kamura, — „alles, was Sie von ihr wissen."

Sie hatte kein Bedenken.

„Da Ihnen Tatjana teuer ist," sagte sie, „wird es Sie freuen, von ihrem Glück zu hören. Es ist immer ein Trost zu wissen, daß es geliebten Menschen gut geht."

Mit lauernden Augen riß er ihr die Worte vom Munde, während sie berichtete. Nichts enthielt sie ihm vor.

„Ich danke Ihnen, Sonja Pawlowna," sagte der Japaner, als sie geendet hatte, „— also ist sie wenigstens glücklich."

Mit ganz leiser und zitternder Stimme erklärte die junge Frau:

„Sie wird geliebt —"

Dann errötete sie, richtete den Kopf hoch und drückte die Schultern zurück, als wollte sie damit wieder die Gewalt über sich erzwingen.

„Sie dürfen nicht einem Schemen nachjagen, Herr Kamura," hielt sie ihm freundlich vor.

Doch plötzlich kam ihr ein Gedanke, der sie in eifernde Unruhe versetzte. Sie beugte sich vor, um ihren Worten mehr Nachdruck zu geben.

„Und niemals, Herr Kamura, dürfen Sie den Versuch machen — oder auch nur darauf hoffen, sich zwischen diese beiden Menschen zu drängen, die sich lieben. Das wäre eine furchtbare Sünde."

Erstaunt sah er sie an, als ob er in diesem Augenblick mehr mit ihr als mit sich selbst beschäftigt gewesen wäre.

„Welch ein Einfall, Sonja Pawlowna!" sagte er. Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: „Ich würde mich verachten, wenn ich jemals daran dächte."

Und wieder schwiegen sie, während Kamura die junge Frau aufmerksam betrachtete.

„Waren Sie krank, Sonja Pawlowna?"

Sie schien ihn nicht gehört zu haben.

„Gehen Sie nach Petersburg?" fragte sie.

Er verneinte.

„Und wenn ich hinginge," beteuerte er, „die Fürstin würde ich nicht aufsuchen. Aber nicht wahr? solange ich hier bin, darf ich bisweilen Sie aufsuchen, Sonja Pawlowna, um von ihr zu sprechen? Haben Sie kein Bild von ihr?"

Sie ging in ein andres Zimmer und kam mit einer Photo-

graphie zurück, die Tatjana mit ihrem Söhnchen darstellte. Der Japaner nahm ihr das Bild aus der Hand und sah mit einer ehrfürchtigen Bewunderung darauf nieder. Dann legte er es sorgsam auf den Tisch.

„Wie sie in meinem Gedächtnis lebt und leben wird," sagte er.

Eine herzliche Aufwallung zwang die junge Frau, dem Besucher die Hand zu reichen.

„Mag das Leben was immer mit uns treiben, Herr Kamura, — solange wir Ideale haben, sind wir zu beneiden."

„Wie ähnlich Sie Ihrer Schwester sehen, Sonja Pawlowna, wenn Ihre Augen glänzen."

Er hielt ihre Hand fest, und wieder schauten sie schweigend einander an. Dann ließ er langsam ihre Finger entgleiten und fragte:

„Was ist das? Als wäre irgend etwas Gemeinsames zwischen uns. Ich weiß nicht, wie ich das sagen soll, Sonja Pawlowna, — aber seitdem Sie hier eingetreten sind, habe ich das Gefühl, als ob ich irgend etwas für Sie tun müßte."

Sie schüttelte traurig den Kopf.

„Was sollten Sie für mich tun? Das ist so unmöglich, wie alle meine Hilfe Ihnen nutzlos wäre. Es ist der einzige Weg zum Frieden, daß wir aufhören zu wünschen."

Kamura fand sich schon am nächsten Tage wieder ein. Diesmal traf er den Rittmeister zu Hause. Er blieb zu Tisch und machte am Nachmittag einen Spaziergang mit Sonja und ihren Kindern. Dmitri Iwanowitsch hatte ein wichtiges Geschäft vorgeschützt.

Während Wassil und Nascha, den großen, storchartig ausschreitenden Barsoi zwischen sich, artig vorausgingen, sprach der Japaner fortwährend auf seine Begleiterin ein. Um sie

zu erheitern, erzählte er ihr von der Schönheit seiner Heimat, von den Sitten und Gebräuchen seines Volks, von den wunderbaren Fortschritten auf allen Gebieten des Handels und der Industrie. Noch niemand hatte ihn so lebhaft und gesprächig gesehen. Sonja Pawlowna wußte anfangs gar nicht, wie sie dieses veränderte Wesen sich deuten sollte. Dann begriff sie, daß er ihr dieses Opfer brachte, und das Bewußtsein, jemanden so sehr um sich bemüht zu sehen, stimmte sie dankbar. Sie zwang sich jetzt, seinen Worten ihre ganze Aufmerksamkeit zuzuwenden und durch gelegentliche Bemerkungen ihm zu beweisen, daß sie auch wirklich für seine Mitteilungen interessiert war. So kam es allmählich zu einem lebhaften Gedankenaustausch zwischen ihnen. Das ursprüngliche Thema wurde verlassen und durch Fragen ihres beiderseitigen persönlichen Interesses abgelöst. Sie merkten gar nicht, daß sie immer weiter aus dem Innern der Stadt sich entfernten, bis Wassil und Nascha müde wurden.

„Wo sind wir?" fragte Kamura.

Sonja sah sich prüfend um.

„Wir sind in der Dolgorukowskaja," sagte sie, „auf dem Weg nach Butyrki. Es muß spät sein. Sehen Sie nur, die Fabriken sind längst geschlossen."

In Scharen strömten die Arbeiter an ihnen vorbei, Männer und Weiber mit geschwärzten Gesichtern, in ihren vielfach geflickten und abgetragenen Kleidern, an denen überall das grelle für Rußland so charakteristische Blau durch allen Schmutz durchleuchtete. Müde und träg, mit schweren Schritten verfolgten die meisten ihren Weg, wenige nur gingen eiliger irgend einer Erwartung entgegen, alle mit dem stumpfen Ausdruck gedankenloser Tiere, die ans Hungern gewöhnt sind. Aber doch vergaß keiner und keine die kleine elegante Gruppe

mit einem Blick zu streifen. Und dann belebten sich diese fahlen, schmutzbedeckten Gesichter durch ein Aufblitzen des Erstaunens, des Neides, bisweilen auch des Hasses.

„Kommen Sie," bat Sonja Pawlowna, „diese Leute hier halten uns für glücklich."

Sie kehrten um und schauten nach Droschken aus, um heimzufahren. Aber der Iswoschtschik verirrte sich nicht leicht in dieses Quartier der Armen.

„Da wir uns schon einmal verlaufen haben," sagte Kamura, „wollen wir wenigstens davon profitieren. Sehen Sie, das sind alles ungeleckte, natürliche Menschen. Bemerken Sie dieses junge Liebespaar. Sie haben sich nicht viel zu sagen. Das Mädchen steckt sich Hände voll Sonnenblumenkernen aus ihrer Schürze in den Mund, der Bursch verschafft sich denselben Genuß aus seinen Hosentaschen. Sie sind ganz zufrieden damit, das Trottoir mit den weißen Schalen vollspucken zu können, während sie vielleicht einer Liebesstunde entgegengehen. Solange sie noch jung und stark sind, beherrscht sie das Herz. Nach einigen Jahren wird diese Herrschaft an den Magen übergehen, und sie werden sich um eine Fischsuppe prügeln. Bei diesen Leuten dreht sich das ganze Leben lang alles immer nur um eine Sorge: um die Liebe oder um den Hunger. Haben sie nötig, unsereinen zu beneiden?"

„Doch," antwortete die junge Frau, „sie haben recht, es zu tun."

„Und warum das, Sonja Pawlowna?"

„Weil wir Zeit haben, unsern hundert Schmerzen nachzusinnen und so eine Sorge mit der andern zu ersticken."

„Ein sonderbares Glück!" sagte Kamura.

„Ich sagte ersticken. Das ist nicht das rechte Wort," verbesserte sich Sonja. „Sie bleiben ja alle in uns lebendig,

diese vielen Sorgen. Aber es treibt uns etwas, einen entfernteren hohen Punkt aufzusuchen, von wo aus wir sie alle übersehen können, — wie man einen Berg besteigt, um ein Panorama zu haben. Und dann bemerken wir, wie eine Sorge in die andre übergreift, wie sich alle in einen Kreis fügen, rund um uns, und unser bestes Empfinden liegt darauf, wie die Sonne auf den Bergen."

„Es ist so," bestätigte der Japaner nachdenklich, „wir lieben unsre Sorgen." —

Sonja Pawlowna und Kamura waren täglich zusammen. Es ergaben sich so viele Berührungspunkte in ihrem Denken und Fühlen, daß sie einen wirklichen Trost in ihrem Verkehr fanden und sich immer wieder an einander aufrichteten. Zweimal kam Dmitri dazu, als sie im eifrigen Gespräch in Sonjas Boudoir saßen. Ein drittesmal begegnete er ihnen auf der Straße. Am andern Morgen trat Dmitri unerwartet bei seiner Frau ein.

„Das ist ja eine merkwürdig intime Freundschaft, die ihr da geschlossen habt," sagte er verknurrt.

„Was meinst du?" fragte sie.

„Du hast einen sonderbaren Geschmack," gab er zur Antwort. Plötzlich verstand sie ihn und errötete heftig.

„Du wirst mir doch erlauben," begehrte sie auf, „daß ich meine Freunde mir selbst aussuche."

Sein schönes wetterbraunes Gesicht nahm einen so wilden Ausdruck an, daß seine frivolen Worte damit in einem unausgleichbaren Widerspruch standen.

„Meinetwegen! So wirst du mir wenigstens keine Vorwürfe mehr machen."

Mit einigen raschen Schritten trat sie auf ihn zu. Ihr ganzer Körper schien sich zu spannen. Ihre Wangen glühten, ihre Augen flammten. Er war erstaunt, wie schön sie sein konnte.

„Du bist gemein!" sagte sie, vor Zorn erbebend. Es schien, als drängte sich ihr noch vieles auf die Lippen. Sie beherrschte sich aber und ging stolz an ihm vorbei aus der Tür.

Eine Woche verstrich, ohne daß Dmitri auf seinen Verdacht zurückkam. Er kümmerte sich nun gar nicht mehr um Sonja. Selbst zum Diner fand er sich nicht mehr regelmäßig ein.

Eines Tages schrieb er an Kamura und kündigte ihm seinen Besuch an. Da er die Stunde festgesetzt hatte, die der Japaner in Sonjas Gesellschaft zu verbringen pflegte, mußte er ihr den Grund seiner Behinderung mitteilen.

Die junge Frau geriet in eine große Erregung und schämte sich doch, die Befürchtung, die sich ihr aufdrängte, auszusprechen.

„Es ist nur, um mich zu quälen," sagte sie verzweifelt.

„Sonja Pawlowna," beruhigte sie der Freund, „ich weiß, was Sie leiden. Dmitri Iwanowitsch wird keinen leichten Stand mit mir haben."

„Lassen Sie sich nicht auf Auseinandersetzungen mit ihm ein," bat sie dringlich. „Sie berauben mich um den einzigen Freund, wenn Sie schroff gegen meinen Mann sind, — und meine Kinder ketten mich doch an dieses Haus."

„Wie blind dieser Mensch ist!" entrüstete sich Kamura. „Er hat eine Binde über den Augen!"

Er war sehr überrascht, als Dmitri Iwanowitsch am andern Tage bei ihm mit höflichster Miene eintrat und anfing, im leichtesten Plaudertone die überflüssigsten Dinge zu reden.

Der Japaner hörte ihm eine Zeitlang geduldig zu. Dann fragte er:

„Und der eigentliche Grund, weshalb Sie gekommen sind, Herr Rittmeister?"

„Nur um mit Ihnen zu plaudern, natürlich —"

„Erlauben Sie, dann finde ich es doch sonderbar, daß Sie gerade diese Stunde gewählt haben.“

„Warum?“ fragte der Besucher lauernd.

„Weil Sie wissen,“ erwiderte Kamura ruhig, „daß ich den Nachmittag in Gesellschaft von Sonja Pawlowna zu verbringen pflege.“

Dmitri Iwanowitsch erhob sich. Es klang beinahe drohend, als er sagte:

„Es kann sein, daß mich das bestimmt hat.“

Kamura rührte sich nicht von seinem Platz.

„Was sollte Sie veranlassen, diese einzige kleine Zerstreuung Ihrer Frau zu mißgönnen? Wollen Sie mir das sagen, Dmitri Iwanowitsch?“

Der lachte rauh auf.

„Wie nennen Sie das? Eine kleine Zerstreuung?“

Nun war der Japaner mit einem Sprung auf den Füßen.

„Schämen Sie sich, Dmitri Iwanowitsch. Sie haben eine Heilige zur Frau.“

Der Rittmeister biß sich auf die Lippen.

„Es ist immerhin eigenartig,“ sagte er finster, „daß Sie sich berufen fühlen, mir das zu sagen.“

„Es ist traurig genug, daß ich das nötig habe,“ erwiderte Kamura. „Aber ich würde es nicht tun, wenn ich nicht sicher wäre, daß Sie eines Tages sich doch wieder besinnen werden.“

„Ich bestreite Ihnen das Recht, Herr Kamura,“ begehrte Dmitri auf, „sich um meine Person zu bekümmern.“

„Ich tue es auch nur, soweit Ihre Person für das Schicksal von Sonja Pawlowna in Betracht kommt, Dmitri Iwanowitsch.“

„Wollen Sie Ihr Interesse nicht lieber, wie ehemals, wieder der jüngeren Schwester zuwenden? Oder liegt Petersburg nicht auf Ihrer Route?“

Kamura verfärbte sich.

„Ich bitte Sie, nicht Ihren Feind in mir zu sehen," forderte er streng. „Es hieße, Sonja Pawlowna beleidigen, wenn ich den Versuch machen wollte, Ihnen meine Beziehungen zu ihr zu erläutern. Wenn Sie nicht durchaus mißverstehen wollen, Dmitri Iwanowitsch, dann muß es Ihnen genügen, daß ich keinen lebhafteren Wunsch habe, als Ihnen den Wert dieser seltenen Frau wieder bewußt zu machen."

Der Rittmeister stand mit gekreuzten Armen da und sah prüfend den schmächtigen Japaner an, der seinen Blicken furchtlos begegnete.

„Ich kann mir nicht helfen, Herr Kamura," erklärte er unsicher, — „diese selbstlosen Freundschaften zwischen Mann und Frau — ich glaube nicht recht daran."

„Gut, ich will Ihnen zugeben," sagte der Japaner, „daß diese Freundschaften nicht ganz frei sein können von gewissen unreinen Instinkten. Das Verdienst aber, diese Instinkte zu unterdrücken, erhöht und vertieft den Reiz und den Wert gerade dieser Freundschaften. Sie werden mir schlechterdings zugeben müssen, daß wir eine Frau viel richtiger zu beurteilen vermögen, wenn wir sie mit teilnehmenden, aber nicht mit begehrenden Augen anschauen."

Der Rittmeister ging ein paarmal mit erregten Schritten durchs Zimmer. Er steckte sich eine Papyros an, machte drei Züge, warf sie fort und setzte sich in die Ecke des Sofas. Ganz unvermittelt sagte er:

„Es ist nicht meine Schuld allein, daß das alles so gekommen ist. Wenn zwei Menschen miteinander leben, dann ist es notwendig, daß jeder der Eigenart des andern einige Schritte entgegentut. Diese schroffe Forderung einer Unterwerfung auf Gnade und Ungnade reizt und verbittert."

„Wenn man einen Schein des Rechts für sich hat,“ warf Kamura ein, „nur dann. Sie tun mir zuviel Ehre an, aber sehen Sie, es erbost Sie schon der Gedanke, Ihre Frau, die Sie nicht lieben, mit einem andern zu teilen.“

„Wer sagt Ihnen, daß ich Sonja nicht liebe?“

„Entschuldigen Sie,“ sagte der andre, „dann verstehen Sie es allerdings meisterhaft Ihre Gefühle zu verbergen.“

Mißtrauisch sah Dmitri Iwanowitsch ihn an; aber es war keine Spur von Ironie in seinem mageren Gesicht.

„Man kann seiner Frau untreu sein und sie doch sehr lieb haben,“ versicherte der Rittmeister ein wenig verwirrt.

Kamura setzte sich ihm gegenüber auf einen Fauteuil und schlug ein Bein über das andre.

„Wenn Sie sehr lange suchen,“ sagte er, „können Sie vielleicht eine Frau finden, die schöner ist als Sonja Pawlowna. Ein andermal vielleicht wird Ihnen eine über den Weg kommen, die geistreicher ist. Ganz gewiß aber werden Sie keine finden, die so voll Liebe für sie ist, — keine, die in schönerer Harmonie alle die Eigenschaften in sich vereint, die eine Frau zum Ideal der Gattin und Mutter machen. Mögen Sie nun über Ihre Rechte und Pflichten denken, wie Sie wollen, — Sie müssen mir schon ein freies Wort gestatten, Dmitri Iwanowitsch, es ist einfach töricht, tausend Rubelscheine dem Winde zu überlassen, um einem nachzujagen, der vorüberfliegt.“

Der Rittmeister schwieg. Er trommelte nervös mit den Fingern der rechten Hand auf seinem Knie und starrte vor sich hin.

„Und dieser eine Schein ist auch noch falsch,“ setzte der Japaner mit scharfer Betonung hinzu.

„Was wollen Sie damit sagen?“ fuhr Dmitri auf.

„Genau das, was Sie verstanden haben.“

Die beiden Männer maßen sich sekundenlang mit den Blicken.

Dann lachte der Rittmeister geringschätzig.

„Erbarmen Sie sich! Dieses Mädchen ist mir ergeben wie eine Sklavin!"

„Fragen Sie Ihren Neffen Warja," sagte Kamura, „vielleicht bequemt er sich dazu, Ihnen die Augen zu öffnen."

VIII.

Drei Tage später hatte Dmitri Iwanowitsch seiner Geliebten eine Falle gestellt und sie mit Warja, diesem ökonomischen Burschen, überrascht. Sie waren wie versteinert, als er plötzlich vor ihnen stand, und eines fürchterlichen Auftritts gewärtig. Er blieb an der Tür, totenblaß und wie zum Sprunge geduckt. Aber dann kam ein eigentümliches, ein fast verlegenes Lächeln auf seine Lippen, und er zog sich wie ein Verschämter zurück, der gegen seinen Willen Zeuge einer Unanständigkeit geworden ist.

Er zog die Mütze tief in die Stirn, als er das Haus verließ und drückte sich eiligen Schrittes an den Häusern hin. Vor einem Juwelierladen blieb er stehen und suchte unter den prächtigsten Stücken in der Auslage nach einem Geschenk für Sonja. Schon wollte er eintreten, als er sich anders besann und unwillig über sich selbst seinen Weg fortsetzte. Er suchte nach einem Blumenladen. Als er ihn gefunden hatte, wiederholte sich vor dem Schaufenster dieselbe Szene. Auch hier ging er nach kurzem Zögern weiter. War sie denn eine Kokotte, die man mit kostbaren Präsenten gewinnt? Er hatte ein Wort gefunden, das ihn beruhigte, und das er nun immer im stillen wiederholte: „Mit leeren Händen, aber mit tiefer Reue."

Er hätte längst rechts abbiegen müssen, um nach Hause zu

gelangen. Jetzt erkannte er, daß er mindestens eine halbe Stunde zu weit gegangen war. Das sollte so sein. Er wußte ja noch gar nicht, wie er Sonja alles erklären würde. Man durfte doch wahrhaftig nicht verlangen, daß sie ihn gleich mit offenen Armen wieder empfangen würde. Er mußte sich Zeit lassen, über alles nachzudenken, mit sich selbst ins klare zu kommen, in ihre Wesenheit sich erst wieder zu versenken, damit er nicht mehr verdürbe, als gutmachte.

Er wanderte weiter und weiter, ließ die Stadt im Rücken, ging an Feldrainen entlang. Es war schon ganz dunkel, als er an der Dowgomilowbrücke eine Droschke anrief, um heimzufahren.

Sonja saß mit ihren Kindern im Wohnzimmer und beschäftigte sie mit einem Kugelspiel, an dem sie teilnahm. Als Iwanowitsch eintrat, hörte er sie gerade sagen:

„Noch einmal herum, dann geht ihr schlafen, meine Täubchen."

Da knarrte das Parkett unter seinem Fuß, und alle drei drehten die Köpfe nach ihm.

„Der Papa —" sagten Wassil und Nascha fast gleichzeitig, aber nicht jauchzend, wie sie das früher einmal zu tun pflegten, sondern mit einem scheuen Erstaunen, das dem starken Mann fast die Tränen in die Augen trieb. Die Kinder beeilten sich auch nicht, ihm entgegenzukommen. Zaghaft näherten sie sich ihm, gleichsam nur dem Zwang des mütterlichen Blickes gehorchend. Dmitri Iwanowitsch aber nahm eines nach dem andern vom Boden auf, riß es an sich und küßte es wild, als sei er gekommen, um endlich wieder Besitz von diesen reinen Herzen zu nehmen.

Dann kam er an den Tisch und legte einen Zweig Hecken-

rosen, der in seiner heißen Hand schon ganz welk geworden war, vor Sonja hin.

„Aus dem Njeskutschin-Park," sagte er leise.

Sie sah ihn an, — dieses müde und doch angstvoll erregte Gesicht, — diese flehenden, schuldbewußten Augen. Sie wollte sprechen, sie wollte sich erheben. Da war es ihr, als ob ein gewaltiger Sturm sie herumwirbelte. Sie erbleichte, schloß die Augen und fiel mit einem unendlich hilflosen Lächeln auf den Lippen ohnmächtig in die Arme ihres Mannes.



Als Kamura am andern Tag zur gewohnten Stunde sich einfand, kam ihm der Rittmeister im Vorzimmer schon mit ausgestreckten Händen entgegen.

„Ich bitte Sie um Verzeihung," sagte er, „für jedes Wort, für jeden Gedanken, womit ich Sie gekränkt habe. Wenn Sie mich ganz aufrichten wollen, Kamura, dann würdigen Sie mich Ihrer Freundschaft."

Arm in Arm gingen sie zu Sonja Pawlowna, die mit feuchten und doch strahlenden Augen sie empfing. —

Warja Iwanowitsch war sehr erstaunt, als ihm der Diener einen Brief des Onkels und ein kleines Paket hereinbrachte. Als praktischer Mensch öffnete er zunächst das Paket, worin eine kostbare Kravattennadel sich vorfand. Dmitri Iwanowitsch schrieb:

„Mein lieber Warja!

Ich mag niemandem etwas schuldig sein. Du hast mir, wenn auch unabsichtlich, einen großen Dienst erwiesen. Gestatte, daß ich mich Dir durch dieses kleine Geschenk einigermaßen erkenntlich zeige.

Dein aufrichtiger Dmitri Iwanowitsch."

„Du aber hast mir verdammt ganz und gar keinen Dienst erwiesen," grollte der junge Mann in sich hinein; „wo soll sie einen so bequemen und so freigebigen Liebhaber wieder finden?

Er dachte voll Unmut daran, daß die schöne Künstlerin, von Dmitri verlassen, nunmehr an ihn den Anspruch erheben könnte, für ihr luxuriöses Leben aufzukommen. Da er nun aber durchaus nicht gewillt war, sich schröpfen zu lassen, mußte er notwendigerweise auf diese reizende Freundin verzichten.

Noch ganz vergallt, erzählte Warja seinem Vater beim nächsten Zusammentreffen: Onkel Dmitri hat es plötzlich mit der Moral gekriegt.

Ilja Iwanowitsch wollte sich totlachen, als er die näheren Umstände erfuhr. Er war überzeugt, daß diese Bekehrung seines Bruders doch wieder nur eine Episode sein würde. Und diesmal fand er sich unbewußt in Übereinstimmung mit seinem Antipoden Paul Alexandrowitsch.



Der alte Scheibler erfuhr allerdings nichts von der Vorgeschichte dieser unerwarteten Versöhnung zwischen Sonja und Dmitri. Er sah sich einfach eines Tages vor die Tatsache gestellt, als das Ehepaar mit Wassil und Nascha, fröhlich und guter Dinge, in seinem Hause sich einfand, — die Tochter wie durch ein Wunder Gottes verjüngt und verschönt, — der Schwiegersohn liebenswürdig und mitteilsam, — ja selbst die Kinder wie leuchtende Knospen, die endlich, endlich die stumpfgrüne Fessel ihrer Hüllen gesprengt haben. Paul Alexandrowitsch konnte dieser Wandlung lange nicht froh werden, da sein Vertrauen zu dem Rittmeister nach der letzten und heftigsten Erschütterung durchaus nicht mehr aufleben wollte. Er hütete sich zwar, die Freude seiner getreuen Sofia Wassilowna durch

seine Zweifel zu trüben. Für ihn selbst aber bedurfte es mehrerer Monate, ehe er an eine Dauer dieses neuerstandenen Eheglücks ernstlich zu glauben vermochte.

Dieses zaghafte, zögernde Einziehen, Sichumtasten und Einnisten dieses Glaubens schenkte seinem Herzen, auf so lange Zeit verteilt, eine Unsumme erbaulicher Beobachtungen und Empfindungen. Er sah, wie ihre eigene Zufriedenheit die beiden Menschen wieder einsichtig und gerecht machte und in Sonja die alte Liebe und ehrfürchtige Anhänglichkeit an ihre Eltern von neuem aufleben ließ. Er nahm das als ein Anzeichen dafür, daß die schwere Prüfungszeit ihrem Ende sich zuneigte und die Wiederherstellung des herzlichen Einvernehmens zwischen allen Gliedern seiner Familie nahe bevorstand. Wjera Iwanowna natürlich gehörte nicht mehr dazu; sie war endgültig aus dem Verband ausgeschieden. Da Sascha den Entschluß, sich mit seinen Kindern aus ihrer Nähe zu verbannen, hatte fassen und ausführen können, durfte man auch für ihn eine Erstarkung und Gesundung erhoffen. Und was Iwan anging, so widmete sich dieser seit etwa einem halben Jahre mit so wunderbarem Eifer seinen Studien, daß man von dem Abschluß seiner revolutionären Epoche wohl überzeugt sein konnte. Er hatte neben seinen medizinischen Vorlesungen sogar auch noch in der Chemie belegt, für die er ein lebhaftes Interesse zeigte. Mit Zustimmung des Vaters hatte er ein Gewölbe des Quergebäudes als Laboratorium eingerichtet und beschäftigte sich dort, wie er sagte, mit der Herstellung eines Farbstoffs zum Anstrich großer Ozeanschiffe unter der Wasserlinie. Er beklagte die Schwierigkeit der Versuche, behauptete aber zuversichtlich, daß es ihm gelingen würde, ein Mittel gegen das lästige und verderbliche Ansetzen von Schmarotzern am Schiffskörper endlich herzustellen.

Es hatte nichts Auffälliges, daß Iwan einen älteren Chemiker zu seinen Arbeiten mit heranzog, den er dem Vater gelegentlich als einen Dr. Rajuwatsch vorstellte.

Paul Alexandrowitsch nahm keinen Anstand, diesen Dr. Rajuwatsch, der seinem Äußern nach nicht sehr begütert zu sein schien, aber doch die Qualitäten eines Mannes aus guter Familie verriet, wiederholt zu Tisch zu laden, und hatte die Freude, sich von ihm in der Zuversicht auf Iwans großartige Erfindung überzeugend bestärkt zu sehen.

Da auch von den Oblenski beständig die besten Nachrichten einliefen und die Geschäfte nach den aufregenden Schwankungen der ersten Zeit nunmehr glatt und ruhig sich abzuwickeln begannen, waren für Scheibler und die Seinigen alle Bedingungen eines angenehmen und erbaulichen Lebens gegeben.

Allmählich gewann Paul Alexandrowitsch wieder das alte Interesse an Dingen, die außerhalb seiner Familie und seines Berufs lagen oder doch nur mittelbar hier und dort herüberspielten.

So war es vor allem das große Werk der Haager Friedenskonferenz, die nach langen Verhandlungen im Mai des Jahres 1899 zusammentrat, das seine Weltbeglückungsideen machtvoll anregte. Während die Delegierten der Mächte in der kleinen holländischen Sommerresidenz mit rühmlicher Selbstverleugnung sich bemühten, zugunsten eines herrlichen, aber für den Augenblick noch unfruchtbaren Gedankens schöne Reden zu halten, rühmte Paul Alexandrowitsch fast allabendlich im Kreise der Seinen diesen Beginn einer neuen gesegneten Zeit.



Cyril Basilowitsch war mit Tatjana nach Moskau gekommen, um einige Wochen bei den Eltern zu verleben, ehe

sie ihre Güter in Südrußland aufsuchten. Nun war mit Ausnahme Saschas und seiner Kinder die ganze Familie wieder um ihr Oberhaupt versammelt, denn auch der kleine Prinz hatte seine erste Reise gemacht. Das waren reiche Stunden für Paul Alexandrowitsch. Es störte ihn nicht einmal, daß Ilja Slukoff seit der Ankunft des Fürsten sich fast allzu häufig einstellte und an den Mahlzeiten und Gesprächen teilnahm. Er ertappte sich im Gegenteil auf einer eiteln Genugtuung darüber, gerade diesem Menschen zu zeigen, welche Fülle von Liebe, herzlicher Verehrung und sattem Glück seine von Ilja verachtete Lebensmethode ihn ernten ließ. Daß die vielfachen Besorgnisse des letzten Jahres sich zerstreut hatten, um gleichsam einem neuen Frühling Platz zu machen, das stimmte den alten Herrn jetzt bisweilen beinahe humoristisch. Er bekämpfte den Pessimismus Slukoffs in politischen Dingen nicht mehr mit dem schweren Geschütz seiner unverrückbaren Überzeugungen, sondern spielte gewissermaßen mit ihm im liebenswürdigen Übermut eines gutmütigen, seiner Überlegenheit sich bewußten Mannes.

„Nun, Ilja Iwanowitsch, wie sieht es denn aus mit den großen, mörderischen Kriegen deiner Phantasie? Welche Armeen gedenkst du jetzt zunächst aufeinander loszulassen?"

„Freue sich, wer kann, mein Lieber," antwortete Slukoff. „Was sagst du zu den Engländern, wie? Warum haben sie es verhindert, daß die Buren zur Vertretung im Kongreß zugelassen wurden? Willst du wetten, daß es da unten blutige Köpfe setzt?"

„Ich wollte dir eine Kompanie vorschlagen," erwiderte Scheibler lächelnd, „zur Liquidation der Arsenale. Man wird sehr haushalten müssen mit dem Altmaterial, um nicht die Eisenindustrie in der ganzen Welt zugrunde zu richten."

Ilja Iwanowitsch, der seiner Sache doch nicht mehr ganz sicher war, fand es vorteilhaft, auf diesen scherzhaften Ton einzugehen, der ihm jederzeit einen Rückzug gestattete. So gab es denn ganz unterhaltende Redeturniere zwischen den beiden Alten, die häufig bei den Zuhörern eine schallende Heiterkeit auslösten.

Slukoff hatte die ganze Familie gegen sich. Die Damen schlugen sich aus Humanität und aus egoistischer Liebe für ihre Männer und Söhne geradezu fanatisch auf die Seite der Friedenshoffnung. Iwan vertrat denselben Standpunkt als angehender Arzt, der es zu seiner Lebensaufgabe gemacht hatte, alle Leiden der Menschheit zu bekämpfen. Dmitri, der Wiedergefundene, verleugnete seine abweichenden Anschauungen aus Gefälligkeit gegen Sonja, die er durch nichts mehr zu verletzen sich geschworen hatte. Der Fürst endlich vertrat, von Maxim kräftig unterstützt, als Freund des Zaren die Stimme der allerhöchsten Politik, die das Schalmeienblasen nun einmal zur Hauptnummer ihres Programms erklärt hatte.

„Wie soll ich es mit so vielen Gegnern zugleich aufnehmen können!“ sagte Slukoff. „Ich werde mir wenigstens meinen Ältesten zur Unterstützung mitbringen.“

Und wirklich rückte er am andern Tage zur Belustigung aller mit Grigori an, der sich indessen recht teilnahmslos verhielt und auf die fröhlichen Vorwürfe der andern mit der Erklärung antwortete, daß ihm alles Politische — mit Erlaubnis zu sagen — zum Halse heraushänge.

Grigori Iljanowitsch machte übrigens — von einem gewissen lästigen Selbstbewußtsein abgesehen — auf den alten Scheibler einen so überraschend angenehmen Eindruck, daß er sich für einige Zeit in eine stille Zimmerecke mit ihm zurückzog, um ihm genauer auf den Zahn zu fühlen.

Danach sagte er zu Ilja:

„Dein Grigori hat sich sehr zu seinem Vorteil verändert. Er ist ernst und klardenkend geworden, und gern will ich glauben, daß er dir eine große Stütze im Geschäft ist. Man kann dir Glück wünschen, Ilja Iwanowitsch."

„Man muß bescheiden sein, Paul Alexandrowitsch," erwiderte Slukoff verbindlich. „Genug, wenn bei der schlechten Pflege auch nur ein Baum zur Blüte kommt. Um dich her freilich sprießt und blüht es von allen Seiten. Ich habe es immer gesagt, daß du ein Gesegneter bist. Was ist das für eine Häuslichkeit, die du hast! Wo findet man noch dergleichen!"

„Ja, hör einmal," sagte Scheibler ganz erstaunt, „hast du denn Sinn dafür, mein Lieber?"

„Erbarm' dich, Paul Alexandrowitsch," entschuldigte sich der andre mit einem Achselzucken; „man wird auch nicht jünger. Freilich kann ich nicht sagen, daß ich mich schon so eigentlich alt fühle. Aber, wenn ich dich so behäbig da herrschen sehe unter all deinen Getreuen, — na ja! Da kommt mir auch mal der Gedanke, wie es um mich herum ausschauen wird, wenn ich eines Tages müde geworden bin."

„Es ist keine Stunde zu spät, daß nicht der Herr kommen könnte, bei uns anzuklopfen, Ilja Iwanowitsch."

Slukoff aber hatte seine sentimentale Anwandlung schon wieder überwunden.

„Noch erwarte ich seinen Besuch nicht, weißt du," sagte er frivol und lächelte selbstzufrieden. „Vorläufig geht es mir noch ganz gut, und ich denke, zehn Jährlein lang will ich mir die Sache schon noch ohne Kopfzerbrechen ansehen."



Im Julianfang reisten die Oblenski ab. Wenige Tage später brach Iwan nach der Schweiz auf, zur Belohnung seines Fleißes mit reichen Mitteln vom Vater ausgestattet. Das erregte Wesen des jungen Mannes galt den Seinigen nur als ein Zeichen seiner lebhaften Freude über die weite, vielversprechende Fahrt. Niemand ahnte, daß eine wichtige und gefährliche Mission gerade dieses Reiseziel ihm eingegeben hatte. Auch Dmitri und Sonja brachten mit ihren Kindern den Sommer auf dem Lande zu. Ihnen sollte sich Sofia Wassilowna anschließen; aber sie beharrte darauf, bei ihrem Manne zu bleiben, den die bevorstehende Zuckerkampagne schon arg in Atem hielt. Maxim kehrte zu seinem Regiment nach Petersburg zurück, als sein Urlaub abgelaufen war.

Ilja Iwanowitsch, der seit einigen Wochen den Mäcen einer kleinen französischen Soubrette spielte, erklärte seiner Frau, daß auch er einmal erholungsbedürftig wäre, und fuhr mit seiner Freundin nach Ostende. Fast ein Vierteljahr lang blieb er fort. Er behauptete, daß die See ihn ungemein nervös gemacht hätte, und daß er aus Rücksicht für Alexandra Jemeljanowna und die beiden Söhne sich in Paris bei einem berühmten Professor, dessen Namen er jedesmal anders angab, habe in Behandlung geben müssen.

„Er wird dir nicht viel genützt haben, der Professor," sagte Alexandra Jemeljanowna mit ihrer gelangweilten Stimme, „die Jahre, die Jahre! Ilja Iwanowitsch, — und dieses zügellose Leben."

Sie war auf ihrem Divan unter dem Einfluß ihres monotonen Einsiedlerdaseins sehr moralisch geworden.

Slukoff beruhigte sie.

„Ängstige dich nicht um mich, mein Seelchen," bat er, „ich bin vollkommen wieder hergestellt. Du weißt, ich habe

eine prächtige Konstitution und werde dir hoffentlich noch recht lange erhalten bleiben."

Sie schien kein großes Gewicht auf dieses Glück zu legen, denn sie nahm sogleich ihren Roman wieder auf und steckte einen Bonbon in den Mund, während sie umblätterte.

Seine erste Wiederbegegnung mit Paul Alexandrowitsch benutzte Ilja Iwanowitsch dazu, sein Steckenpferd zu reiten.

„Was sagst du nun?" triumphierte er. „Kaum ist die Komödie im Haag vorüber, und schon knallt es in Südafrika!"

„Man wird intervenieren," behauptete Scheibler.

„Nicht daran zu denken! Im Gegenteil! Die Kugel ist im Rollen, mein Lieber. Wenn man klug ist, wird man die Verlegenheit Englands ausnutzen, um alte Rechnungen zu begleichen."

„Wie das?" fragte Paul Alexandrowitsch.

„Wie das? Du siehst doch, wie dieses hochnäsige Albion sich da unten festrennt. Gibt es eine bessere Gelegenheit für uns, in Afghanistan einzurücken und diese Sansculotten aus Indien hinauszuwerfen? Diese Maulhelden, die seit Jahrhunderten alle Welt durcheinander hetzen, um im Trüben zu fischen? Es müßte kein einziger Bartrusse mehr in der Regierung sitzen, wenn wir jetzt nicht zuschlügen."

„Der Zar wird niemals das Schwert ziehen," sagte Scheibler.

„Das ist fast eine Majestätsbeleidigung, Brüderchen," versicherte Slukoff ernsthaft.

„Du bist wunderlich, Ilja Iwanowitsch."

„Ich bin ganz und gar nicht wunderlich. Nikolaus müßte keine Ahnung haben von den Regungen der Volksseele, ja von den Lebensbedingungen ganz Rußlands, wenn er diesen Augenblick vorübergehen ließe."

„Die Volksseele!" griff Scheibler dieses eine Wort heraus.

„Die Volksseele kümmert sich nicht so viel um dein Indien. Ruhe und Frieden will sie haben, diese Volksseele, um ihre Felder zu bestellen und ihre Steuern bezahlen zu können."

Aber Slukoff ließ sich nicht überzeugen.

„Sag, was du willst, Paul Alexandrowitsch, — das wäre doch einmal ein nationaler Krieg. Jeder Ackerbürger würde wissen, worum es sich handelt. Und die Sympathien der ganzen Welt wären auf unsrer Seite, denn in Wahrheit sind sie alle zum Platzen geschwollen gegen diese habgierigen Rotröcke, die alles stehlen, was gut und schön ist."

„Man straft niemanden dadurch für ein Unrecht, daß man selbst ein Unrecht begeht."

„Das ist, verzeih' mir, gut für die Kinderstube, Paul Alexandrowitsch, — aber nicht um Weltpolitik zu machen. Wem Indien gehört, dem gehört Asien. Und Asien muß uns gehören, wenn wir nicht zum Gespött der Welt werden wollen. Von dort aus wird Rußland allen Völkern seine Gesetze vorschreiben. Es läßt sich ja gar nicht davon sprechen. Aber wenn das wäre, — wenn wir jetzt mit den Händen in den Taschen zusehen würden, — ich bin ganz sicher, mein Lieber, daß England dann uns eines Tages die Stunde der Abrechnung vorschreiben würde — und dann, wenn es uns am wenigsten paßt."

„Welch ein Segen für alle Kreatur," scherzte der alte Herr, „daß nicht Ilja Iwanowitsch auf dem Thron der Romanows sitzt!"

Ich würde die Politik machen, die Rußlands Zukunft verlangt," ereiferte sich Slukoff, — „die Politik, die gemacht werden muß, — m u ß, Paul Alexandrowitsch, und ich würde alle nach Sibirien schicken, die andrer Meinung sind."

„Das wäre ein unfehlbares Mittel, um Sibirien zu be-

völkern," sagte Scheibler; „nur fürchte ich, du wärest bald ganz allein diesseits des Ural."

Ilja wollte auf diesen scherzhaften Ton jetzt nicht mehr eingehen. Er fühlte sich zu sicher.

„Du mußt ernst bleiben, Paul Alexandrowitsch," entgegnete er unwillig. „Es steht deinem weißen Kopf schlecht an, so klaren Anzeichen gegenüber auf deiner unhaltbaren Meinung zu beharren."

„Ilja Iwanowitsch," belehrte ihn der Alte, indem er die Stirne in Falten legte, „wenn ich jetzt hier in Moskau sage: es ist Tag, — so habe ich recht. Und wenn gleichzeitig in Kapstadt einer behauptet: es ist Nacht, — so hat er auch recht. Es kommt immer nur auf den Standpunkt an, von dem aus man die Dinge betrachtet. Ich bleibe dabei, — der Krieg ist ein fluchwürdiges Verbrechen, und wer ihn anzettelt, der sollte von Gott dem Herrn mit Ausrottung gestraft werden. — Entschuldige mich, — ich habe eine Konferenz." — —



Ilja Iwanowitsch wartete vergeblich auf die große kriegerische Aktion seines Vaterlandes. Unter Anwendung aller gebotenen Vorsicht machte er durchaus vertrauenswürdigen Personen gegenüber seinem Unwillen über die Hasenherzigkeit der Regierung Luft, immer ungeduldiger und nervöser, je mißlicher die Lage Englands in Südafrika sich gestaltete. Wenn er über diese Angelegenheit sich ausließ, mußte man annehmen, daß dieser Patriot weder in seinem Kopf noch in seinem Herzen für irgend eine andre Sache Raum hatte. Dann wunderte man sich, ihn in aller Fröhlichkeit und Lebenslust jeglichem Vergnügen nachjagen zu sehen, als den unermüdlichen Bewunderer und Gönner der schönen und galanten Frauen, welche die Saison

in Moskau vereinigt hatte. Machte aber einer seiner Freunde eine unzarte Anspielung auf dieses Doppelwesen, dann versicherte Slukoff:

„Das sind Zerstreuungen, die ich nötig habe; sonst würde mich der Groll innerlich auffressen."



Um die Leitung seiner Geschäfte kümmerte er sich fast gar nicht mehr. Nur in den allerwichtigsten Dingen durfte Grigori seine Entscheidung einholen. Als der Sohn ihm aber die Bilanz vorlegte, deren Ziffern nur eine geringe Steigerung gegen das Vorjahr auswiesen, gebärdete er sich sehr ungehalten. Zunächst machte er den Versuch, der mangelhaften Leitung durch Grigori die Schuld zu geben, und verstieg sich, da dieser sich nachdrücklich zur Wehr setzte, zu der kühnen Behauptung, daß der Stillstand im Schnapskonsum das deutlichste Zeichen für den Niedergang Rußlands sei. Es fehlte nicht viel, so hätte er diese bedauerliche Tatsache einfach darauf zurückgeführt, daß die Unzufriedenheit mit der Schwäche der Regierung das brave Volk davon abhielt, den staatlichen Branntwein zu trinken, — durch Enthaltsamkeit von dem wichtigsten Nahrungsmittel also sich selbst zu degenerieren und derart Opposition zu machen, es antrieb. Jedenfalls nahm Slukoff daraus Veranlassung, wieder einmal festzustellen, wie durchaus notwendig ein Krieg für seine und so manche andre Industrie doch geworden wäre.

Auf den gemeinsamen Spaziergang der Mächte nach Peking setzte aber auch er keine Hoffnungen mehr, und als das südafrikanische Abenteuer mit einer plötzlichen Wendung zugunsten Englands einsetzte, verstummte Ilja Iwanowitsch ganz mit seinen Wünschen und Prophezeiungen.

„Dieser Paul Alexandrowitsch," sagte er zu sich selbst, „triumphiert auf der ganzen Linie. Was ist da zu machen? Selig sind die Einfältigen!"



Sonja Pawlowna schickte sich an, ihren Dmitri nach zwölfjähriger Pause wieder mit einem Sprossen zu beschenken. Iwan hatte soeben mit bestem Erfolg seinen Doktor gemacht. Cyril Basilowitsch war zum persönlichen Adjutanten des Zaren ernannt worden. Durch seine Fürsprache hatte man den kleinen Wassil Dmitrinowitsch in die Kavallerie-Junkerschule aufgenommen, wo er mit den Söhnen der Allervornehmsten zusammen erzogen wurde. Maxim war avanciert. Paul Alexandrowitsch selbst hatte eine hohe Ordensauszeichnung bekommen und war zum Staatsrat ernannt worden; — es verlautete sogar schon, daß ihm der erbliche Adel verliehen werden sollte.

In der Tat: alles, was das Schicksal nur ersinnen konnte, einen Menschen zu erfreuen und vor allen andern auszuzeichnen, das bot es für diesen Mann auf, der mit seinen einundsiebenzig Jahren zäh und ungebeugt seinen riesigen Unternehmungen vorstand.

Fast die gesamte Zuckerproduktion Rußlands hatte dieser Greis mit dem eisernen Willen an sich gerissen oder sich botmäßig gemacht. Sein großes Vermögen war in beständigem Anwachsen begriffen, sein Ansehen beherrschte alle Entschließungen der Kaufmannschaft und reichte in zahlreiche Gebiete der öffentlichen Verwaltung hinein. Es geschah nichts Wesentliches und Bedeutsames im offiziellen Moskau, mit dem der Name Scheibler nicht in irgend welcher Beziehung gestanden hätte. Mißgunst und Neid wagten sich nirgends mehr an ihn heran.

Das war ein vollkommener Sieg seiner strengen und unnachsichtigen Lebensphilosophie über die laxe Moral einer entarteten Gesellschaft, die den Kultus der eigenen Person auf ihre Fahnen geschrieben hatte und jedes Mittel, ihm nachzugehen, für erlaubt hielt. In einsamer Größe stand Paul Alexandrowitsch vor seinen Mitbürgern da, ehrwürdig wie ein Patriarch, geheiligt durch das erstaunliche Familienglück seines Hauses und durch die bewundernswerten Erfolge seines Wirkens, das gerade durch den Mangel aller Winkelzüge und Kniffe dem Urteile des andern als etwas Seltsames und höchst Geheimnisvolles sich darstellte.

„Ich fange an, vor deiner Gottähnlichkeit zu bangen," sagte Ilja Iwanowitsch Slukoff eines Tages.

Zweites Buch

I.

Alexandra Jemeljanowna feierte im Januar ihren Geburtstag. Den ganzen Tag über empfing sie Gratulanten, Verwandte, Freunde und Kostgänger des Hauses, die alle mit Blumen oder kleinen Geschenken gekommen waren, ihren Spruch anbrachten und sich dann an den Herrlichkeiten des kalten Büfetts erquickten.

Frau Slukoff hatte sich sehr prächtig kleiden lassen, thronte höchst wohlgefällig auf einem der großen dunkelgrünen Brokatfauteuils, plauderte aufgeräumt und nahm, ihren Gästen zur Gesellschaft, ganz erstaunliche Mengen von Leckereien und schweren Getränken zu sich.

Es war in der sechsten Stunde. Frau von Blinski mit

ihren Töchtern, die am längsten ausgehalten hatte, war soeben gegangen. Alexandra Jemeljanowna befand sich ganz allein im Salon. Sie ging schwerfällig an den Tisch und naschte noch hier und da eine Kleinigkeit von den Resten. Dann hielt sie sich vor einer Vase auf, die mit langstieligen purpurroten Rosen gefüllt war und recht bedrohlich am äußersten Rand der Kaminplatte stand. Sie wollte die schwere Vase ein wenig zurückrücken, fand dies aber wegen der dahinter stehenden Gegenstände zu beschwerlich. Mit einiger Anstrengung hob sie daher das kostbare Stück herunter, um es auf einem der Tische unterzubringen. Nun konnte sie nicht widerstehen, den wunderbaren Duft, der aus den Blumen aufstieg, mit einem tiefen Atemzug einzusaugen. Mit einem lauten „Ahh—!" gab sie ihrer Befriedigung Ausdruck.

Da fiel sie nach hinten über, lag ausgestreckt, ohne nur mit der Wimper zu zucken, auf dem Teppich, und aus der Vase, die sie fest an die Brust gedrückt hielt, verstreuten sich die herrlichen Rosen über ihr Kleid, über ihr Gesicht und zu beiden Seiten ihres Körpers.

Alexandra Jemeljanowna war tot.

Über eine Stunde verging, ehe der Diener sie fand. Man schickte in der ganzen Stadt nach Ilja Iwanowitsch aus, ohne ihn zu erreichen. Auch Warja war nicht zu finden, da er mit seiner neuen Freundin irgendwo soupierte. Endlich trieb man Grigori bei den Prochutzin auf, mit deren Tochter er sich verloben wollte. Gerade an diesem Abend hatte er begründete Hoffnung gehabt, ein williges Ohr für seine Werbung zu finden. Es war ihm sehr ärgerlich, durch diesen unerwarteten Tod der Mutter gestört zu werden.

Fräulein Prochutzin, Anna Nikolajewna, bewunderte seine Fassung. Als er fort war und ihr Vater sagte:

„Wie dieser junge Mann sich beherrschen kann" —, da bestätigte sie eifrig: „Kaum, daß er die Stirn gerunzelt hat." Nur Mama Prochutzin beurteilte diesen Heroismus weniger wohlwollend.

„Kann das nicht auch ein bedauerlicher Mangel an Herz sein?" fragte sie. „Ich bitte euch, — wenn man die Mutter verliert! —"

„Das ist Erziehung," behauptete Herr Prochutzin, der erst vor wenigen Monaten von Odessa zugereist war und in den alten Moskauer Familien noch nicht Bescheid wußte.



Grigori fand die Leiche noch unberührt auf dem Boden liegen, unter den Rosen, mit denen sie sich selbst geschmückt hatte, gleichsam im Tode zu einer Poesie sich bekennend, die im Leben ihr so gänzlich fremd geblieben war. Er traf die notwendigsten Anordnungen zu einer provisorischen Aufbahrung, ließ alle Zimmer des Hauses hell erleuchten, da es ihn gruselte, und ging dann wieder fort. Er redete sich ein, daß er den Vater aufsuchen müßte. Zu diesem Zweck trat er in das nächste Restaurant ein und blieb, da Ilja Iwanowitsch nicht zu sehen war, bei einer Flasche Wein stundenlang sitzen. In gleicher Weise wiederholte er seinen Versuch in einem Kaffeehaus. Gegen ein Uhr nachts war er wieder im Palais und erkundigte sich beim Dwornik, ob der Vater inzwischen heimgekehrt wäre.

„Nein, gnädiger Herr."

Grigori murmelte etwas von „weiter suchen" und entfernte sich wieder.

Als er zum zweitenmal zurückkam, war es halb drei. Ilja Iwanowitsch war noch nicht da; Warja war noch nicht da. Er war zu müde, um seine Fahrten von neuem aufzunehmen. Er

ging hinauf, bekreuzte sich, als er an dem Zimmer der Toten vorbei mußte, und schloß sich in seinem Schlafzimmer fest ein. Wie er war, warf er sich auf das Bett, ohne das Licht abzudrehen, und schlief ein.

Als er aufwachte, war es acht Uhr morgens. Er klingelte dem Diener, nachdem er rasch seine Kleider abgeworfen hatte. Nun erkundigte er sich. Der gnädige Herr war gegen sechs Uhr nach Hause gekommen. Warja war noch nicht da.

„Wo ist mein Vater?"

„Der gnädige Herr schläft."



Ilja Iwanowitsch kam erst gegen Mittag zum Vorschein, als auch Warja sich eben eingefunden hatte. Er bewahrte eine ausgezeichnete Haltung.

„Sie hat einen sehr schönen Tod gehabt," sagte er zu den Söhnen, als müßte das allein ein Trost sein. Und sooft jemand kam, um ihm sein Beileid auszusprechen, wiederholte er es immer wieder:

„Sie hat einen sehr schönen Tod gehabt."

Acht Tage nach der Beerdigung der Alexandra Jemeljanowna fragte Slukoff seinen Bruder Dmitri auf der Straße, ob man ihn am nächsten Sonnabend beim Benefiz der Battori im Zirkus sehen würde.

„Du willst doch nicht hingehen!" rügte der Rittmeister.

Ilja Iwanowitsch begütigte ihn:

„Ach — weißt du — ich werde ja nur inkognito da sein."

Dmitri machte eine Geste der Mißbilligung und wollte sich von dem vergnügten Witwer trennen. Der hielt ihn jedoch zurück.

„Ist es wahr, Warja sagt, daß Maxim nach Port Arthur geht?"

„Er bricht morgen auf."

„O, er ist sehr klug," rühmte Slukoff; „er wittert den Krieg. Du sollst sehen —"

„Unsinn!" widersprach der Rittmeister. „Japan und Rußland! Nur Toren sind tollkühn, und diese kleinen gelben Herren sind sicherlich keine Toren."

„Es ist kein Zweifel, daß wir sie zerreiben werden, wie Mühlsteine das Korn, — selbstverständlich! Aber ihnen bleibt keine Wahl — diesen Großmannssüchtigen. Entweder sie begraben alle Hoffnungen für immer oder sie versuchen das Glück. Das ist eine Lebensfrage."

„Es wäre heller Wahnsinn. Außer dir, Ilja, wird niemand in Rußland ernstlich daran glauben."

„Und die vielen Truppen da unten?" fragte Slukoff. — „Die großen Vorräte? Wozu, frag ich dich, wenn die Geschichte nicht brenzlich wäre?"

„Man muß gefaßt sein — natürlich," erklärte der Rittmeister. „Das geschieht, um ihnen den Star zu stechen, damit sie keine Dummheiten sich einfallen lassen. Man hält ihnen die Faust unter die Nase, — das ist alles."

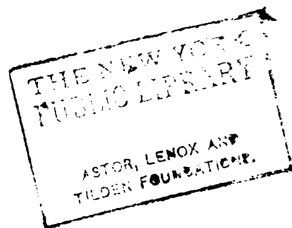
„Ein solches Manöver sollte man sich diese ungezählten Millionen kosten lassen? Da sollten sich unterwegs nicht Taschen finden, die eine bessere Verwendung dafür hätten? Es hat doch seine Richtigkeit mit den Truppen und Vorräten?"

Das bestätigte Dmitri. Dann setzte er lächelnd hinzu:

„Du mußt immer deinen Krieg in Bereitschaft haben. Es ist doch mein Metier eigentlich, — aber ich denke nicht ein einzigesmal daran."

Ilja Iwanowitsch zwinkerte den Bruder an.


FERD·GÖTZ.07


ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

„Seit der Spätgeborene da ist, bist du ganz ein Heimchen geworden. Sie haben dich nett untergekriegt, mein Lieber."

„Ich bin sehr glücklich darüber," versicherte der Rittmeister freimütig. „Wohl jedem, der weiß, wohin er gehört."

Er machte wieder den Versuch sich zu verabschieden. Doch Ilja nahm seinen Arm und hielt Schritt mit ihm, als er seinen Weg fortsetzte.

„Du bist ein Verstockter," warf er ihm scherzhaft vor. „Sicherlich weißt du Genaues durch Cyril Basilowitsch und durch deinen Freund Kamura. Ich weiß doch, daß er zwei Tage lang bei dir gewohnt hat auf der Heimreise im Dezember. Ich verspreche dir zu schweigen."

„Kamura ist genau so unterrichtet, wie du und ich," erwiderte Dmitri, „und Oblenski kann nichts andres sagen, als: der Zar will den Frieden."

„Du bist drollig," antwortete Slukoff. „Das ist genau so, als wenn ich fortwährend einen Stier mit dem roten Tuch reize und dabei rufe: ich will den Frieden, ich will den Frieden!"

„Ob du recht hast, das will ich nicht entscheiden," sagte der Rittmeister; „ich kümmere mich nicht um die hohe Politik. Aber ich weiß, daß wir unüberwindlich sind, und daß sich niemand auf der Welt an uns heranwagt."

Wie Dmitri Iwanowitsch, so dachte die ganze Armee, so dachte ganz Rußland. Wir sind unüberwindlich! Das war der Refrain bei allen Gesprächen, die mit der Möglichkeit und den Aussichten eines Krieges sich beschäftigten. Nur ganz eingefleischte Skeptiker wagten es bisweilen, auf die ungeheuren Schwierigkeiten einer vollen Machtentfaltung und vor allem einer genügenden Verproviantierung auf eine solche Entfernung hin aufmerksam zu machen. Aber auch sie ließen sich bald überzeugen und erwarteten mit allen andern Wunderdinge von

dem gewaltigen Kulturwerke der sibirischen Eisenbahn. Diese Eisenbahn war eine Schlagader, die Rußlands Blut und Kraft mit einem Pulsschlag aus dem Herzen des Landes heraus bis in die Mandschurei treiben würde. Sie war eine Zyklopenarbeit, unverwüstlich gefügt, mit unerschütterlichen Schwellen, mit unabnützbaren Schienen, mit Brücken, die Jahrtausende überdauern mußten. Plötzlich wußte niemand mehr etwas davon, daß Hunderte von einflußreichen Beamten, Hunderte von Unternehmern bei diesem gigantischen Bau in einer unverschämten Weise sich bereichert hatten, — daß zum größten Teil minderwertiges Material verwendet und mangelhaft gebaut worden war. Der Patriotismus setzte bei diesem einzigen, armseligen Gleis eine legendäre Leistungsfähigkeit voraus.

Und dann die Flotte! Diese unüberwindlichen Kolosse, die in Port Arthur lagen und allein schon hinreichen würden, jeden Landungsversuch des Feindes blutig zu vereiteln. Und Wladiwostok mit seinen Schiffen! Alle bemannt mit Helden, die nur ihre Backen aufzublasen nötig hatten, um diese gelben Affen vom Deck zu pusten. Ganz zu schweigen von den stolzen Geschwadern daheim. Sie brauchten nur aus Kronstadt herauszudampfen, um zu bewirken, daß der Mikado vom Thron fiel.

Wie war es möglich? Wie hatte man sich über diese Japaner so täuschen können? Man hatte sie überall für kluge, scharfäugige und höchst intelligente Menschen gehalten, für Menschen, die auf einer gewissen Kulturstufe standen. Und jetzt zeigte es sich, daß sie anmaßende Wilde waren, ganz ohne Urteilskraft, ganz ohne die Fähigkeit der Selbsteinschätzung. Diese Kläffer wagten es, dem russischen Bären die Zähne zu fletschen und ihn anzuknurren. Sie waren so töricht zu glauben, daß dieses ungeheure, kraftstrotzende russische Reich vor ihren Operettendrohungen zurückweichen könnte. Man hätte eigent-

lich gar nicht so viel Federlesens mit ihnen machen sollen. Wozu sich auf diplomatische Verhandlungen einlassen? Kurzerhand eine kleine Flottendemonstration, — die würde sie schon zur Vernunft bringen.



Paul Alexandrowitsch hatte in dieser Zeit einen schweren Stand unter seinen Bekannten. Er konnte es nicht über sich gewinnen, zu den großsprecherischen und kriegslustigen Äußerungen, die alle Gespräche beherrschten, zu schweigen oder gar in denselben Ton zu verfallen. Er hielt jedem unerschütterlich seine Meinung entgegen, und scheute sich nicht einmal zu erklären, daß Rußland sich in diesem Fall durchaus im Unrecht befände, da es Gebiete besetzt hielt, auf die keinerlei Anspruch ihm zustand.

„Man kann das drehen und wenden, wie man will," sagte er, „es ist ein Raub, — und geradezu unverantwortlich würde es sein, zur Sicherung dieses Raubes einen Krieg zu führen."

Er hatte das Vertrauen in die Gerechtigkeit und Weisheit der Regierung, daß dieses Gräßliche und Verabscheuungswürdige vermieden werden müßte. Es bedrückte ihn außerordentlich, unter allen diesen klugen und gebildeten Leuten von keiner Seite Zustimmung zu finden, ja bisweilen sogar auf einen so heftigen Widerspruch zu stoßen, daß er abbrechen mußte, um sich keiner Beleidigung auszusetzen.

Ilja Slukoff, der sich allmählich immer sicherer in seinen Voraussagungen fühlte, ließ sich wirklich einmal zu dem Vorwurf hinreißen:

„Nimm mir's nicht übel, Paul Alexandrowitsch, du hast eben keinen Funken von Patriotismus."

Er sagte das in einer Versammlung hervorragender Mitglieder der Moskauer Kaufmannschaft, und alle hatten es gehört.

Scheibler erhob seine Stimme laut und herrisch, als er antwortete:

„Wenn der Patriotismus darin besteht, Ilja Iwanowitsch, daß man sein Vaterland nicht nur groß und mächtig, sondern auch gerecht, von aller Welt geachtet, tadellos in allen seinen Entschließungen und als treuen Hort jeder Moral zu sehen wünscht, dann wirst du es darin nicht gut mit mir aufnehmen können. Wenn es dagegen die Sache des Patriotismus ist, die Forderungen der Ichsucht, Habgier und Immoralität auf das Staatsleben zu übertragen und dafür sich zu begeistern, dann streiche ich meine Segel. Wir brauchen diesen Fetzen Mandschurei nicht, und er gehört uns nicht. Dabei bleibe ich."



Aber selbst in seiner Familie fand Paul Scheibler nur bei Iwan eine rücksichtslose Zustimmung, und diese gerade befriedigte ihn nicht, da sie noch über das Ziel hinausschoß und bisweilen Formen annahm, die auf eine gefährliche Leidenschaftlichkeit schließen ließen. Dr. Iwan Pawlowitsch war aus den Jahren heraus, die eine Entschuldigung seiner politischen Hitzköpfigkeit gestattet hätten. Nachdem er ein Jahr in Deutschland zugebracht hatte, war er schon seit zwei Jahren Assistenzarzt im Krankenhaus und stand im Ruf eines tüchtigen Mediziners. Er nahm es sehr ernst mit seiner Tätigkeit. Man mußte schlechterdings von ihm voraussetzen, daß er seine Individualität ganz fest im Zaun hatte und unfähig war, auch nur ein Wort leichtfertig und ohne innerste Überzeugung dahinzusprechen. Wenn er jetzt sagte: „Das alles ist Schuld dieses fürchterlichen Systems, das nur leben kann, indem es ein Verbrechen mit einem andern verdunkelt," — dann fühlte der Vater, daß dieser

schroffen Ueberzeugung mit keinerlei Gegengründen mehr beizukommen war. Es stieg der Verdacht in ihm auf, daß Iwan Beziehungen zur revolutionären Partei unterhielt, und einmal, nach einer besonders heftigen Auslassung des Sohnes, erinnerte er sich plötzlich der Laboratoriumsversuche und der großen Erfindung, von der keine Rede mehr gewesen war. Er konnte sich im Augenblick keine Rechenschaft von seinen Empfindungen geben. Aber es war ihm, als setzte sein Herz aus, und als schnürte ihm etwas den Hals zu. Er wollte das Gespräch auf gleichgültige Dinge bringen, doch vermochte er es nicht. Seine Lippen zitterten, als er ganz unvermittelt fragte:

„Arbeitest du noch im Laboratorium?"

Iwan zog die Unterlippe zwischen die Zähne und schloß die Augen bis auf einen ganz engen Spalt, durch den seine Blicke vorsichtig hindurchtasteten.

„Bisweilen," sagte er.

„Und deine Erfindung?"

Der Sohn suchte in seinen Gedanken.

„Ach so! Es ist nichts daraus geworden, — das heißt — ich habe die Sache ruhen lassen, — will sie aber gelegentlich wieder aufnehmen."

„Und was machst du jetzt?"

„Es sind Spielereien," erwiderte Iwan, „nur daß ich nicht ganz aus der Übung komme."

Er sah, daß der Vater, wie von einer unerträglichen Angst geschnellt, aufstand, wie seine Brust arbeitete, wie der bebende Mund nach Worten rang. Und er begegnete der Szene, die unvermeidlich schien, durch einen plötzlichen Einfall.

„Ich will mich zum Sanitätsdienst melden," erklärte er, „wenn es wirklich zum Krieg kommt. Man wird Ärzte nötig haben, — glaubst du nicht?"

Paul Alexandrowitsch starrte seinen Sohn an. Dann fuhr er mit der Hand über die Stirn, als gälte es, einen häßlichen Gedanken da wegzuwischen, atmete tief auf und sagte:

„Du nimmst mir da eine entsetzliche Sorge von der Seele. Du mußt mir verzeihen. Es ist doch alles ein bißchen viel für mein Alter. Und dieses beständige Kriegsgeschrei hat mich vollends nervös gemacht."

Gerade kam Dmitri Iwanowitsch zu Besuch. Der Alte ging ihm gleich mit der Mitteilung entgegen:

„Iwan will sich zum Sanitätsdienst melden, falls es zum Krieg kommt."

Der Rittmeister konnte sich gar nicht erklären, warum das so freudig gesagt wurde, wie die Feststellung irgend einer besonders angenehmen Tatsache.

„Dann kannst du das gleich tun, Iwan," forderte er den Schwager auf. Dann eröffnete er beiden:

„Der Krieg ist da."

Als er die schreckliche Wirkung an den Gesichtern der zwei Männer ablas, bereute er, sie auf seine Neuigkeit nicht vorbereitet zu haben. Paul Alexandrowitsch zeigte eine fassungslose Bestürzung. Iwan hatte sich entfärbt, zwei tiefe Falten gruben sich zwischen seinen Brauen ein, und seine Augen lohten in einer verzweifelten, fatalistischen Entschlossenheit.

„Es ist nicht möglich!" sagte Paul Alexandrowitsch.

„Ich komme vom Großfürsten," erwiderte Dmitri Iwanowitsch. „Heute nacht hat die japanische Flotte einen Torpedoangriff auf unsre Schiffe gemacht. Es gibt kein zurück mehr."

Der alte Herr ließ sich auf einen Stuhl nieder und stützte den Kopf in beide Hände.

„Das ist die Selbstherrschaft!" sagte Iwan mit einem heiseren Lachen; „das ist die Quittung auf die Haager Konferenz!

Und man wird noch behaupten, daß dieser Krieg uns aufgezwungen wurde."

Er ging erregt im Zimmer auf und ab.

„Es ist wahrscheinlich," berichtete der Rittmeister, „daß ich ein Kommando bekommen werde. Der Großfürst sprach davon — ins Hauptquartier jedenfalls."

„Hast du es Sonja schon gesagt?" fragte Scheibler.

Dmitri schüttelte den Kopf.

„Noch hatte ich nicht den Mut, ihr das zu sagen."

Wieder trat eine Pause ein. Dann sagte Scheibler:

„Und Maxim ist in Port Arthur!"

„Ich denke immer noch, die Geschichte wird bald wieder zu Ende sein," beruhigte ihn Dmitri. „Alexejew wird schon —"

Aber der Alte war wie ein Seher. Er winkte ihm mit der Hand zu schweigen.

„Dieses Volk stürzt sich nicht in ein solches Abenteuer, wenn es seiner Sache nicht ganz gewiß ist," sagte er. „Für sie ist dies ein populärer Krieg, eine Existenzfrage. Sie sind in Begeisterung. Wissen denn aber unsre armen Teufel, wofür sie sich da unten sollen totschießen lassen? Wir sind ganz und gar im Unrecht, und das wird sich bitter an uns rächen."

„Es wird der Tag kommen, an dem dieses alte und elende Mittel nicht mehr verfängt," mischte Iwan sich ein, indem er plötzlich in seiner Wanderung innehielt und lebhaft mit den Armen gestikulierte, „dieses Mittel, den frevelhaft im Innern angehäuften Zündstoff an irgend einer Grenze zur Explosion zu bringen. Ein Segen wäre es für Rußland, wenn wir die schmählichste Niederlage erlitten, — wenn die Fäulnis dieses korrumpierenden Systems endlich einmal offen zu Tage träte. Ich fürchte nichts mehr, als daß der Gegner zu schwach ist."

Paul Alexandrowitsch verwies ihm solche Reden.

„Was du sagst, Iwan, ist fast ebenso sündhaft, wie dieser Krieg selbst. Da er nun einmal nicht vermieden worden ist, müssen wir dem Vaterland den Sieg wünschen und einen ehrenvollen Frieden, — ehrenvoll wenigstens für unsre Waffen. Wie die Regierenden mit ihrem Gewissen fertig werden können, — das weiß ich nicht. Aber wir stehen ja noch mitten in der Zeit, daß der Erfolg alles entschuldigt. Und so wird ja wohl Rußland am letzten Ende gerechtfertigt sein. Das aber ist meine Überzeugung, daß wir schweren Prüfungen entgegengehen."

„Ich glaube doch," sprach Dmitri dagegen, während auch Iwan wieder das Wort zu nehmen suchte.

Da trat Sofia Wassilowna ins Zimmer, und alle verstummten. Sie blieb an der Tür stehen und blickte besorgt von einem zum andern.

„Habe ich euch gestört?" fragte sie. „Was habt ihr? —"

Jeder wartete darauf, daß ein andrer sprechen sollte.

„Was ist geschehen?" bat sie nochmals dringender. „So sagt doch etwas — um Christi willen!"

Paul Alexandrowitsch stand auf, nahm seine Frau bei den Händen und redete auf sie ein.

„Es ist eine beunruhigende Nachricht eingetroffen, meine Liebe, — es ist nicht unmöglich, daß es doch zum Krieg kommt."

„Alle Heiligen!" entsetzte sich Sofia Wassilowna. „Und Maxim ist dort! Und was wird es mit dir, Dmitri? Und mit Cyril Basilowitsch? Und mit deinem Jungen?"

„Du mußt dich nicht so erregen," wollte Scheibler sie beschwichtigen. Aber seine Stimme war so unsicher, daß sie ihm kaum gehorchte, und sie kannte seine Augen zu gut, die ihr alles verrieten.

„Erbarm dich!" flehte sie; „wir haben schon den Krieg?"

Und nicht einmal der Rittmeister glaubte es noch verantworten zu können, sie mit dem Hinweis auf einen raschen Verlauf zu trösten.

Sie legte ihre gefalteten Hände an die Brust ihres Mannes und lehnte weinend ihren Kopf dagegen. Schmerzlich mitleidvoll sah Paul Alexandrowitsch auf sie herab, indem er den linken Arm wie zum Schutze um ihre Schultern schlang.

„Solchen Prüfungen gegenüber gilt es aufrecht zu bleiben, Sofia," sagte er. „Wir sind unschuldig an diesem Frevel. Warum sollte uns die Strafe treffen für die Sünden der Verantwortlichen?"

„Ist es nicht immer so, daß die Unschuldigen leiden?" fragte Iwan bitter.

Sofia Wassilowna machte sich sanft aus der Umarmung los. Sie trocknete ihre Tränen und versuchte zu lächeln.

„Man darf nicht kleinmütig sein. Man muß fortfahren, seine Pflicht zu tun, und alles andre dem Herrn anheimstellen."

Sie gewann es über sich, ihrem Gatten gegenüber die Zuversichtliche und Hoffnungsvolle zu spielen, um ihm eine Stütze zu sein. Desto vollkommener brach sie zusammen, wenn sie mit Sonja oder Iwan oder Dmitri auf die Aussichten des Krieges zu sprechen kam, sowie in ihren Briefen an Sascha und Tatjana. Wenn sie dagegen an Maxim schrieb, hätte niemand vermocht aus ihren patriotischen und von Gottvertrauen erfüllten Ausführungen eine Spur von Angst herauszulesen.

Sonja Pawlowna überraschte auch diesmal wieder durch ihre eigenartige Auffassung. Sie hielt es ganz in der Ordnung, daß Dmitri sofort auf den Kriegsschauplatz abreiste, während alle seine Kameraden zurückblieben. Sie war stolz auf ihn. Sie sprach mit Begeisterung davon, daß er seinem Vaterland

die größten Dienste erweisen würde, daß er Gelegenheit finden würde, sich auszuzeichnen. Sie, als Soldatenfrau, hatte einfach die ganz selbstverständliche Verpflichtung, durch den äußersten Heroismus ihm die Erfüllung seines Berufs zu erleichtern. Sie zweifelte keinen Augenblick daran, daß Dmitri aus allen Gefahren heil und mit allen Ehren heimkehren würde. Als ganz unmöglich bezeichnete sie es, daß das Schicksal vor diesem großen Glück ihrer Ehe, das sie so mühsam und tapfer sich erkämpft hatte, nicht Halt machen sollte. Nur eins bekümmerte sie, daß Dmitri und Kamura gezwungen waren, sich als Feinde gegenüber zu stehen, der geliebte Mann und dieser edle, hochherzige Freund, ohne dessen Hilfe ihre Wiedervereinigung mit dem Gatten vielleicht noch lange nicht erfolgt wäre.

„Zu denken," sagte sie „daß diese beiden durch einen schrecklichen Zufall genötigt werden könnten, in Ausführung ihrer beschworenen Pflicht gegeneinander die Waffen zu gebrauchen, — das ist furchtbar!"

„Und wie leicht kann das geschehen!" klagte Sofia Wassilowna. „O, diese Barbarei ist teuflisch! Alle Bande werden zerrissen. Was hat die Mutter verbrochen, die ihre Söhne hingeben muß? Ach! dieser mutwillige und verbrecherische Krieg!"

Um ihretwillen bestimmte Paul Alexandrowitsch seinen Sohn, von seinem Vorhaben noch abzustehen. Tatjana schrieb, daß Cyril Basilowitsch in der Umgebung des Zaren bleiben würde. Sascha aber schickte seinen Sohn Dmitri, der ein prächtiger, hochaufgeschossener Jüngling geworden war, damit er sich zum Militärdienst meldete. So waren es immerhin vier teure Leben schon, um die Sofia Wassilowna bangte, vier geliebte Menschen, die sie dem gefräßigen Moloch ausantworten mußte, diesem Götzen des Brudermords und der sinnlosen Vernichtung.

Sie geriet außer sich, als Ilja Iwanowitsch einmal in seiner leichtfertigen und herzlosen Weise vom Kriege sprach, wie von einer geschickten wirtschaftlichen Spekulation, die große Erfolge verhieß.

„Das ist schamlos, Ilja Iwanowitsch," sagte sie. „Du freilich hast keinen Sohn bei der Armee, niemanden, der deinem Herzen nahe steht. Aber du müßtest doch wohl der Tausende und aber Tausende gedenken, die um ihre Lieben zittern, sie entsetzlichen Entbehrungen und Gefahren unterworfen wissen und des Nachts kein Auge schließen können. Der roheste Patron hat Mitleid mit den Leidenden und nun gar mit denen, die ohne jedes eigene Verschulden so Gräßliches ertragen müssen."

Sie war so erregt, daß sie nicht an die Anwesenheit ihres Mannes dachte und ihm nun doch den wahren Zustand ihrer Seele verriet.

Ilja Slukoff behielt sein zufriedenes Lächeln bei, vergaß nicht zu rauchen und wiegte sich auf seinem Stuhl.

„Ei, ei! Sofia Wassilowna," sagte er, „du hast unrecht mich so abzukanzeln. Einmal geht Dmitri auf den Kriegsschauplatz, also doch wohl einer, der mir lieb ist. Andrerseits aber, um die Wahrheit zu sagen, wer aus Beruf Soldat wird, der muß doch schließlich auch darauf gefaßt sein, daß er raus muß hinter dem Ofen. Ich sehe durchaus nicht ein, meine Liebe, warum wir uns da so jammervoll anstellen sollten."

„Es ist schade um jedes Wort," antwortete Sofia Wassilowna. „Du hast eben kein Herz."

„Andre sagen, ich hätte ein zu großes Herz," scherzte er; „nun bitte ich dich, wem soll man es recht machen!"

„Ich dächte," fiel Paul Alexandrowitsch ein, „wenn man auch noch so materiell über alles denkt, bis jetzt hat man

keine Veranlassung zufrieden zu sein. Die Nachrichten laut ganz und gar nicht erbaulich."

„Bah! Einige kleine Unglücksfälle," erwiderte Sluk geringschätzig. „Tückische Minen und Torpedos, — was w das sagen ! Laß sie nur erst an Land kommen, — da wi man ihnen schon heimleuchten."

Drei Wochen später war es die beispiellose Tapferkeit d russischen Truppen, womit man sich über die bisherigen Mi erfolge zu trösten versuchte. Nur die ungeheure Überza der Japaner in diesem ersten Abschnitt des Kampfes zwang d General Stössel, schrittweise auf Port Arthur zurückzugehe Sobald Alexejew den Angreifern von Norden her ein pa Regimenter in den Rücken senden würde, mußte sich ja d Blatt auf der Stelle wenden. Man erzählte sich Wunder v dem Heroismus der braven Soldaten, die es immer mit zel Feinden zugleich aufnahmen und bis zum letzten Atemzug ih Pflicht taten. Keine Armee der Welt hatte solche Helden a zuweisen. Dann kam man auf den Gedanken, auch den J panern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, indem man neb ihrer erdrückenden Überzahl auch ihren Mut und ihre Tod verachtung hervorhob. Das diente zur weiteren Erkläru des beständigen Rückzugs und gab außerdem die Möglichke die patriotischen Herzen durch den Hinweis auf ungeheu Verluste des Feindes aufzurichten.

Von Rußlands teurem Blut war ja noch kaum etw vergossen worden, soweit die Landmacht in Frage kam. U je weiter man sich auf die inneren Festungswerke zurückz desto größer wurde die Sicherheit des einzelnen. Diese giga tischen Bauten waren uneinnehmbar. Es war sicherlich ei List von Stössel, den waghalsigen Gegner sich dahin nachzulocke wo die furchtbaren und ganz unerstürmbaren Batterien sei

andrängenden Scharen wie reife Halme hinmähen konnten. Welchen herrlichen Geist atmeten die Telegramme dieses hervorragenden Generals an seinen kaiserlichen Herrn! Das war die starke Zuversicht eines Helden. Sein „niemals!" war der freudige Stolz der ganzen Nation, die schon angefangen hatte, nach den zahlreichen und bitteren Schiffsverlusten ihre Hoffnung von der Flotte auf die Armee zu übertragen.

Eines Tages durchschwirrten Gerüchte von einem Sturm auf den goldenen Hügel die Stadt. Zehntausend Tote und Verwundete sollte der Feind auf der Wahlstatt gelassen haben, auf seiner wilden Flucht von den tapfern Verteidigern verfolgt. Mit solcher Hartnäckigkeit wurde diese gewaltige Ziffer wiederholt, so viele Einzelheiten hefteten sich auf dem Wege durch alle Kreise der Bevölkerung an den Kern dieser frohen Botschaft, daß bald niemand daran zweifelte. Selbst Paul Alexandrowitsch und die Seinen waren in gehobener Stimmung.

Es war am Vorabend von Dmitris Ausreise. Die ganze Familie war im Palais Scheibler vereinigt. Auch Slukoff und seine Söhne hatten sich eingefunden.

„Das ist der Wendepunkt," prophezeite Ilja Iwanowitsch; „du wirst gerade noch zurecht kommen, um die Trümmer der japanischen Armee ins Meer zu werfen, Dmitri!"

„Ich fürchte," antwortete der Rittmeister, „daß ich auch dazu schon zu spät komme. Die Armee konzentriert sich am Jalu. Stössel wird einen Ausfall machen, und man wird den Feind zwischen zwei Feuer nehmen. Das kann in vierzehn Tagen alles erledigt sein."

„Wenn das Gott gäbe!" sagte Sofia Wassilowna. Zum erstenmal seit Beginn des Krieges war sie in hoffnugsvoller Stimmung. „Du wirst die Fahrt auf der sibirischen Bahn wohl nicht mehr antreten," wandte sie sich an ihren Enkel, den Sohn

Saschas — und dann zu Sonja: „Und Wassil wird auch nichts mehr damit zu tun haben. Cyril muß mir dafür sorgen, daß Maxim mit dem ersten Transport zurückkommt."

„Auf deinen Zorn gefaßt, Sofia Wassilowna," sagte Slukoff mit einem schelmischen Augenzwinkern, „muß ich doch gestehen, daß mir die Geschichte für meinen Geldbeutel nicht lang genug gedauert hat. Donnerwetter! haben die einen gesegneten Durst da draußen."

„Du bist ein Unverbesserlicher," drohte sie ihm lächelnd.

Die alte Dame war nachsichtig gelaunt.

„Wie man hört," fuhr er fort, „leben sie überhaupt recht lustig, diese Herren Offiziere. Man hat ganze Züge mit Weinen, zumeist Champagner, abgelassen und an gefälliger Weiblichkeit soll durchaus kein Mangel sein. Singspielhallen, Theater, alles, was man wünschen kann. Das ist doch eigentlich ganz nach deinem Herzen, Paul Alexandrowitsch, daß man in den Krieg zieht mit der Devise: leben und leben lassen!" Er belachte seinen Witz so herzlich, daß alle mit einstimmen mußten.

Zwei Tage später wurde Paul Alexandrowitsch in seinem Bureau von einem Offizier des Generalkommandos aufgesucht. Ein ihm unerklärliches banges Unbehagen beschlich den alten Herrn, als er in das feierlichernste Gesicht des jungen Mannes blickte.

„Was verschafft mir die Ehre?" fragte er unsicher, indem er dem Besucher einen Stuhl anbot.

Der Offizier antwortete nicht gleich, und diese Sekunden der Spannung reckten sich unerträglich aus. Endlich nahm er das Wort:

„Ich habe im Namen des Kriegsministeriums die schmerzliche Pflicht zu erfüllen —"

Paul Alexandrowitsch hörte nur noch ein dumpfes Brausen.

Es war ein kreisendes Flimmern vor seinen Augen, indem zahlreiche rote Flämmchen aufzuckten. Schlaff hingen seine Arme zu Seiten des Stuhles herab, sein Oberkörper war zusammengesunken, seine Lippen bewegten sich mechanisch.

„Maxim — — Maxim —" wiederholte er unaufhörlich.

Und der Offizier saß ratlos vor ihm, nachdem er seines kurzen Auftrags sich entledigt hatte. Er versuchte, mit einigen brambarsierenden Phrasen über die Rühmlichkeit des Soldatentodes dieses arme vernichtete Vaterherz aufzurichten. Aber er selbst fühlte solcher Verzweiflung gegenüber, wie lächerlich oder vielleicht sogar grausam seine schematischen Trostworte waren.

Paul Alexandrowitsch richtete sich plötzlich auf. Er war Herr über seinen Schmerz geworden und hatte begriffen, was dieser schreckliche Bote zum zehntenmal wiederholt hatte. Seine Augen glühten unter den buschigen weißen Brauen.

„Ein Glück, sagen Sie, auf dem Felde der Ehre zu fallen!" Es war ein Klirren in seiner Stimme, hart und drohend. „Sie wissen noch nicht, was ein Menschenleben wert ist. Was hat diese fürchterliche Schlächterei mit der Ehre des Vaterlandes zu tun? Möge diejenigen der Fluch des allmächtigen Gottes treffen, die unsre Kinder für diese schlechte und verwerfliche Sache in den Tod gehetzt haben."

II.

Paul Alexandrowitsch und Sofia Wassilowna saßen nebeneinander auf dem Sofa. Er hatte den rechten Arm um ihre Schulter gelegt; in der linken Hand hielt er einen Brief, in den sie beide mit heißen Augen hineinstarrten, — einen Brief Maxims, einen Tag vor seinem Tode geschrieben, der jetzt erst

in ihren Besitz gelangt war, nachdem sich längst die Erde über dem Schreiber geschlossen hatte.

Sofia Wassilowna weinte. Immer wieder verschleierten die Tränen ihr den Blick, so daß sie von neuem anfangen mußte, nach dem Zusammenhang in den Schriftzügen des geliebten Toten zu suchen. Dann wartete Paul Alexandrowitsch in starrer Ruhe, bis das Zittern ihrer Lippen ihm verriet, daß sie die rührenden Worte langsam und mühevoll wieder ablas.

Maxim hatte geschrieben:

„Teuerste Eltern!

Da ich Euch lange nicht Nachricht geben konnte, zunächst: ich bin heil und gesund. Es ist heiß hergegangen die Zeit über. Diese verlachten gelben Affen haben sich mehr und mehr als recht beachtenswerte Gegner erwiesen. Es ist wahr: unsre Leute stehen wie die Mauern. Aber man muß anerkennen, daß auch für die Japaner der Tod keine Schrecken zu haben scheint. Wenn man eine Reihe weggemäht hat, klettern die nächsten schon wie Ameisen darüber. Trotzdem werden wir uns hinter diesen gewaltigen Bastionen wohl halten können, bis Alexejew uns Entsatz bringt. Aber die Opfer sind groß. Spital und Baracken sind überfüllt mit Verwundeten und Kranken. Und sehr, sehr viele haben schon daran glauben müssen, die wir in aller Stille verscharrt haben. Unwillkürlich fragt man sich, wer zunächst dran ist. Ich bin seit drei Tagen auf dem goldenen Hügel. Alle Anzeichen lassen darauf schließen, daß der Feind einen Sturm auf diese Bastion vorbereitet, die er haben muß, um Port Arthur wirksam beschießen zu können. Vielleicht morgen schon, vielleicht später wird dieser Hexensabbath losgehen. Wir werden sicherlich das Feld behaupten. Ich weiß auch ganz bestimmt, daß ich nicht dabei bleiben werde. Man

fühlt das, — ich kann nicht definieren, — aber der Soldat weiß vor jeder Schlacht ganz genau, was ihm bevorsteht. Ihr könnt ganz beruhigt sein über mein Schicksal.

Da es nun aber doch das erstemal sein wird, daß ich — wie man zu sagen pflegt — dem Tod ins Auge sehen werde, und da dies ein besonders weihevoller Tag für mich sein wird, so möchte ich doch vorher Euch gegenüber, geliebte Eltern, über etwas mich aussprechen, was ich bisher vor Euch verschwiegen habe.

Vor einem halben Jahre habe ich im Hause meines Kompagniechefs, des Hauptmanns Nebogatoff, ein armes deutsches Mädchen kennen gelernt, die Erzieherin seiner kleinen Tochter, Fräulein Margarete Binder. Ihr Vater ist Schloßkastellan in Potsdam gewesen, auch die Mutter von einfachster Herkunft. Ihr Bruder ist Vizefeldwebel beim Lehrbataillon. Margarete ist Waise, hat eine vortreffliche Erziehung genossen, ist zwanzig Jahre alt, sehr klug, sehr liebenswürdig, von tadellosem Ruf, der erklärte Schützling ihrer Brotgeber und — in meinen Augen wenigstens — das schönste Mädchen, das mir je begegnet ist.

Ich bin mir nach kurzer Bekanntschaft schon über meine Gefühle klar gewesen. Ich gestehe Euch jetzt und bitte deshalb um Eure Verzeihung, teuerste Eltern, daß nur ein sträflicher Mangel an Vertrauen in Eure Hochherzigkeit mich verhindert hat, von meinem festen Entschluß, Margarete zu heiraten, Euch sofort Kenntnis zu geben. Ich sagte mir, lieber Vater, daß Deine Lebensarbeit mich wohl berechtigt, ja vielleicht sogar verpflichtet, meine Lebensgefährtin mir in ganz andern Kreisen zu suchen. Das Vertrautsein mit diesen Kreisen aber hat niemals den Gedanken an eine Ehe in mir aufkommen lassen. Diese eleganten und vornehmen jungen Mädchen mit ihrer oberflächlichen pariserischen Erziehung und ihren kleinlichen

Interessen, diese verwöhnten Püppchen, die schon übersättigt sind, wenn sie verheiratet werden, und sich dann mehr als leichtfertige große Kinder, denn als Frauen und Mütter gebärden: sie haben mir nie etwas sagen, nie etwas versprechen können.

Vielleicht ist es die deutsche Schwerblütigkeit und der deutsche Idealismus, die bei mir wieder durchschlagen. Ich erträume mir etwas Heiliges, etwas Tiefweihevolles von der Ehe, so etwas, wie ein mystisches Ineinanderwachsen von zwei Seelen und zwei Leibern zu einer unteilbaren Einheit des Empfindens und Wollens. Und ich weiß, daß ich das alles in der Vereinigung mit Margarete finden werde.

Vor meiner Abreise aus Petersburg haben wir uns verlobt. Seitdem blicke ich mit einer Freudigkeit in die Zukunft, wie nie vorher, und ich erwarte so hohe und herrliche Dinge vom Leben, wie sie nur jemals einem Günstling des Glücks zuteil geworden sind. Ihr werdet fragen, was mich bei diesen Plänen und Aussichten bewogen hat, freiwillig hierher zu gehen. Es war nichts als der Wunsch, mich dieses herrlichen Mädchens, das so tapfer im Leben steht, dadurch würdiger zu machen, daß auch ich einmal etwas Ernstliches unternehme, und mich zu betätigen versuche auf dem einzigen Gebiet, das mir offen steht. Wenn diese Kampagne zu Ende ist und ich heimkehre, wollen wir heiraten. Das wird wohl spätestens in drei oder vier Monaten der Fall sein.

Wenn ich Euch dann Margarete zuführen werde und Ihr solltet Euch bis dahin mit meinem Herzenswunsch noch nicht ganz ausgesöhnt haben, so weiß ich sicher, daß es nur einer Stunde des Beisammenseins mit ihr bedürfen wird, um Euch ganz für meine Braut zu gewinnen.

Wie freue ich mich auf diesen glücklichen Tag, wenn wir

alle und dieses liebliche Wesen mitten unter uns traulich wieder beisammen sitzen werden! Diese Hoffnung gibt meiner Lebensenergie einen so gewaltigen Impuls, daß es sich gar nicht beschreiben läßt. Wie herrlich ist es, solchem Tage entgegen zu sehen und zu wissen, daß von ihm eine lange Reihe wunderbarer Jahre ausgehen wird, — zu wissen, daß man einer solchen Zukunft sicher ist, — daß man nur die Hand danach auszustrecken braucht, um sie wie eine reife Frucht vom Baum zu pflücken!

Lebt wohl! Grüßt mir alle Lieben! Euer dankbarer und glücklicher Sohn Maxim."

Die beiden Alten sprachen kein Wort. Paul Alexandrowitsch faltete den Brief mit zitternden Händen zusammen, steckte ihn sorgsam, fast andächtig in den Umschlag zurück und küßte ihn. Dann stand er auf und verschloß dieses rührende Dokument in einem kostbaren alten Reliquienschrein, der an der Wand hing. Er blieb lange davor stehen und starrte wie betäubt darauf hin. Sofia Wassilowna hatte ihr Gesicht auf die Seitenlehne des Sofas niedergedrückt, und ihr ganzer Körper zuckte von einem krampfartigen Schluchzen.

Jetzt wandte sich Paul Alexandrowitsch ihr wieder zu.

„Ich werde nach Petersburg reisen," sagte er, „um das Mädchen zu holen. Wir sind es ihm schuldig, sie als unsre Tochter ins Haus zu nehmen."

Sofia Wassilowna hob den Kopf.

„Ich wollte dich darum bitten," preßte sie hervor.

Sie streckte ihm die Hand entgegen, und er nahm diese heiße, bebende Hand und drückte seinen Mund darauf.

„Aus solchen Hoffnungen heraus!" klagte er.

In einem neuen wilden Ausbruch ihres Schmerzes schrie sie auf:

„Soll man noch an einen Gott glauben?"

Paul Alexandrowitsch ließ sich an ihrer Seite nieder und sagte traurig:

„Was bleibt uns, wenn wir an Gott verzweifeln? Man muß sich immer wieder vorhalten, daß wir ihn nicht verstehen." Er grübelte eine Zeitlang, ehe er fortfuhr:

„Wenn Gott uns seinen Zorn über diesen sündhaften Krieg dartun will, dann darf er nicht die Schlechten und Überflüssigen töten, sonder gerade die Besten und Nützlichsten muß er herausgreifen. An wen sollen wir uns halten, wenn nicht an ihn? Alles, was menschlich ist, steht auf tönernen Füßen."



Während Paul Alexandrowitsch in Petersburg war, blieb Sonja fast die ganzen Tage über bei der Mutter. Ihre stolze und unerschütterliche Ruhe gab der verzweifelnden Sofia Wassilowna eine sichere Zuflucht. Von Dmitri Iwanowitsch traf ein Telegramm ein, das seine Ankunft in Mukden meldete. Vor Ablauf von zwei bis drei Wochen war keine briefliche Nachricht von ihm zu erwarten. Inzwischen konnte er schon längst im Feuer stehen, konnte schon längst das Schicksal Maxims ihn ereilt haben. Die junge Frau aber bangte keinen Augenblick um den so innig Geliebten.

Und doch begann zu eben dieser Zeit schon eine düstere Ahnung des kommenden Unheils durch das ganze Land zu gehen, ein dürres Gespenst der Sorge, vor dem die bisherige Siegeszuversicht aller scheu sich verkroch. Immer lauter äußerten sich die Zweifel an den Fähigkeiten des gepriesenen Vizekönigs. Man sprach von der Uneinigkeit und Unentschlossenheit der Führer. Man entrüstete sich über das Lotterleben der Offiziere und über das schlechte Beispiel, das von einigen Generälen

ihnen gegeben wurde, die ihre Familien und zahlreiche Bedienung mit ins Feld genommen hatten und im Angesicht des Feindes schlemmten und praßten. Dazu kamen die Gerüchte von dem elenden Zustand der Proviantvorräte in Port Arthur sowohl als auch in den mandschurischen Magazinen. Das Mehl sollte mit Gips vermischt, — die Konserven uralten Beständen entnommen und ungenießbar sein. Auch von dem Betrieb auf der sibirischen Bahn erzählte man sich die sonderbarsten Dinge. Da blieb das dringend benötigte Kriegsmaterial oft wochenlang liegen, weil die bestochenen Beamten sich verpflichtet hatten, ganze Züge voll spekulativer Kaufmannsgüter vorher zu befördern. Ein Waggon mit Arzneimitteln und Verbandzeug war unterwegs verschwunden; dasselbe geschah kurz darauf mit einem Zug voll Liebesgaben für die Truppen.

Gewiß würde noch niemand es gewagt haben, den Gedanken an eine Niederlage auszusprechen. Aber die Überzeugung, daß Rußlands Wohl nicht den besten und reinlichsten Händen anvertraut war, setzte sich doch mit auffallender Schnelligkeit im Volke fest.

Die furchtbaren Kämpfe am Jalu gegen die Armee Kurokis bestätigten die schlimmsten Erwartungen. Diese schreckliche Zahl von Toten und Verwundeten bezeugte allerdings, daß die persönliche Tapferkeit in der russischen Armee immer noch lebendig war; die Art und Weise jedoch, wie der Feind den Flußübergang sich erzwingen und immer überlegene Kräfte an die wichtigsten Punkte geworfen hatte, ließ kaum noch einen Zweifel an der taktischen Überlegenheit seiner Führer. Ganz Rußlands bemächtigte sich ein hoffnungsloser Zorn.

Auch über die Stimmung bei Hofe brachte Paul Alexandrowitsch schlechte Nachrichten, als er nach einer zehntägigen Abwesenheit von Petersburg heimkehrte. Er brachte Margarete

mit, die Braut des armen Maxim, die eben erst von einem typhösen Fieber sich erholte, von dem sie beim Empfang der Todesnachricht ergriffen worden war.

Sofia Wassilowna wußte nicht, was sie aus dem jungen Mädchen machen sollte. Ganz von dem Wunsch beherrscht, ihre Trauer um den unglücklichen Sohn in einer herzlichen Zuneigung für die Braut zum Ausdruck zu bringen, bemühte sie sich in wahrhaft rührender Weise um Margarete. Dieses schmale, blasse Gesicht mit den fast unnatürlich großen Augen aber blieb unverändert starr, — die stillen und gemessenen Bewegungen des schlanken Körpers hatten etwas zäh Abweisendes. Bei der Begrüßung war allerdings ein erschütterndes Schluchzen in der jungen Brust aufgestiegen, aber kurz und schrill, wie der Notschrei eines sterbenden Tieres. Seitdem ging Margarete wie ein Geist durchs Haus, auftauchend und verschwindend, lautlos, tränenlos, unzugänglich, durch dieses Gefrorensein ihres Leids ein Schaudern um sich verbreitend. Es war unmöglich, sie zum Sprechen zu bringen, — wohl flüchtig über alltägliche Dinge; sobald aber der Name Maxim erwähnt war, verließ sie das Zimmer.

„Es ist offenbar," sagte Paul Alexandrowitsch, „daß ihr der Schmerz um Maxim etwas Heiliges ist, etwas, das nur ihr zu gehören scheint, und das Sie um nichts in der Welt vor den Augen andrer profanieren will. Ich kann nicht sagen, wie ich um sie fürchte."

„Man muß ihr Zeit geben und darf sie nicht aus den Augen lassen," sagte Sonja.

„Wenn man nur ihr Vertrauen gewinnen könnte!" klagte Sofia Wassilowna.

Nascha, die Tochter Sonjas, die jetzt sechzehn Jahre alt

war und immer noch unter den ersten Eindrücken jener sorgenvollen Zeit zu stehen schien, erklärte schlicht:

„Ich habe ihr Vertrauen.“

Und als alle sie erstaunt anblickten, fuhr sie fort:

„Margarete bedauert, daß sie dir hierher gefolgt ist, Großpapa. Wenn sie euch und uns alle nicht gesehen hätte, wäre sie längst bei Maxim. Und ich denke, das wäre bei weitem das beste für sie.“

Das sprach Nascha wie etwas ganz Selbstverständliches aus. Es griff allen ans Herz, daß dieses blühende junge Geschöpf so furchtlos mit dem Todesgedanken spielte.

„Wenn du ihr Vertrauen hast, Nascha,“ sagte Paul Alexandrowitsch, „dann ist es deine Pflicht, so sündhafte Dinge ihr auszureden. Unser Leben gehört Gott. Wir haben kein Recht, darüber zu verfügen.“

„Es wird ja wohl strafbar sein, Großpapa,“ antwortete unbeirrt das junge Mädchen. „Aber doch kann es Fälle geben, wo es besser ist zu sterben.“

Mit ihren klugen dunkelblauen Augen sah sie derart überlegen verständig vor sich hin, daß selbst der gestrenge Alte es nicht über sich gewann, sie zurecht zu weisen.

„Wo ist Margarete?“ fragte Sonja und machte ihrer Tochter ein Zeichen.

„Ich werde sie suchen, Mama.“

Als Nascha aus dem Zimmer war, erregten sich Paul Alexandrowitsch und Sofia Wassilowna über dieses sonderbare Wesen.

„Laßt es nur gut sein,“ beruhigte Sonja; „ihr müßt nicht glauben, daß sie überspannt ist. Ich selbst habe sie vorher noch nie so sprechen gehört, aber doch überrascht es mich nicht. Ihr Mitgefühl für fremdes Leid ist so ins Feinste

durchgebildet, daß jeder Nerv mitschwingt. Und die arme Margarete steht ihrem Herzen besonders nahe."

„Immerhin, — ein solches Kind!" verwunderte sich Sofia.

„Der Himmel müßte ihr voll Geigen hängen," erklärte Scheibler.

„Wassil hat mir übrigens geschrieben, "sagte Sonja. „Er ist unter denen, die vor der Zeit ausgemustert werden, um an die Front zu gehen. Ihr könnt euch denken, wie glücklich er darüber ist."

Der alte Herr runzelte die Stirn.

„Cyril erzählte mir schon," sagte er, „daß fünfhundert dieser armen Jungen hinausgeschickt werden sollen, um die schrecklichen Lücken auszufüllen. Also ist Wassil auch dabei. Und glücklich, sagst du, ist er darüber?"

Die junge Frau nickte.

„Er wird unter den Augen seines Vaters kämpfen," verkündigte sie sehr stolz.

Paul Alexandrowitsch schüttelte den Kopf.

„Du bist mir unheimlich mit deinem Enthusiasmus."

„Es ist fast eine Herausforderung des Schicksals, warnte Sofia Wassilowna ängstlich. „Wer weiß, ob wir uns schon freigekauft haben."

Sonja fragte: „Was kann uns noch geschehen?"

„Dieser unselige Krieg ist unerschöpflich an Schrecken," sagte Scheibler. „Es ist klar, daß wir von allem Anfang an vom Unglück verfolgt werden."

„Wenn Kuropatkin das Kommando übernehmen wird, — alle sagen es, — dann wird das Bild sich ändern."

„Meinst du, Sonja?" zweifelte der alte Herr. „Warum eilt er denn nicht? Warum reist er umher und läßt sich prä-

numerando feiern? Ich meine immer, er macht diese vielen großen Worte, damit man sein Herz nicht schlagen hört."

Iwan war eingetreten und mischte sich sofort in die Unterhaltung.

„Man wird den Japanern die Heiligenbilder vor die Nase halten," höhnte er, „und sie donn mit der Fliegenklappe totschlagen. Der kommandierende General sammelt Heiligenbilder für seine Truppen! Das ist der Triumph der Borniertheit."

„Eine nichtssagende Verbeugung vor der Kirche," entschuldigte Sonja.

„O nein!" widersprach Iwan, — „das ist der klare Beweis dafür, daß Dummheit und Niedertracht sich verschworen haben, Rußland zugrunde zu richten."

„Was sollen diese Übertreibungen?" rügte Paul Alexandrowitsch.

„Du wirst sehen, Vater," sagte der Doktor mit eifernder Überzeugung, „diesmal wird es einen vollständigen Zusammenbruch geben. Überall gährt es. Die stumpfen Massen haben eine gar feine Witterung für den politischen Umschwung. Dieses verfluchte Regiment wird dem Ansturm nicht lange mehr standhalten."

„Man wird doch das Unglück das Vaterlandes nicht ausnutzen wollen, um Reformen zu erzwingen," ließ Sonja sich wieder vernehmen.

„Man wird, — verlaß dich darauf, — man wird," erklärte Iwan. „Das wäre der Patriotismus von Wahnsinnigen, der warten wollte, bis diese Schiffbrüchigen von ihrem Schreck sich wieder erholt hätten. Wer Rußland liebt, muß diese Ratlosigkeit gerade ausnutzen, um gegen dieses System anzulaufen. Erst wenn es unmöglich sein wird, die wichtigsten Stellen im Staat an protegierte Dummköpfe zu vergeben oder zu verkaufen,

dann können wir ernstlich daran denken, einen starken Feind zu bezwingen. Dieses Unglück des Vaterlandes ist in Wahrheit ein Segen für uns alle."

„Du wirst uns noch um Kopf und Kragen reden, Iwan," warnte der Vater.

„Ich hoffe, man wird bald ohne Gefahr die Wahrheit sagen dürfen," entgegnete der Doktor.

Paul Alexandrowitsch hob abwehrend die rechte Hand gegen den Sohn.

„Das ist ein unseliger Optimismus."

Iwan aber nickte eigensinnig mit dem Kopf.

„Wir werden die Revolution haben, und sie wird nur noch zu bändigen sein durch die Verfassung."

Das war eine kühne Behauptung; und so bedenklich es war aus dem Mund des Sohnes und Bruders sie zu hören, mußten doch alle lächeln. Eine siegreiche Revolution in Rußland! Das schien so absurd, wie ein Palmenhain in Kamtschatka! Es war unmöglich, daß ernste Menschen daran glauben konnten. Noch hatte man ja die Kosaken, um jede Freiheitsregung im Keime zu ersticken.

Aber die Ereignisse der nächsten Monate schon waren ganz dazu angetan, die Besonnensten und Kühlsten bedenklich zu machen. In allen Teilen des ungeheuren Reichs machten sich Bewegungen unter den arbeitenden Klassen bemerkbar. Bald hier, bald dort brachen Streiks aus, die sich immer deutlicher als das Werk einer allgemeinen Organisation verrieten. Die Forderungen, die dabei gestellt wurden, beschränkten sich nicht auf die Verbesserung der materiellen Lage, sondern erstreckten sich auf ideale Fragen, die offenbar über das Verständnis der Streikenden hinausgingen und von deren Beauftragten in einer überaus naiven Weise anhängig gemacht wurden. Bei den

Verhandlungen mit den Arbeitgebern stellte es sich bald heraus, daß diese Leute nur die ungeschickten Wortführer geheimnisvoller Arrangeure sein konnten, deren Willen sie vollkommen unterworfen waren. Unerschütterlich hielten sie daran fest, bald eine Bibliothek und einen Lesesaal in einer Fabrik, bald ein Wöchnerinnenheim in einer andern, diese und jene Freiheiten, die Kontrolle über das Geschäftsergebnis, einen maßgebenden Einfluß auf den Geschäftsbetrieb und hundert andre Dinge zu verlangen.

Es war nicht mehr möglich, daß die öffentliche Aufmerksamkeit sich ausschließlich mit dem gigantischen Ringen vor den Mauern Port Arthurs beschäftigte. Von Zeit zu Zeit nur rückte eine Tartarennachricht über ungeheure japanische Verluste und über die unerschütterliche Zuversicht der todesmutigen Verteidiger den Krieg wieder für einige Tage in den Vordergrund des Interesses. Vielleicht war es die unbegreifliche und alle Welt ermüdende Untätigkeit der mandschurischen Armee unter ihrem Befehlshaber, was die Teilnahme des Volkes an den Ereignissen im fernen Osten allmählich einschläferte oder doch nur auf die Besorgnis um das Schicksal teurer Angehöriger unter den Truppen beschränkte. Jedenfalls wurde es immer deutlicher, daß die Sympathien der Massen von dem blutigen und frevelhaften Spiel sich mehr und mehr abwandten, daß die Verbitterung über dieses verhängnisvolle Abenteuer immer weiter um sich griff und die Überzeugung sich allgemein aufdrängte, daß die Zukunft Rußlands nicht so sehr von dem Ausgang des Krieges, als vielmehr von den inneren Wirren, die er angefacht hatte, würde entschieden werden.

Diese Wirren wurden immer zahlreicher, immer kühner, immer anmaßender. Es schien, als würde das Volk desto lebhafter seiner Kraft sich bewußt, je mehr die Macht der Regie-

renden dem äußern Feind gegenüber versagte. Diese hundert Millionen Menschen begriffen es plötzlich, wie erbärmlich es ist, von einer entkräfteten Hand unter ein unwürdiges Joch sich beugen zu lassen. Es war, als saugte diese geknechtete Nation durch zahllose Wurzeln neues Blut und neues Leben aus dem fernen Boden, der mit Tod und Verwesung gedüngt wurde.

„Du sprichst gar nicht mehr vom Krieg,“ sagte Paul Alexandrowitsch verbittert zu Ilja Iwanowitsch Slukoff, als sie wieder einmal nach längerer Zeit zusammen getroffen waren; „du sprichst immer nur von den Aufrührern.“

„Erbarm dich!“ entgegnete Ilja, „das Hemd ist mir näher als der Rock. Ich habe mir da meinen schönen Gewinn schon ausgerechnet. Was hab' ich denn nun, frage ich dich, von diesem elenden Krieg, wenn ich mit diesem Lumpengesindel von Arbeitern teilen soll?“

„Sie führen in der Tat ein miserables Leben,“ sagte Scheibler; „ich bin entschlossen, die Löhne zu erhöhen und ich werde immer noch zufrieden sein können.“

„Du! du! — was du tust,“ erhitzte sich Slukoff, „das ist schließlich deine Sache, mein Lieber. Ich weiß nicht, wie du kalkulierst. Das aber weiß ich, es geht da, wie mit den Fleischpreisen, — wenn die einmal aufgeschlagen haben, dann bleibt es auch dabei. Und übrigens, darum allein handelt es sich gar nicht. Das ist nur scheinbar eine Magenfrage. In Wirklichkeit ist es eine Machtfrage. Die Kanaille regt sich. Wir spüren die Segnungen der westlichen Kultur.“

Paul Alexandrowitsch zuckte die Achseln.

„Ich kann es nicht entscheiden, ob's ein Fluch oder ein Segen ist, Ilja Iwanowitsch. Aber die ganze Welt ist schon von der Demokratie erobert und fühlt sich anscheinend ganz

wohl dabei. Vielleicht ist das der Wille der Vorsehung. Dann werden wir uns eben auch fügen müssen."

„Ich habe dich niemals so recht verstanden," erwiderte Slukoff, „aber jetzt wirst du mir immer rätselhafter. Du unterstützest die Regierung, indem du Unsummen für die Truppenverpflegung hingibst, und zugleich redest du den Umstürzlern das Wort."

„Ich rede ihnen ganz und gar nicht das Wort," widersprach Scheibler. „Ich verdamme es sogar, daß sie in dieser schrecklichen Zeit die Verlegenheit der Regierung so vermehren. Aber ich bin nicht blind gegen die Notwendigkeit des Fortschritts und auch gerecht will ich sein."

„In der Bedrängnis unterscheidet man nur Freunde und Feinde, Paul Alexandrowitsch," sagte der andre mit scharfer Betonung; „und man muß von jedem verlangen, daß er sich deutlich erkläre."

Scheibler lächelte überlegen.

„Nun, ich glaube, mich wird man wohl nicht verdächtigen. Übrigens — Sonja sprach neulich von der Hochzeit deines Grigori —"

„In drei Wochen etwa," bestätigte Slukoff. „Die Kleine bringt viel Geld ins Haus, und eine gute Familie ist es auch. Ich denke, ich werde da einmal ein recht bequemes Ruheplätzchen haben, wenn ich danach verlange. Ach ja —! soweit geht alles bei mir nach Wunsch."

Aber er ließ sich durchaus bei diesem Familienthema nicht festhalten. Nach einem kurzen Hin- und Herreden begann er von neuem mit der Politik.

„Ein einziger großer Sieg Kuropatkins, Paul Alexandrowitsch, — und wir stopfen diesen Revolutionären das Maul. Wäre es mir nicht um das Geschäft, ehrlich gestanden, die Sache

da unten langweilt mich schon. Nur um dieser Bande willen verlangt es mich nach einer baldigen Wendung."

„Nach dem Ende, Ilja Iwanowitsch, — so oder so, — nur nach dem Ende!"

Der alte Herr stand auf und ging, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer auf und ab. Er atmete so tief auf, daß es sich fast wie Seufzen anhörte.

„Was erregt dich so?" fragte Slukoff.

Scheibler antwortete nicht gleich. Aber sein Herz war doch so voll, daß er sprechen mußte. Ilja erschrak über das verzerrte Gesicht des Alten, als der nun plötzlich vor ihn sich hinstellte.

„Es ist kein Zufall, daß ich den Krieg so hasse und verachte. Mein armer Maxim! Und ich ahne, daß uns noch viel Schreckliches bevorsteht."

„Man muß sich keine Gedanken machen," wollte Slukoff ihn beruhigen; „man hat genug zu tun, um sich mit Tatsachen abzufinden."

Aber Paul Alexandrowitsch hörte nicht auf ihn.

„Wenn ich von Saschas unseliger Ehe absehe," sagte er, „wie glücklich waren wir alle! Da kommt dieser schreckliche Krieg. Man tötet mir mein Kind. Diese entsetzliche Sorge um Margarete wird mir aufgebürdet. Wenn Dmitri fällt, was soll aus Sonja werden, die ohne ihren Mann nicht leben kann? Mein Enkel Wassil ist in Gefahr. Saschas Jungen wird man vielleicht auch noch auf den Kriegsschauplatz schicken. Dasselbe Los kann jeden Augenblick Cyril Basilowitsch treffen. Das sind fünf Glieder einer einzigen Familie, fünf kostbare Leben, an deren Erhaltung unsre Herzen hängen, denen wir tausend frohe Hoffnungen anheften, die uns unentbehrlich sind! Und die Treibereien gewissenloser Menschen erzwingen es, daß

diese fünf Leben aufs Spiel gesetzt werden müssen und mit ihnen eine halbe Million andrer Leben, um die zehn Millionen Menschen vielleicht ebenso bangen, wie wir um diese fünf. Man besinnt sich nicht, für eine schlechte und ungerechte Sache ein Zehntel der Bevölkerung des ganzen Reichs, friedfertige und genügsame Menschen, in Todesnot, in gräßliche Entbehrungen, in Angst und Trauer zu stürzen. Man verfügt über unzählige hoffnungsvolle Leben und strebsame Existenzen, über ihre Erfolge und Erwartungen, über das Nationalvermögen, an dem doch jeder einzelne seinen Anteil hat, — über das Glück von Millionen setzt man sich hinweg ohne eine Regung des Mitleids oder des Gewissens. Und man hat die Stirn, alle diese Scheußlichkeiten noch als etwas Notwendiges und Ehrenvolles hinzustellen, und erreicht es wirklich, daß die Mehrheit ganz normaldenkender Menschen an diesen verbrecherischen Schwindel glaubt!"

Ilja Iwanowitsch schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Es ist nur die Besorgnis um deine Angehörigen, was dich einigermaßen entschuldigt," sagte er. „Die Ehre des Vaterlandes ist doch schließlich keine ganz so gleichgültige Sache!" —

„Die Ehre!" brauste der Alte auf; „gut, — aber nicht, was man dafür ausgibt. Vielleicht beliebt es der Regierung morgen, einen Krieg mit Deutschland oder mit England vom Zaune zu brechen — aus Ländergier oder aus irgend einem andern elenden Grund, — dann ist es wieder die Ehre, diese Imagination, dieses Idol, von dem alles plappert und das niemand definieren kann, — wofür das Vaterland Leben und Gut seiner Kinder opfert und alle Bande der Liebe zerreißt. Ersticken wir nicht schon an dem ungeheuren Länderbesitz, den wir verschlungen haben? Sind wir etwa imstande, zu bewirtschaften, was wir haben und den Nutzen daraus zu ziehen,

den eine hochkultivierte Nation daraus ziehen würde? Ungehoben und brach läßt man alles verkümmern, wie eine Horde unvernünftiger Tiere läßt man das arme Volk aufwachsen. Wo bleibt da diese Ehre, frage ich dich, Ilja Iwanowitsch?"

„Nimm mir's nicht übel, Brüderchen," sagte Slukoff mit einem verlegenen Lächeln, — „du redest da wie ein Aufwiegler."

„Ah! Du zitterst um niemanden!" rief Paul Alexandrowitsch. „Du liebst nur dich! Was kümmern dich die Tränen und die vernichteten Hoffnungen? Du freust dich, mit dieser viehischen Gepflogenheit des Kriegführens dein fettes Geschäft zu machen! Aber höre, was dir der Lebensgenuß ist, das sind mir der Friede und das Glück meiner Familie. Ein Menschenalter habe ich daran gebaut, geloset und gebessert. Täglich, stündlich habe ich mir von neuem mein Recht auf diese teuren Leben erkämpft, denen ich tausendfach ein Schöpfer und ein Vater bin, auf diese Leiber, die ich mir angegliedert habe, auf diese Seelen, die mit meiner Seele verschmolzen sind. Nur Gott ist heiliger, als diese Gemeinschaft! Und irgendeine irdische Gewalt soll das Recht haben, mit einem Federstrich diese heilige Gemeinschaft zu zerreißen, für eine elende Sache, die uns allen verhaßt ist? Irgend eine irdische Gewalt soll das Recht haben, Leben, die mein sind, ihren verbrecherischen Launen hinzuopfern, meine Kinder zu töten oder zu Witwen zu machen, meine Enkel zu Waisen? Und ich soll schweigen? Ich soll mich noch begeistern für eine Gewalt, die solches sich anmaßt? Ich soll mich zum Narren des Patriotismus machen?"

Ilja Iwanowitsch zuckte die Achseln.

„Es ist dein Fehler, Paul Alexandrowitsch, daß du alles so schwer nimmst. Sicherlich, da du so innig an den Deinigen hängst, ist der Tod Maxims etwas Schreckliches. Aber er hätte doch auch aus einer andern Ursache sterben können. Und

das Schicksal wird gewiß ein Einsehen haben, nachdem es dich so hart getroffen hat."

Der alte Herr strich mit zitternder Hand über seine Augen. Dann verschränkte er die Arme über der Brust, ging einigemal im Zimmer auf und ab und sagte dann, tief Atem holend:

„Wir werden sehen, Ilja Iwanowitsch."

III.

Die Schlacht am Schaho war geschlagen. In einem zehntägigen mörderischen Ringen hatten die Armeen des Marschalls Oyama dank ihrer ausgezeichneten Führung über Kuropatkin, der Hoffnung Rußlands, und seine todesmutigen Truppen triumphiert. Der russische Oberbefehlshaber rettete noch einmal seinen strategischen Ruf durch den bewundernswerten Rückzug, durch den er alle seine Divisionen der drohenden Umklammerung des Feindes rechtzeitig entzog. Das aber änderte nichts an der Tatsache, daß er sich dem japanischen General nicht gewachsen gezeigt hatte, daß Port Arthur endgültig verloren war und daß Hekatomben von Menschen nutzlos geopfert waren.

Allmählich erst kam man mit der Wahrheit heraus. Von Tag zu Tag vergrößerte sich die Liste der Toten und Verwundeten, und mit ihr wuchs die Zahl der Trauernden und Verzweifelten.

Sonja Pawlowna wußte, daß Dmitri sowohl als ihr Sohn im Kampf gestanden hatten. Aber eine ganze qualvolle Woche verging, ohne daß sie von dem einen oder dem andern eine Nachricht bekommen hätte. Endlich, durch Vermittlung Oblenskis beim Kriegsministerium, erfuhr sie, daß Wassil wohlbehalten in Mukden angekommen war. Von ihrem Manne wußte man nichts.

Es war entsetzlich anzusehen, wie sie alle Kraft auf-

bot, sich aufrecht zu erhalten, wie sie mit nervösem Scharfsinn tausend Erklärungen zu finden suchte, die ihr Gefühl zerpflückte, noch ehe die Zunge sie aussprach. Den Eltern, Iwan und ihren Kindern gegenüber erzählte sie fortwährend von ihren Plänen, die sie nach Dmitris Heimkehr verwirklichen wollte. Eine gemeinsame Reise nach Paris spielte eine große Rolle darin. Dmitri Iwanowitsch hatte als junger Mensch ein Jahr lang dort gewohnt und pflegte von dieser Zeit immer mit einer wahren Begeisterung zu sprechen. Nun setzte sie sich in den Kopf zu sehen, wo er gewohnt hatte, mit ihm sein Restaurant, sein Café wieder zu besuchen, — alle Orte, die ihn in seinem Übermut, in seinem Lebenshunger geschaut hatten. Das sprudelte sie alles heraus. Ihre Augen leuchteten groß in dem schönen Gesicht, das nun wieder bleich und durchsichtig geworden war. Ihr Mund erzwang sich ein Lächeln. Das aber erstarrte plötzlich darauf zu einer ergreifenden Verzerrung. Mitten im Satz brach ihre Stimme ab und hilfeheischend flehen ihre Blicke von einem zum andern.

Doch nur bei Nascha, ihrer Tochter, fand sie Trost und Mut. Dieses tapfere Mädchen verstand es, durch ein Wort, durch eine Bewegung ihre Verzweiflung zu bannen. Paul Alexandrowitsch, die Mutter und selbst Iwan wichen ihren Blicken aus, sahen zur Seite oder vor sich auf den Boden, die Stirnen umwölkt, die Lippen von unsagbarem Schmerz geschlossen.

So gingen wieder acht qualvolle Tage hin. Dann kam Cyril Basilowitsch von Petersburg. Es konnte nichts Gutes bedeuten, als er so unerwartet eintrat. Er küßte Wassilowna die Hand und umarmte den Schwiegervater.

„Dmitri ist tot?“ fragte Paul Alexandrowitsch zitternd.

„Er wird vermißt —“ antwortete der Fürst.

Eine lange Pause trat ein. Sofia hatte ihr Taschentuch zwischen die Zähne gepreßt, um das Schluchzen darin zu ersticken. Tränen stürzten aus ihren schmerzvollen Augen, die vom vielen Weinen schon ganz entzündet waren. Paul Alexandrowitsch ließ sich gebrochen auf einen Stuhl fallen, die Hände auf den Knien und starrte dumpf vor sich hin.

„Also ist er tot,“ sagte er endlich.

„Man hat ihn beim Rückzugsgefecht fallen sehen,“ berichtete Oblenski, „aber niemand weiß, ob er tötlich verwundet war. Es ist die Möglichkeit, daß er in Gefangenschaft geraten ist. Und die Japaner pflegen unsre Verwundeten ausgezeichnet.“

Paul Alexandrowitsch richtete sich auf. Es klang fast trotzig, als er behauptete:

„Nein, nein! Dmitri ist tot. Ich fühle es, daß dieser Krieg uns alle vernichten wird.“

Sofia Wassilowna erhob sich. Sie wollte hinausgehen, in irgend ein entlegenes Zimmer, wo niemand sie hörte, um laut schreien zu können. Als sie die Türklinke fassen wollte, fiel sie ohnmächtig zu Boden. Der Fürst eilte hinzu, wehrte den entsetzten Alten ab und richtete sie mit starken Armen auf. Dann trugen die beiden Männer Sofia Wassilowna auf den Divan. Paul Alexandrowitsch kniete davor hin, beugte seinen Kopf auf das bleiche Gesicht der lieben Gefährtin und rief in rührender Angst und Inbrunst ihren Namen. Cyril klingelte indessen. Margarete eilte auf den alarmierenden Ruf der Glocke herein. Sie erschrak nicht, sie fragte nicht, sie bewahrte ihre unheimliche Ruhe und bemühte sich mit dem Geschick einer geübten Pflegerin um die Ohnmächtige. Mit einer gewissen Scheu machte der alte Herr dem seltsamen Mädchen Platz. Er stand auf und wich langsam um einige Zoll zurück, den Blick fest auf Margaretes Rücken gerichtet. Ganz leise,

fast gegen seinen Willen sagte er: „Dmitri Iwanowitsch ist auch tot."

Da wandte sie über ihre Schulter weg für eine Sekunde ihr Gesicht ihm zu. Auch Cyril, der hinter dem Schwiegervater stand, sah dieses Gesicht, und es war ihm, als griffen eiskalte Hände unter seinen Rippen hindurch, um den Schlag seines Herzens anzuhalten. Wie die Meduse, — dachte er.

Nach kurzer Zeit schlug Sofia Wassilowna wieder die Augen auf. Nachdem sie mit Margaretes Hilfe sich aufgesetzt hatte, streckte sie mit einem matten Lächeln ihrem Manne die Hand hin.

„Verzeih, daß ich dich erschreckt habe," bat sie. Dann sagte sie mit gedämpfter Stimme: „Wirst du unsre arme Sonja vorbereiten, Cyril Basilowitsch?"

„Laßt mich es Nascha sagen," ließ Margarete sich vernehmen, „sie ist die Stärkere von beiden."

Und es war allen eine große Erleichterung, daß diese schwere Pflicht ihnen abgenommen wurde. Oblenski wiederholte in Margaretes Gegenwart das Wenige, was er wußte. Sie hörte aufmerksam zu, nickte stumm und ging dann, um ihre selbst erwählte Mission zu erfüllen.

Während sie im Vorzimmer bei Sonja Pawlowna ihren Mantel ablegte, kam Nascha schon heraus, sie zu begrüßen. Die beiden Mädchen küßten sich. Die Jüngere legte ihren Arm um die Taille der Älteren und führte sie fort. Als sie allein waren, nahm Margarete den blonden Kopf Naschas zwischen beide Hände.

„Cyril Oblenski ist plötzlich von Petersburg gekommen," sagte sie.

Nascha zuckte zusammen und verfärbte sich.

„Mit einer Nachricht von Papa —?"

„Du mußt deiner Mutter eine Stütze sein," antwortete Margarete und erzählte dann, was sie vom Fürsten gehört hatte. Nur wenige Minuten bedurfte das junge Mädchen zur Sammlung.

„Willst du in der Nähe bleiben?" bat Nascha; „komm —"

Und sie schritten durch eine Reihe von Zimmern hindurch, um die Mutter zu suchen. Da hörten sie einen gellenden Schrei, der aus Sonjas blauem Boudoir kam, — einen erschütternden Schrei, der aus Jubel und Entsetzen gemischt schien. Eine Sekunde hielten sie wie betäubt ihren Schritt an. Dann riß sich Nascha von der Freundin los und stürmte hinein zur Mutter. Als Margarete ihr gefolgt war, sah sie Sonja und ihre Tochter in einer bebenden Umarmung. Die arme Frau wollte sprechen; aber nur ein lollendes Lachen kam von ihren Lippen, während ihr Gesicht von Tränen überströmt war, und ihr Körper lastete so schwer in Naschas Armen, daß Margarete helfen mußte, ihn zu stützen.

Sonja Pawlowna deutete auf ein Papier, das ihr vorhin entfallen war. Margarete hob es auf und reichte es der Freundin, nachdem sie einen Fauteuil herangerollt hatte, um Frau Slukoff sanft darauf niederzudrücken. Es war ein Telegramm, das über Hongkong gegangen war. Nascha las es laut vor:

„Dmitri schwer verwundet. In guter Obhut. Genesung wahrscheinlich. Kamura."

Und von neuem begann Sonja dieses schreckliche, beinahe tierische Lachen, als wäre sie irrsinnig geworden. Verzweifelt warf sich die Tochter über sie, um ihr mit Küssen den Mund zu schließen, um diese schauerlichen Töne zu ersticken, die alle Nerven zu zerreißen drohten.

Margarete stand vor den beiden und beobachtete sie. Jetzt sagte sie mit einer merkwürdig rauhen Stimme:

„Was wollen Sie, Sonja Pawlowna! Er lebt doch wenigstens noch, den Sie lieb haben. Und wenn man ihn auch zum Krüppel geschossen hätte, — er lebt doch! Sie werden ihn wiedersehen, — seine Stimme hören, seinen Mund küssen. Sie werden für Dmitri Iwanowitsch sorgen, all Ihre Kraft, alle Ihre Gedanken werden Sie ihm schenken, — und Sie werden belohnt sein durch den Anblick des Lebendigen. Ich fürchte, Sie versündigen sich, Sonja Pawlowna."

Einige Minuten noch wartete Margarete, ob dieser Paroxismus enden würde. Dann nahm ihr Gesicht einen verächtlichen, fast haßerfüllten Ausdruck an, und sie verließ das Zimmer dieser Frau, die so kraftlos unter ihrem großen Glück zusammenbrach.

Inzwischen hatte sich daheim auch Iwan zu den Eltern und dem Schwager gesellt. Ihn schien die Nachricht von dem neuen Unglück am schrecklichsten gepackt zu haben. Jeder Muskel seines Gesichts verkrampfte sich. Seine Hände schlossen und öffneten sich fortwährend, während er ruhelos im Zimmer auf und abging, — mit pfeifenden Atemzügen, mit finsterdrohenden Augen.

Da kam Margarete zurück, und die Blicke aller richteten sich auf sie.

„Dmitri Iwanowitsch lebt," sagte sie.

Die beiden Alten und Oblenski schnellten von ihren Stühlen auf und wiederholten diese frohe Botschaft wie aus einem Munde:

„Er lebt!"

Iwan warf den Kopf in den Nacken und setzte seine nervöse Wanderung fort. Während die andern den Inhalt

des Telegramms besprachen, von dem Margarete berichtete, ging er unbemerkt hinaus.

„Kamura!" rühmte Paul Alexandrowitsch, — „ach! dieser prächtige Mensch! Er wird tun, was in seiner Macht steht."

„Und die japanischen Ärzte sollen ausgezeichnet sein," sagte der Fürst.

„Schwer verwundet!" klagte Sofia Wassilowna; „mein Gott, was kann das sein?"

„Was es auch sei," warf Margarete ein, — „er lebt."

Scheibler und Cyril Basilowitsch hatten den gleichen Gedanken, zu Sonja hinzugehen. Aber die Mutter bestand darauf, sie zu begleiten, und so mußten sie warten, bis Sofia sich umgekleidet hatte.

„Wo ist Iwan hingegangen?" fragte Oblenski.

Paul Alexandrowitsch ließ den Blick in einiger Zerstreutheit durch das ganze Zimmer gehen, als könnte der Sohn sich irgendwo versteckt haben.

„Iwan?" fragte er, — und dann, sich plötzlich besinnend: „Ich bin sehr besorgt um Iwan, Cyril Basilowitsch."

Der Fürst überlegte einen Augenblick, ehe er antwortete.

„Ich muß gestehen, — ich weiß nicht, was das ist, aber er macht auch auf mich einen fast beängstigenden Eindruck."

„Er muß in schlechter Gesellschaft sein," erklärte Scheibler, — „ich fürchte, daß er noch Beziehungen aus seiner Studentenzeit aufrecht erhalten hat. Ich kann es nicht sagen, — aber seine Äußerungen bisweilen, — sein fanatisches Wesen —"

„Die politischen Leidenschaften sind jetzt allenthalben entfesselt," fiel der Fürst ein. „Es werden jetzt Dinge in Rußland ohne Gefahr öffentlich diskutiert, deren Erwähnung sonst unmittelbar die Verschickung nach sich gezogen hätte. Er darf

sich also immerhin einiges herausnehmen. Mit den Revolutionären wird er doch hoffentlich keine Fühlung haben?"

Diese Frage überhörte Paul Alexandrowitsch geflissentlich. Er biß die Zähne aufeinander und sah auf seine Hand hinunter, die langsam an dem weißen Vollbart entlang strich.

„Es sind Monate her," sagte er, „da wollte Iwan sich zur Armee melden. Ich habe ihn gar nicht mehr daran erinnert. Man möchte doch nicht alle seine Söhne verlieren, — nicht wahr?" Er brach ab, schlug die Augen auf, nagte an der Lippe und seine Blicke schienen durch die Mauern hindurch weit hinaus zu irren. Dann sprach er mit leiser Stimme, in der Groll und Gram zitterten, gleichsam zu sich selbst:

„Ich habe die Macht über ihn verloren."

Der Fürst ergriff des Alten Hand.

„Du siehst zu schwarz. Deine Nerven sind erschüttert von all dem Unglück."

Da trat Sofia Wassilowna mit Hut und Mantel herein, und sie machten sich auf den Weg zu Sonja.



Am frühen Morgen erst kam Iwan nach Hause. Er ging nicht zu Bett. Er setzte sich an seinen Schreibtisch, rauchte, machte hastig einige Aufzeichnungen und ordnete in großer Erregung zahlreiche Schriftenbündel, die er den Schubladen entnahm. Einen kleinen Teil davon legte er an den früheren Platz zurück. Mit den andern im Arm schlich er leise durch die dämmerigen Korridore des noch im tiefsten Schlaf liegenden Hauses nach dem Laboratorium, wo er alle Papiere sorgfältig verbrannte. Dann hielt er bei verschlossener Tür auch hier eifrigst Umschau, um mancherlei aus dem Wege zu räumen. In der achten Stunde stand er vor der Tür seines Schwagers,

totenbleich, zögernd, schwer atmend. Es gab einen langen Kampf, ehe er sich endlich entschloß anzuklopfen.

Oblenski war soeben aufgestanden.

„Was ist's mit dir, Iwan?" fragte er überrascht, als der Doktor bei ihm eintrat.

„Ich wollte dich um etwas bitten," erwiderte er.

Cyril Basilowitsch schickte den Diener hinaus, der gerade damit beschäftigt war, die Knöpfe in die Manschetten eines Hemdes zu stecken.

„Verfüg über mich," sagte der Fürst. Er bot Iwan einen Stuhl an und wollte selbst Platz nehmen.

„Laß dich nicht stören," ersuchte ihn der Doktor; „wir können das besprechen, während du Toilette machst."

Mit einer äußersten Anstrengung wurde er seiner Stimme Herr und täuschte den andern jetzt durch eine vollkommene Ruhe.

„Wann gehst du nach Petersburg zurück, Cyril?"

„Ich reise morgen."

Eine kurze Pause.

„Willst du mich mit dir nehmen, Cyril Basilowitsch?"

Oblenski suchte ihn mit einem raschen Blick zu durchdringen.

„Mit Freuden," sagte er dann, „denn ich vermute, Iwan, daß es für uns alle besser ist, wenn du dich hier losmachst."

Der Doktor bückte sich nach einem Bleistift, den er in den Fingern gedreht hatte, und der ihm jetzt wie zufällig entglitten war. Das mochte die Röte seines Gesichtes erklären, als er sich wieder aufrichtete.

„Ich verstehe dich nicht ganz," antwortete er; „ich lebe meinem Beruf. Ich will gewisse Verbindungen in Petersburg anknüpfen. Vielleicht entschließe ich mich, auf den Kriegsschauplatz zu gehen."

Der Fürst trat vor ihn und legte beide Hände auf seine Schultern, um ihm fest in die Augen zu sehen.

„Ich wage sehr viel, wenn ich dich in mein Haus nehme, Iwan," sagte er mit fast feierlichem Ernst. „Ich erwarte von dir, daß du dich jeder Äußerung deiner schroffen politischen Anschauungen enthältst, solange du bei uns bist. Meine Stellung hat viele Neider. Ein unbedachtes Wort von dir kann mir den Hals brechen."

Iwan wandte sich kurz von ihm ab.

„Ah — wenn du nicht willst —!"

„Ich habe nicht gesagt, daß ich nicht will," erwiderte Oblenski. „Schon Tatjana zu Liebe, die große Stücke auf dich hält, und deinem Vater zu Liebe, der sehr um dich besorgt ist. Ich muß nur verlangen, daß du deiner Verantwortung dir bewußt bleibst. — Also morgen," setzte er hinzu.



Paul Alexandrowitsch machte seine Frau glauben, daß es sich nur um einen längeren Besuch Iwans bei den Oblenski handelte. Er selbst aber vermochte nicht, eine unerklärliche innere Unruhe zu meistern, obgleich er sich einreden wollte, daß dieser Entschluß des Sohnes als eine glückliche Fügung zu betrachten war. Er schalt sich wegen seines Kleinmuts und gab ihn seinem Alter schuld, das sich wohl mit einem Nachlassen der geistigen und seelischen Kräfte bemerkbar machen mochte. Er wollte indessen noch nicht erliegen. Er suchte an seinem Gottvertrauen sich aufzurichten und war nahe daran, sich darin zu betäuben, als Cyril und Iwan Abschied nahmen. Da erschütterte ihn ein plötzlicher Schmerzausbruch seiner Frau,

die bis dahin der Reise des Sohnes nicht die geringste Bedeutung beigelegt hatte.

Sofia Wassilowna umklammerte den Doktor mit beiden Armen, als er auf ihre Hand sich niederbückte, — ganz verzweifelt krallte sie sich an ihm fest und bat flehentlich:

„Geh nicht, Iwan, — geh nicht! Ich weiß nicht, warum — aber es erstickt mich! Du darfst nicht nach Petersburg!"

Iwan versuchte zu lächeln. Lauter, als es sich rechtfertigen ließ, wehrte er aber: „Welche Idee! ich bitte dich!" und machte sich mit Gewalt von der Mutter los.

„Komm," sagte er, nahm den Arm des Schwagers und zog ihn mit sich fort.

„Laß ihn nicht gehen!" schrie Sofia Wassilowna, indem sie die Hände gegen Paul Alexandrowitsch rang. Der beugte sich bleich und schaudernd über sie hin.

„Bei allen Heiligen! Was hast du?" fragte er mit heiserer Stimme.

Sie antwortete nicht. Die Tür hatte sich hinter Iwan und Cyril geschlossen. Sofia hastete an das Fenster, um die beiden abfahren zu sehen. Als sie unten auf die Straße traten und den Wagen bestiegen, griff sie an die Klinke, als ob sie das Fenster aufreißen wollte. Da legte sich die Hand ihres Mannes auf die ihrige. Sie drückte die Stirn an die Scheibe. Oblenski sah zufällig herauf und winkte mit der Hand. Nun wandte auch Iwan noch einmal den Kopf.

„Es ist ja doch nur für einige Wochen," beruhigte sie Paul Alexandrowitsch.

Da antwortete sie:

„Mir ist es, als wäre es für immer."

Und er konnte ihr nicht widersprechen, er konnte ihr

keinen Trost geben, denn seine ganze Seele war erfüllt mit schrecklichen Ahnungen.

Für immer schien das Glück diesem Haus, dem es so lange treu geblieben war, den Rücken gewandt zu haben.

Scheibler suchte in seinem riesigen Geschäftsbetrieb Ruhe und Vergessen. Jetzt merkte er es aber, daß seine Kraft in der langen Lebensarbeit und in den Aufregungen der letzten beiden Jahre sich erschöpft hatte. Es war ihm nicht mehr möglich seinen Gedanken die Sammlung zu geben, deren er für seine Unternehmungen bedurfte, für diese gewaltigen Unternehmungen, die ein geringster Fehler in der Kalkulation mit empfindlichen Verlusten bebürdete. Der Schmerz um Maxim, diese unbestimmbare, nagende Angst um Iwan, die beständige Sorge um Margarete, und nun noch die Ungewißheit über das Schicksal Dmitris! Das war zuviel für einen Mann in seinen Jahren. Und das Schwerste war es, dieses Versagen an sich empfinden zu müssen, sich am Ende eines solchen arbeitsreichen und gesegneten Lebens, das sein edler und fester Wille ihm gehämmert hatte, plötzlich machtlos zu fühlen. Nacht für Nacht brachte er in seinem Arbeitszimmer zu, ruhelos auf und abschreitend. Bisweilen schloß eine völlige Erschöpfung ihm die Augen. Dann rastete er auf einem Stuhl, in einer Art von Halbschlaf seine qualvollen Gedanken fortspinnend.

Auch Sofia Wassilowna, diese immer Getreue, konnte ihm nicht mehr tragen helfen. Und Sonja, die mit ihrer stolzen Zuversicht ihnen beiden so lange eine Stütze gewesen war, brach täglich mehr zusammen, das ganze Haus mit ihrem Jammer erfüllend. Sie, die immer getröstet hatte, nahm keine Rücksicht mehr. Es war ein grenzenloser Egoismus des Schmerzes, mit dem sie alle marterte. Sie glaubte nicht mehr daran, daß Dmitri

am Leben war. Sie hatte tausend Gründe und Beweise für seinen Tod, die sie immer wieder vorbrachte und mit Heftigkeit verteidigte, als hätte sie es erzwingen wollen, daß man ihr zustimmte, während doch ihre ganze Seele danach hungerte, zu einer neuen Hoffnung bekehrt zu werden.



Nach Wochen endlich kam ein Brief von Dmitri Iwanowitsch, den er seinem japanischen Arzt in die Feder diktiert hatte. Er sprach nur von einer Verwundung an den Beinen durch Granatsplitter, ohne auf die Art dieser Verwundung näher einzugehen, rühmte die ausgezeichnete Pflege, die ihm zuteil wurde, erwähnte sein Wiedersehen mit dem Obersten Kamura, dessen Verwendung er besondere Vergünstigungen zu verdanken hatte. Mit Grüßen an alle Lieben daheim schloß der französische Text des Schreibens. Dann kamen einige unbeholfene Schriftzüge von Dmitris Hand, russische Charaktere, die nur schwer zu entziffern waren: „Wie werden wir uns wiederfinden, meine arme Sonja!"

Daran klammerte sich ihre Verzweiflung. Niemand konnte es ihr ausreden, daß der unglückliche geliebte Mann zum Krüppel geschossen war.

„O ich kenne Dmitri!" klagte sie. „So hat das Leben keinen Wert mehr für ihn. Er würde es hundertmal vorziehen, tot zu sein. Ich werde ihn nicht wiedersehen. Er wird selbst ein Ende machen, sobald man ihm seine Waffen zurückgibt!"

Und plötzlich kam ihr der abenteuerliche Gedanke, nach Korea zu reisen, ihn aufzusuchen und beim japanischen Generalkommando um die Erlaubnis ihn zu pflegen, einzukommen. Mit einem wütenden Eigensinn bestand sie darauf, und es be-

durfte tagelanger Vorstellungen, um ihr begreiflich zu machen, daß sie ihr Ziel niemals erreichen würde.

Als ein zweiter Brief Dmitris ihr gestand, daß man dem Verwundeten den linken Fuß amputiert hätte, wurde sie ruhiger. Sie glaubte nun die ganze Wahrheit zu wissen, die hinter den Schrecken ihrer maßlosen Befürchtungen nun doch weit zurückblieb. Sie befragte die Ärzte, welcher Zeit ein solcher Fall wohl zu seiner Heilung bedürfte, und rechnete sich auf die Stunde aus, wann Dmitri nach Hause kommen würde. Jetzt hatte auch sie nur noch Worte des Abscheus für den Krieg, ängstigte sich um Wassil und sprach fortwährend mit nervöser Begeisterung von den Bestrebungen der Friedenspartei, die eine Beendigung dieses wahnwitzigen Würgens bei der Regierung erzwingen wollten.

Um den Präsidenten des Moskauer Semstow, den Fürsten Trubetzkoi, scharten sich diese Friedensfreunde, und Paul Alexandrowitsch war einer der unerschrockensten von ihnen. Die Kapitulation Port Arthurs, der Zusammenbruch dieses fast schon legendären Widerstandes des tapferen General Stössel, gab dem Fürsten die Veranlassung zu jenem offenen Brief an den Minister des Innern, worin von dem Ernst der Lage und von den Bedürfnissen des Vaterlandes mit einem Freimut gesprochen wurde, der bis dahin im offiziellen Rußland unerhört war.

Die kühne Anspielung auf die große französische Revolution in dem Satz: „N'est pas une simple émeute, mais une revolution" erleuchtete wie ein Blitz die furchtbare Gefahr, der Nikolaus II., seine Herrschaft und sein Land entgegentaumelten. Auf Betreiben des alten Scheibler und mit Zustimmung des Fürsten richtete die Semstow-Versammlung gleich-

zeitig eine Adresse an den Zaren, in der auf die zwingende Notwendigkeit des Friedensschlusses hingewiesen wurde.

Die Antwort fiel sehr ungnädig aus, und Ilja Iwanowitsch Slukoff mochte recht haben, als er sagte:

„Was soll das? Das sind Kindereien. Dieser Paul Alexandrowitsch kompromittiert sich da auf eine ganz nutzlose Weise. Die Regierung wird die erste Gelegenheit benutzen, diese Phantasten ihren Unwillen fühlen zu lassen."

Und Oblenski schrieb:

„Du hast uns scheinbar da einen schlechten Dienst erwiesen, Papa. Man ist sehr verbittert über diese Adresse. Der Kaiser hat mir gegenüber eine höchst unwillige Bemerkung gemacht, und mehr noch an dem selbstbewußten Benehmen gewisser Leute, die bisher vor mir krochen, merke ich's, daß ich meiner Stellung nicht mehr recht froh werden kann. Ich versichere Dich, daß Eure Bestrebungen — so edel und moralisch sie auch sein mögen — gegenwärtig nicht die geringste Aussicht auf Erfolg haben. Ich beschwöre Dich daher, davon abzulassen, wenn Du nicht willst, daß uns allen sehr bedenkliche Folgen daraus erstehen."

Cyril Basilowitsch hatte scharf beobachtet. Nur in der Annahme, daß die Veränderungen, die er wahrnahm, einzig und allein auf die politische Betätigung seines Schwiegervaters zurückzuführen waren, irrte er sich. Da steckten noch ganz andere Dinge dahinter, die sich anschickten, zu einer Katastrophe zu führen.

Als sein Vetter Kasimir Wladimirowitsch ihm die Augen öffnete, wäre es vielleicht noch Zeit gewesen, das Schlimmste von sich persönlich und von Tatjana abzuwenden. Er beging aber den Fehler, mit seiner Frau vorher darüber zu sprechen, und sie verteidigte ihren Bruder Iwan mit solcher Leidenschaft,

daß Cyril Basilowitsch schwankend wurde. Einen einzigen schwachen Versuch machte er noch, seinen Willen durchzusetzen.

„Welchen Grund sollte Kasimir Wladimirowitsch wohl haben, mir solche Dinge zuzutragen?"

„Ich weiß es nicht, — wie soll ich das wissen?" erwiderte Tatjana; „um sich interessant zu machen vielleicht!"

„Aber ich sage dir doch, Liebste, er hat mir den Namen des Geheimagenten genannt, der ihn gebeten hat —"

„Hätte sich dieser Agent nicht besser an dich selbst gewandt?" unterbrach sie ihn. „Ich glaube nicht daran."

„Immerhin," sagte der Fürst, „wir sind ganz im unklaren darüber, mit wem Iwan verkehrt. Er spricht kein Wort davon. Er würde, meine ich, weniger verschlossen sein, wenn er nicht Ursache hätte, es zu verschweigen."

„Und wenn er nun wirklich mit diesem Giorgi Gapon zusammensteckte!" hielt Tatjana ihm vor. „Ist er nicht ein Priester und läßt man ihm nicht freie Hand? Was tut das?"

„Aber sei gut, mein Täubchen," bat der Fürst, „ich sagte dir doch schon, daß man ihn der Beziehungen zu den Revolutionären verdächtigt. Kasimir Wladimirowitsch behauptet, wie du weißt, daß der Agent mit aller Bestimmtheit ihm Andeutungen gemacht hat —"

Wieder unterbrach sie ihn.

„Ich aber habe das Vertrauen zu meinem Bruder, Cyril, daß er unter unserem Dach nichts tun wird, was uns schädigen könnte."

„Gut, gut," stimmte Oblenski ihr scheinbar bei. „Wenn man aber bedenkt, was dieser Mann riskiert, um uns zu warnen —"

„Er riskiert nicht viel," sagte Tatjana mit einem schlauen Lächeln, „wenn er solche Unwahrheiten erzählt. Und Kasimir

Wladimirowitsch, dieser Gimpel, hat ihn wahrscheinlich außerdem noch königlich belohnt."

Er würde trotzdem energischer gewesen sein, er würde selbst auf die Gefahr, sie sehr zu erzürnen, den Schwager zu sofortiger Abreise gezwungen haben, denn er war innerlich ganz davon überzeugt, daß die Mitteilungen seines Vetters nicht aus der Luft gegriffen waren. Tatjana aber stand kurz vor einer Niederkunft und war so davon angegriffen, daß die Ärzte äußerste Schonung für sie zur Pflicht gemacht hatten. Daher ging Cyril Basilowitsch auch jetzt gleich wieder auf ihre hoffnungsvollen Pläne ein, als sie sagte:

„Im Sommer werden wir doch wohl den Frieden haben, nicht wahr? Dann wollen wir diesmal nicht solange in Moskau bleiben. Wir wollen darauf dringen, daß Papa und Mama mit uns aufs Land gehen. Papa muß einmal ein paar Monate ausspannen. Dmitri Iwanowitsch ist dann auch wieder zurück. Vielleicht kann man auch Sascha bestimmen, uns zu besuchen. Ich wäre sehr glücklich, wenn wir wieder einmal alle beisammen wären, — alle! — Freilich ohne den armen Maxim."

„Das wäre sehr hübsch," bestärkte sie der Fürst.

Aber sie war nicht zufrieden mit ihm. Sie nahm seine Hand und sah ihn mit ängstlichen Kinderaugen an.

„Du sagst das so lau! Glaubst du nicht daran? Wird dieser schreckliche Krieg immer noch nicht zu Ende sein?"

„Gewiß, gewiß, mein Herzchen! Ich bin ganz davon überzeugt. Es wird alles sein, wie du sagst."

Er streichelte ihren Arm und lächelte sie an, während er fortfuhr:

„Ich werde dir alle heranschleifen, Liebste, — du sollst sicherlich deinen Willen haben. Wir werden einen Familienkongreß zusammentrommeln."

Jetzt wurde sie ganz heiter, fing selbst wieder in scherzhaftem Ton von Iwan, von Kasimir Wladimirowitsch und seiner Zigeunerkönigin zu plaudern an und verspottete Cyril wegen seiner Leichtgläubigkeit.

Es war Abend, kurz vor dem Diner, und die Gouvernante brachte den kleinen Prinzen in den Salon zum Gutenachtkuß. Nikita war ganz das Ebenbild seiner schönen Mutter, mit den ernsten Augen des Vaters, und bewegte sich trotz seiner knappen sieben Jahre mit der Sicherheit eines Kavaliers. Er küßte Tatjana die Hand, ehe sie ihn umarmte und ihren Mund auf seine frischen, roten Lippen drückte.

„Ist Onkel Iwan noch nicht da?“ fragte er enttäuscht.

Er liebte den Onkel, der sich oft mit ihm beschäftigte, ihn verwöhnte und mit erstaunlicher Geduld zu seinen Spielen sich gebrauchen ließ.

„Noch nicht, mein Seelchen,“ sagte die Fürstin.

Der Knabe überlegte einen Augenblick. Dann bettelte er: „Du schickst ihn aber an mein Bett, Mama — bitte, bitte! Ich hab' ihm etwas so Wichtiges zu sagen — und — und bis morgen vergesse ich's.“

Tatjana lachte hell auf. Cyril Basilowitsch hob den Knirps an den Schultern hoch in die Luft, schwenkte ihn herum und schüttelte ihn, als er ihn wieder hingestellt hatte.

„Etwas so Wichtiges,“ wiederholte er belustigt, die Stimme Nikitas kopierend.

Mit leuchtenden Augen sahen sie ihm beide nach, als er an der Hand der Erzieherin hinausging, das reizende Köpfchen über die Schulter weg ihnen zuwendend. Tatjana stand rasch auf und schmiegte sich in die Arme ihres Gatten.

„Mein Gott! Wie glücklich sind wir!“ sagte sie.

Sie gingen allein zu Tisch, da Iwan sich nicht einfand.

Dann wartete der Fürst bis spät in die Nacht hinein auf die Rückkehr des Schwagers. Er wollte ihn wenigstens warnen. Um ein Uhr fragte er nochmals den Kammerdiener, ob der Doktor zu Hause wäre.

„Noch nicht, Durchlaucht."

Also morgen!

Aber am andern Tag fand sich zufällig keine Gelegenheit zu einer Aussprache unter vier Augen, — erst am Abend des zweiten Tages, nachdem Tatjana eines leichten Unwohlseins wegen früher zu Bett gegangen war.

„Wollen wir eine Partie Carambol spielen?" fragte der Fürst.

Sie begaben sich in das Billardzimmer, ließen sich den Tee bringen, und während Cyril Basilowitsch sein Queu kreidete, sagte er leichthin:

„Da hat mir Kasimir Wladimirowitsch eine dumme Geschichte erzählt, Iwan."

„Und zwar?" gab der Doktor zurück, indem er sich zum ersten Stoß anschickte.

„Er will von einem Geheimagenten erfahren haben, daß du verdächtigt bist."

Der Ball Iwans lief um das Brett herum ohne zu treffen. Er fing ihn auf, um ihn von neuem anzustellen. Da entfiel er seiner Hand und rollte über den Boden.

„Dieser Hahnrei!" sagte der Doktor. „Er soll sich um die Liebschaften seiner Zigeunerin kümmern."

Der Fürst legte sein Queu quer über das Brett, stützte sich mit beiden Händen darauf und blickte dem Schwager starr in die Augen.

„Das ist also so gut wie ein Zugeständnis," drohte er.

Auch Iwan gab das Spiel auf. Er ging an den Tisch und

setzte seine Teetasse an den Mund, um sie mit einmal auszuschlürfen. Trotzdem schien seine Kehle trocken zu sein, als er endlich antwortete.

„Was weiß man von mir? Vielleicht, daß ich mit Giorgi Gapon befreundet bin, — sonst nichts!"

„Ich fürchte, das ist nicht alles," sagte Oblenski.

Iwan richtete sich stolz auf. Zwei tiefe Falten standen senkrecht zwischen seinen Brauen.

„Ich liebe mein Vaterland und glaube an seine Zukunft."

„Das tun wir alle," sagte Oblenski. „Es ist nur ein Unterschied darin, wie diese Liebe sich äußert, und wie wir diese Zukunft uns denken. Wenn du ein Revolutionär bist, dann haben wir nichts mehr miteinander zu schaffen."

Iwan lachte gezwungen.

„Das ist nun wieder ein Begriff, der hundert Variationen hat, mein lieber Cyril. Zu deiner Beruhigung übrigens, — ich habe mich heute den Ärzten angeschlossen, die sich freiwillig gemeldet haben. Wir werden nächstens vom Zaren in Audienz empfangen werden, und dann —" — er machte eine Pause — „dann bist du mich los."

Der Fürst atmete erleichtert auf.

„Ah — du willst also wirklich auf den Kriegsschauplatz gehen?"

Der Doktor ging über die Frage hinweg.

„Was ich nicht begreife," sagte er, „das ist, daß es immer noch intelligente Menschen gibt, die eine durchgreifende Änderung der Verhältnisse nicht für unerläßlich halten. Den Abgrund vor Augen, klammert man sich doch noch an einen morschen Ast. Jetzt haben wir noch die loyale Revolution, wenn ich so sagen darf. Die bisherigen Machthaber können noch einen großen Teil ihres Einflusses retten, wenn sie die

Zeit zu nehmen wissen und diejenigen Zugeständnisse machen, die einer großen Nation nötig sind. Nichts aber ist gefährlicher in diesem Augenblick als der Eigensinn. Die Herrschaft der Gewalt läßt sich nicht mehr länger aufrecht erhalten. Und wenn Gewalt gegen sie aufsteht, so ist das nicht im geringsten ein Verbrechen."

Von neuem verdüsterte sich das Gesicht des Fürsten.

„Du hast Zeit gehabt, Iwan, dich in deinen Überzeugungen zu befestigen. Ich will kein leeres Stroh dreschen. Auch habe ich kein Recht, in deine Verfügungen über deine Person einzugreifen. Mein Erstaunen aber kann ich dir nicht verschweigen darüber, daß du deine politischen Phantastereien über alle Rücksicht auf deine Familie stellst. Wenn der Umschwung kommen soll, dann kommt er sicherlich auch ohne dich. Und mich dünkt, die Deinigen verdienen es, daß du sie schonst. Noch hat man gottlob die Macht in Rußland, den bestehenden Gesetzen Geltung zu verschaffen. Du solltest bedenken, daß wir es sein werden, deine Eltern und wir alle, die mit dafür büßen müssen, wenn du eine einzige Unvorsichtigkeit begehst. Ja, ich kann wohl behaupten, daß ich selbst schon angefangen habe, unter den Folgen deiner politischen Anrüchigkeit zu leiden."

Wohl eine Minute lang standen sich die beiden Männer schweigend gegenüber, Iwan mit zu Boden geschlagenen Augen, wie einer, der scharf nachdenkt, dann erklärte er:

„Ich werde mir für diese wenigen Tage ein andres Unterkommen suchen. Du hast recht. Ich bitte dich um Verzeihung." Er füllte seine Tasse aus dem Samowar und nahm ein Stück Zucker in den Mund, ehe er trank.

Da wurde die Tür vom Korridor aus geöffnet. Ein fremder Herr im Pelzrock trat herein. Hinter ihm sah man zwei

Kosaken. Die Tür blieb offen. Der fremde Herr ging mit raschen Schritten auf den Doktor zu und legte seine Hand auf dessen Arm.

„Iwan Pawlowitsch Scheibler," sagte er, „Sie sind mein Gefangener."

„Ihre Vollmacht —?" fragte Iwan, indem er die Tasse hinsetzte. Der Agent ließ von ihm ab und, während er in die Tasche griff, um den Verhaftsbefehl vorzuzeigen, verbeugte er sich gegen den Fürsten. „Ihre Verzeihung, Cyril, Basilowitsch."

Oblenski sah, daß Iwan in diesem Augenblick ein kleines Fläschchen aus der Westentasche zog und es an die Lippen setzte. Er hätte es verhindern können. Statt dessen kreuzte er die Arme über die Brust und blieb unbeweglich. Sein Hirn tat hundertfache Arbeit. Alle Existenzen, die von diesem entsetzlichen Schlag getroffen wurden, sprangen lebendig vor ihm auf. Er sah gleichzeitig ihre ganze Zukunft in einer Reihe zahlloser Bilder sich abrollen. Er wußte, daß dies unabwendbares Schicksal war, daß es kein Mittel mehr gab, sich dagegen aufzulehnen.

„Hier ist mein Befehl," sagte der Agent.

Iwan nahm ihm das Papier noch mit einem verzerrten Lächeln aus der Hand. Dann stürzte er vornüber auf den Teppich.

IV.

„Sie müssen es tun," bat die Fürstin Kasimir Wladimirowitsch Oblenski den Minister, der seit Monaten um ihre Gunst sich bemühte, — „Sie müssen es tun."

Wahrhaft verführerisch sah sie aus in ihrem goldgelben Peignoir, das prachtvolle schwarzblaue Haar à la chinoise

aufgetürmt, mit ihren feurigen und verheißenden Augen. Der Elfenbeinton der seidenen Tapete und der reichen Empiremöbel ihres Salons gab ihrer russischen Schönheit etwas Weiches, Jugendliches.

„Sie sind wie Aphrodite, die dem Schaum des Meeres entsteigt!" sagte er schwärmerisch.

„Bitte, bleiben Sie bei der Sache. Der schönen Worte habe ich genug gehört in meinem Leben. Ich will, daß Sie mir diesen Dienst erweisen."

Er tat ganz verzweifelt.

„Es ist aber unmöglich, Fürstin! Bedenken Sie doch: man hat zwei Bomben im Zimmer des Selbstmörders gefunden, — zwei Bomben! Ich bitte Sie!"

„Aber Cyril Basilowitsch kann nicht dafür verantwortlich gemacht werden!" beteuerte die Fürstin. „Ist es nicht des Unglücks genug? Dieses totgeborene Kind, die schwere Erkrankung der armen Tatjana! Der Fürst muß die Audienz haben. Ich verlange das von Ihnen — hören Sie?"

Der Minister suchte ihr das nun zu erklären.

„Wir wollen doch ganz in Ruhe darüber sprechen, nicht? — Man hat Cyril Basilowitsch vom Dienste suspendiert, — das ist doch ganz selbstverständlich nach dieser Geschichte —"

Die schöne Frau unterbrach ihn ungeduldig.

„Erbarmen Sie sich Exzellenz! Sie können mir doch wahrhaftig nichts Neues darüber sagen. Man verweigert dem Fürsten die gerichtliche Untersuchung, die er gegen sich beantragt hat, — man macht es ihm unmöglich seine Unschuld nachzuweisen, — sich zu rehabilitieren. Das ist eine Infamie, die von seinen Feinden ausgeht. Nur deshalb wünscht er die Audienz bei Seiner Majestät."

„Aber ich versichere Sie," erwiderte der Minister, „die

Stimmung gegen ihn ist eine so unglückliche, so durchaus empörte —"

„Ich habe Ihnen schon vorgebaut," fiel ihm die Fürstin abermals ins Wort. „Beim letzten Empfang habe ich der Kaiserin von diesem unverdienten Schicksal gesprochen. Sie war sehr gerührt, da sie eine lebhafte Zuneigung zu Tatjana Pawlowna hatte. Sie werden also den Zaren nicht ganz unvorbereitet finden."

Der Minister zog die Schultern hoch, so daß sein Kopf dazwischen verschwand, wie der Kopf einer Schildkröte.

„Cyril Basilowitsch hat zu viele mächtige Gegner," sagte er; „die haben alles gegen ihn ausgenutzt, — daß er dem Schwiegervater die Armeelieferungen verschafft hat, daß dieser selbe Schwiegervater im Moskauer Semstow für den schimpflichen Frieden agitiert, — das alles erschwert seinen Fall ganz außerordentlich."

Die Fürstin beugte sich mit einem vielsagenden Lächeln zu ihrem Besucher und legte ihre Hand für einen Augenblick auf die seine, daß es ihm heiß und kalt über den Rücken lief.

„Was wollen Sie, lieber Freund, — es ist doch nun mal mein Wunsch."

Dem Minister schoß das Blut in die Stirn. Ein paar Adern schwollen daran, als ob sie bersten müßten. Er nahm die Hand der schönen Frau, die sie ihm wieder entziehen wollte, hielt sie wie mit eisernen Klammern fest, drehte sie um und preßte seinen Mund auf die Innenseite ihres Handgelenks.

Sie wurde nicht böse. Sie lehnte sich in dem Fauteuil zurück, als hätte eine plötzliche Schwäche sie übermannt, ihre schweren Lider senkten sich halb über die flammenden Augen und ihre kleinen Zähne gruben sich in ihre Unterlippe.

„Nun —?" fragte sie.

„Was Sie wollen! Was Sie wollen!" beteuerte der Minister.

Als Kasimir Wladimirowitsch nach Hause kam, eröffnete ihm seine Frau:

„Der dumme alte Kerl hat mir versprochen, sich für deinen Vetter zu verwenden. Bist du mit mir zufrieden?"

Der Fürst küßte ihr die Fingerspitzen.

„Du bist unbezahlbar," sagte er mit einem leichten Anflug von Ironie.

Sie sah ihn von der Seite an, und ihre Lippen schürzten sich ein wenig.

„Ich weiß freilich nicht, welchen Zweck das hat," warf sie hin. „Ich an Stelle Cyrils würde mich mit meinen Millionen und mit Frau und Kind einfach nach Paris setzen und auf alles andre pfeifen."

„Das verstehst du nicht, meine Liebe," erwiderte Kasimir Wladimirowitsch geringschätzig. „Ein Oblenski darf diesen Schimpf nicht auf sich sitzen lassen. Darin sind wir solidarisch."

„Dieser öde Hochmut! Dieser öde Hochmut!" höhnte sie. „Als ob die Zeit nicht nahe wäre, wo ein Fürst Oblenski nicht einen Kopeken mehr gelten wird als ein Bauer!"

Sie bildete sich ungeheuer viel auf ihr Fürstentum ein und hatte es ausgezeichnet gelernt, in der Gesellschaft als die große Dame sich aufzuspielen. Ihrem Mann gegenüber kokettierte sie jedoch mit ihrer niedrigen Herkunft in dem Bestreben der gemeinen Natur, kein Gefühl der Dankbarkeit in sich aufkommen zu lassen. Er kannte das schon und erregte sich nicht mehr darüber. Das ärgerte sie.

„Dein Interesse an dieser Geschichte wird übrigens wohl einen andern Grund haben, mein Freund, — wie? Du bist doch sonst nicht so teilnahmsvoll."

„Welchen Grund etwa?“ fragte der Fürst.

„Es ist lächerlich, daß ich deine Geschäfte besorge,“ gab sie zurück.

„Was meinst du denn eigentlich, mein Täubchen?“

„Bah! Ich gönne dich der schönen Tatjana!“ sagte die Zigeunerin in einem wegwerfenden Ton.

Kasimir Wladimirowitsch lachte sehr belustigt.

„Freilich ist sie eine Frau, für die man die größten Dummheiten machen könnte,“ reizte er.

Sie erhob sich und rüstete sich, ihm eine Szene zu machen.

„Siehst du, wie ich dich kenne —!“

Er hörte auf zu lachen. Sein Gesicht nahm jenen strengen Ausdruck an, vor dem all ihr Mut sich verkroch. Mit einer lässigen Handbewegung winkte er ihr zu schweigen und sagte:

„Sie ist aber auch eine Frau, die selbst gar keine Dummheiten macht; das verstehst du natürlich nicht, meine Liebe.“

Sie beobachtete ihn mit bösen Blicken von der Seite, als er sich jetzt eine Zigarette ansteckte.

„Morgen wollen sie dem Zaren eine Deputation schicken, diese Halunken, — den famosen Priester Gapon an der Spitze. Ah — man wird sie gebührend empfangen!“ sagte er. Achtlos warf er das noch glimmende Streichholz auf den Teppich.

„Es sind schlechte Ratgeber, die dem Kaiser immer noch Gewaltmaßregeln aufdrängen,“ erwiderte die Fürstin. „Es ist doch klar, daß das ganze Volk ergriffen ist; wozu es noch mehr verbittern. Gegen die Massen, wenn sie einen festen Willen haben —“

„Einen festen Willen!“ lachte er auf. „Sie sind einfach frech, deine Protegés, weil sie uns schwach und erschreckt glauben. Man muß ihnen die Peitsche um die Ohren knallen. Du wirst sehen, wie sie sich verkriechen.“

Er liebte es nicht, über Politik mit ihr zu sprechen, weil er überzeugt war, daß sie gleich allen andern Frauen nichts davon verstand. Seit einigen Wochen aber war man in seinen Kreisen so nervös geworden in diesen Dingen, daß man sich immer in Gedanken damit beschäftigte und, gleichsam einem inneren Zwang gehorchend, bei jeder Gelegenheit sich darüber ausließ, sobald man nur einer ganz vertrauten Person gegenüberstand. Man fürchtete — und vielleicht mit Recht —, daß die weiche Natur Nikolaus II. dazu hinneigen könnte, den entfesselten Sturm im Lande durch gewisse Reformen zu beschwichtigen. Für diese Feudalherren aber war jeder derartige Versuch gleichbedeutend mit dem völligen Ruin Rußlands, das seine Größe und seine gebietende Weltstellung ihrer Meinung nach nur dem zähen Festhalten an den alten Formen verdankte.

Da seine Frau ihm jetzt nicht antwortete, fuhr er in seinen Betrachtungen fort:

„Wenn nur die Flotten erst da sein werden! Ah! — wir werden diese Scharten schon wieder auswetzen! Und Kuropatkin wird diese gelben Affen nach Mugden locken und ihnen den Garaus machen, — diesem berühmten Marschall Oyama, der wie ein Koch aussieht, und Nogi und Kuroki. Wir werden sie nicht einmal zu füttern brauchen, denn sie werden Harikiri machen nach der lieblichen Sitte ihres hochzivilisierten Landes. Diese Preußen des Ostens!“ — Er tat, als ob er ausspuckte; — „diese Preußen des Ostens!“

Die Fürstin reckte die Arme ausgestreckt, mit ein wenig gehobenen Schultern hinter sich, als ob sie vor Müdigkeit gähnen wollte und sagte:

„Ach! Wie mir das alles gleichgültig ist! So ein Krieg ist doch nur da, um einige tausend Dumme totzuschlagen, von denen wir immer noch genug haben.“

„So seid ihr!“ antwortete der Fürst. „Wenn ihr sie auch hinter Zynismus versteckt, — ohne Sentimentalität könnt ihr nie auskommen. Wer fragt nach den Opfern? Es handelt sich hier um nichts weniger als um den Absolutismus, um Ansehen und Würde nach außen und innen, — um — —“

Er hielt inne und schnippte mit den Fingern durch die Luft, um anzudeuten, daß es ihm erst jetzt einfiel, wie nutzlos es war, mit ihr darüber zu sprechen.

„Das begreifst du ja alles nicht!“

Sie zuckte die Achseln.

„Meinst du, ich werde auf meine Belohnung verzichten, wenn du so unfreundlich gegen mich bist?“ fragte sie.

Unterwegs nach der Tür blieb Kasimir Wladimirowitsch stehen und drehte sich nach seiner Frau um.

„Welche Belohnung?“

„Du hast mir versprochen, wenn ich für Cyril Basilowitsch die Audienz erwirke —“

Ärgerlich fiel er ihr ins Wort:

„Gut, gut — ich weiß.“



Seit dem Blutbad auf dem Newski Prospekt residierte der Zar mit seiner Familie in Zarskoje-Selo. Von dort kehrte Cyril Basilowitsch an einem der letzten Januartage zurück.

Tatjana lag noch zu Bett. Sie war außer Gefahr, aber noch zu schwach, um aufstehen zu können. Sie hatte sich ganz hoch betten lassen, so daß sie beinahe aufrecht zu sitzen schien. Mit fieberheißen Wangen wartete sie auf ihren Mann und ließ zum zwanzigstenmal die kleine Reiseuhr, die auf ihrem Nachttisch stand, repetieren, da sie das Zifferblatt nicht erkennen konnte, ohne sich ganz zur Seite zu wenden.

Endlich war Oblenski da. Als er eilig quer durch das Zimmer auf sie zukam, sah sie es schon seinem Gesicht an, daß die Audienz Erfolg gehabt hatte. Sie liebten sich so sehr, daß ein geheimer Rapport zwischen ihren Seelen war.

„Gott sei gelobt!“ sagte Tatjana und streckte Cyril ihre Arme entgegen.

Mit unendlicher Vorsicht beugte er sich über sie, als fürchte er, sie zu zerbrechen.

„Der Zar war sehr gnädig, Tatja, sehr gnädig. Er schien froh zu sein, daß man diese Audienz für mich erwirkt hat. Ich behalte meinen Rang.“

„Und dein Hofamt?“ fragte sie; „was verschweigst du mir?“

Er setzte sich auf den Rand ihres Bettes, hielt ihre beiden Hände fest und sprach ernst und langsam:

„Es ist nicht genug, daß wir in Gnaden wieder aufgenommen werden, Liebste. Ich könnte den Gedanken nicht ersticken, daß uns immer noch ein Verdacht anhaftet. Und zum Kaiser selbst würde ich nie wieder in ein rechtes Verhältnis kommen können. Ich weiß nicht, ob dir das ganz klar ist, Tatja.“

Sie nickte nur mit dem Kopf und hing mit angstvollen Blicken an seinem Munde.

„Es muß also irgend etwas geschehen,“ fuhr er fort, „wodurch ich meine treue Gesinnung außer allen Zweifel setze. Es ist kompliziert. Aber es gibt keine andre Erklärung dafür: ich muß sozusagen Sühne tun für etwas, das ich gar nicht begangen habe.“

Er machte eine Pause, um zu überlegen, wie er seinen Entschluß am schonendsten ihr eröffnen könnte. Sie zog seine Hände an ihre Brust und fragte mit bebender Stimme:

„Du willst zur Armee?“

Er stand auf, schob beide Arme unter ihren Körper und

küßte sie auf die Stirn. Sie schloß die Augen. Ihr Atem schien auszusetzen. Es war kein Zeichen von Leben an ihr außer den tastenden Bewegungen ihrer Hände, mit denen sie fast automatisch an seinen Schultern entlang strich. Da suchte er ihren Mund, und ihre Lippen schweißten sich aneinander, wie zwei Eisen in der Glut des Feuers. Sie küßten sich, als wollte jedes die Seele des andern austrinken. Nach langer, langer Zeit fiel Tatjanas Kopf ermattet in die Kissen zurück, und nun lächelte sie, lächelte so sanft und rührend, daß es heiß in seiner Seele aufstieg, und sah ihn an mit Augen, die ganz dunkel und sammetweich geworden waren.

„Du hast recht," sagte sie.

Das aber war ihr Gedankengang: um meines Bruders willen ist das alles gekommen, — also um meinetwillen. Ich bin schuld, daß Iwan zu uns ins Haus gekommen ist, und daß Cyril ihn nicht rechtzeitig bestimmt hat, uns zu verlassen. Ich darf also nicht an mich denken. Ich muß mich in alles fügen, was Cyril für nötig hält zu tun, um seine frühere Position sich zurückzuerobern. Gott wird uns gnädig sein, nachdem er uns alle so schwer geprüft hat.

Dieses Pflichtgefühl gab ihr eine wunderbare Kraft. Ich habe nichts andres zu tun, dachte sie, als Cyril in jeder Hinsicht sein Vorhaben zu erleichtern, für ihn zu beten, während er im Feld ist, und für Nikita zu sorgen. Da überwand sie alle Schwäche, die von der schweren Entbindung noch zurückgeblieben war, lebte auf, sorgte sich um alle Vorbereitungen zur Abreise ihres Mannes, besprach mit ihm alles als eine verständig und ruhig denkende Gefährtin. Sie kamen überein, daß Tatjana mit ihrem Kinde zu den Eltern nach Moskau gehen sollte. Gefaßt und so tapfer entschlossen, wie sie war, durfte man erwarten, daß ihre Gegenwart auch für Paul Alexandrowitsch und Sofia

Wassilowna ein starker Trost sein würde. Und Cyril wußte sie geborgen. Drei Tage vor der Abreise des Fürsten, kam in dessen Abwesenheit Kasimir Wladimirowitsch zu Tatjana.

Er war zaghaft eingetreten. Doch als er sie so wohl aussehend und so elastisch vor sich sah, schwand seine Verlegenheit.

„Ich freue mich, Tatjana Pawlowna," sagte er, „daß die Audienz so guten Erfolg gehabt hat. Wenn ich sie erwirkt hätte, — kein Wort würde ich darüber verlieren. Aber es ist meine Frau, der es gelungen ist. Und ich habe ihr versprechen müssen —"

Er brach ab und fragte mit einer gewaltsamen Wendung: „Sie lieben meine Frau nicht, Tatjana Pawlowna?"

Sie wich nicht einmal seinem Blick aus.

„Das ist wahr," erklärte sie einfach.

Er nickte.

„Das würde nichts tun, wenn Sie es ihr nicht gezeigt hätten. Frauen sind immer rachsüchtig. Freilich — Sie können es ja einfach verweigern, was ich von Ihnen erbitten sollte. Ich habe dann jedenfalls mein Wort gehalten."

„Was ist es?" fragte Tatjana.

„Sie sollen zu uns kommen," erwiderte Kasimir Wladimirowitsch, — „Sie begreifen, weil Sie es bisher immer vermieden haben, — und sollen meiner Frau danken."

Er war ihrer Ablehnung so gut wie sicher, denn sie war die einzige Dame der Gesellschaft, die sich von allem Anfang ablehnend gegen die Zigeunerin verhalten hatte. Nun war er sehr überrascht, als sie antwortete:

„Wenn Sie mir sagen, Kasimir Wladimirowitsch, daß Ihre Frau sich für uns verwendet hat, dann werde ich ihr selbstverständlich danken. Ich gehe mit Ihnen."



Die Fürstin Kasimir Oblenski ließ ihren Besuch absichtlich sehr lange im Salon warten. Der Hausherr, der Tatjana Gesellschaft leistete, war außer sich über diese Ungezogenheit und blickte immer wieder ungeduldig nach der Tür. Die junge Frau aber hatte sich so sehr in der Gewalt, daß man ihr nicht eine Spur von Erregung anmerkte. Sie erhob sich und ging der Herrin des Hauses entgegen, als diese endlich eintrat. Die beiden Frauen reichten sich die Hand und standen sich so einen Augenblick gegenüber. Sie waren fast von gleicher Größe, aber das Trauergewand mit dem langherabwallenden schwarzen Schleier, dieses schmucklose, ernste Kleid machte es, daß Tatjana die andre zu überragen schien, so sehr sich die Zigeunerin in ihrer kostbaren Toilette von veilchenfarbenem und mattblauem crêpe de chine auch in die Brust warf.

„Ich komme, Ihnen zu danken, Anna Josefowna," sagte Tatjana. „Ich habe bisher nicht gewußt, daß Ihr Einfluß meinem Gatten so förderlich gewesen ist, — sonst würde ich früher gekommen sein."

„Ich weiß es zu schätzen, Tatjana Pawlowna," entgegnete die Fürstin, während ein leichtes, triumphierendes Lächeln ihren schönen Mund umspielte, — „daß Sie zu diesem Schritt sich entschlossen haben. Es ist das erstemal, daß Sie uns die Ehre geben."

Der Fürst suchte seiner Frau durch ein energisches Stirnrunzeln Schweigen zu gebieten, aber sie vermied es ihn anzusehen. Sie hoffte, an der Verlegenheit ihrer Gegnerin sich weiden zu können. Doch Tatjana begegnete ihrem lauernden Blick mit sanften Augen und erwiderte:

„Da Sie mir Ihre Großmut schon bewiesen haben, Anna Josefowna, so vertraue ich, daß Sie mich nicht all zu sehr werden empfinden lassen, wie tief ich in Ihrer Schuld bin."

„Davon ist gar nicht zu reden," sagte Kasimir Wladimirowitsch. Seine Frau jedoch machte noch einen Versuch, während eine lebhafte Röte ihre Wangen überflog, Tatjana zu demütigen.

„Ich werde ganz damit zufrieden sein, wenn es mir gelingt, Ihnen und Cyril Basilowitsch die Rückkehr an den Hof zu ermöglichen. Es ist die vollkommenste Genugtuung, denen Gutes zu erweisen, die uns nicht wohlwollen."

„Sie haben recht," antwortete Tatjana. „Aber entschuldigen Sie mich damit, daß es den besten Menschen oft nicht gegeben ist, uns ihre ausgezeichneten Charaktereigenschaften bemerkbar zu machen. Sie gehören zu diesen Menschen, Anna Josefowna, — so sehr, daß ich jetzt noch an Ihnen zweifeln müßte, wenn es nicht ein so mächtiger Drang meines Wesens wäre, dankbar zu sein."

Die Damen setzten sich, und der Fürst beeilte sich, dem peinlichen Gespräch eine andre Wendung zu geben, indem er fragte:

„Was hören Sie von Ihren Eltern, Tatjana Pawlowna?"

„Sie können sich denken, Kasimir Wladimirowitsch, wie sehr sie leiden. Das Leben hat eine fürchterliche Rache dafür genommen, daß uns allen das Glück so lange treu geblieben war. Wir Jüngeren werden uns ja mit Gottes Hilfe von diesen Schlägen wieder erholen. Die Eltern aber — wo sollen sie noch die Kraft hernehmen, zu vergessen?"

„Sie dürfen die Hoffnung nicht aufgeben," tröstete der Fürst. „Es ist ein Nachteil, aber zugleich ein großer Vorzug des Alters, allen Dingen weit kühler und leidenschaftsloser gegenüberzustehen. Es geht uns wie den Früchten: je weicher die Schale wird, desto härter wird der Kern."

Anna Josefowna hörte dem Gespräch der beiden zerstreut zu. Sie ärgerte sich, dachte über eine Möglichkeit nach, Tat-

jana zu reizen, wagte es aber nicht zu tun. Es war die instinktive Feigheit der Ehrfurcht in ihr, wie Wesen einer niedrigen Gattung vor solchen einer höheren sie empfinden. Da ihre Erwartung eines Triumphes vereitelt war, zürnte sie sich selbst wegen ihrer Einmischung zugunsten der Oblenski, und ihre Verbitterung gegen Tatjana drohte in Haß überzugehen.

„Seien Sie nur Cyrils wegen nicht allzu sehr besorgt," sagte der Fürst jetzt; „Gott ist immer mit den Tapferen."

Da war es mit der Haltung der jungen Frau vorbei. Sie konnte die Tränen nicht länger zurückdrängen, denen sie seit vierzehn Tagen schon mit Aufbietung aller Kraft gewehrt hatte. Dieser Zuspruch war es, der die verschwiegene Angst ihres Herzens plötzlich ihr enthüllte.

„Ach, Kasimir Wladimirowitsch!" sagte sie mit gebrochener Stimme; „man kann nicht wissen, was alles uns noch bevorsteht."

Sie hatte in diesem Augenblick eine Vision. Ihre bis zum äußersten überreizten Nerven zeigten ihr Cyril totenbleich auf ein weißes Lager hingestreckt. Mit beiden Händen krampfte er das Hemd über seiner Brust zusammen, und auf diesem Hemd erschien ein roter Fleck, der sich rasend schnell vergrößerte, als flössen Ströme von Blut aus einer fürchterlichen Wunde, alles durchtränkend, alles überschwemmend, — kochendes Blut, aus dem rote Dämpfe aufstiegen.

Tatjana erhob sich schwankend und griff nach der Lehne ihres Stuhls, um nicht umzusinken. Der Fürst stützte sie.

„Was ist Ihnen?"

Sie antwortete nicht gleich. Sie mußte sich erst wieder zurechtfinden. Alles um sie her war in Bewegung. Es schien ihr, als schwenkten die Möbel Stück um Stück durch die Fenster herein und ordneten sich erst langsam an ihre Plätze. Jetzt

strich sie mit der Hand über die Augen und sagte mit einem qualvollen Lächeln:

„Es ist vorüber.“



Bis zur Abreise ihres Mannes beherrschte sie sich wieder und täuschte ihn vollkommen über ihre bange Furcht hinweg. Als sie jedoch vom Bahnhof nach Hause zurückkehrte, fand man sie ohnmächtig in ihrem Wagen. Sie mußte hinaufgetragen werden. Der Schlag ihres Herzens hatte fast ganz ausgesetzt. Nach stundenlangem Bemühen der Ärzte erst, nachdem sie sich zu einer Kampferinjektion entschlossen hatten, erwachte Tatjana. Sie erkannte ihren alten Hausarzt, aber es war ihr unmöglich, auf seinen Namen sich zu besinnen. Sie wollte ein Glas Wasser verlangen, aber diese beiden Worte fielen ihr nicht ein. Sie erinnerte sich an alles, verstand alles. Aber die einfachsten Bezeichnungen für Dinge des täglichen Gebrauchs, der Name ihrer Straße, die Namen ihrer Dienstleute fehlten ihr immer dann, wenn sie es nötig fand, sie auszusprechen. Und diese Gedächtnisschwäche hielt an, stegierte sich sogar von Tag zu Tag, obwohl Tatjana körperlich sich bald wieder erholte.

Wegen dieses entsetzlichen Zustandes verschob die Fürstin immer von neuem ihre Reise nach Moskau. Da machte sich Sofia Wassilowna auf, um ihre Tochter zu holen.

Tatjana wußte nichts von der Ankunft ihrer Mutter. Sie saß im Arbeitszimmer ihres Mannes, vor Cyrils Schreibtisch, auf den sie alle seine Bilder gestellt hatte, seitdem er fort war, — in diesem Raum, wo jedes Stück hundertfach von ihm berührt und alles gesättigt war von Erinnerungen an seine Person.

Da wurde die Tür geöffnet, und die gebeugte Gestalt einer Greisin, auf einen Krückstock gestützt, kam schleppenden

Schritts herein. Schlohweißes Haar unter einem schwarzen Spitzenhäubchen. Ein gelbes, mageres Gesicht mit herben Falten um den Mund und mit dem halbgebrochenen Blick lichtmüder Augen.

Erstaunt sah die junge Frau dieser Fremden entgegen. Plötzlich aber erkannte sie ihr Herz trotz aller grausamen Verwandlung. Mit einem Schrei lief sie ihr entgegen und schlang ihre Arme um sie.

„Mutter —!"

Es war ein trauriges Wiedersehen. So voller Fragen und Klagen die Seelen dieser beiden Menschen waren, so kargten sie doch mit ihren Worten, als wäre ihnen kein Ausdruck tief und erhaben genug gewesen, um ihre Empfindungen zu veranschaulichen. Und was sie miteinander sprachen, das bewegte sich gewissermaßen alles vorsichtig um das Schwerste und Wichtigste herum. Sie suchten sich gegenseitig davon abzudrängen, und nur bisweilen, gegen ihren Willen, drängte sich ein Wort auf ihre Lippen, das wie ein Blitz erhellte, was sie beide im dunkeln lassen wollten. Dann verstummten sie ganz, saßen sich beinahe regungslos gegenüber und vermieden es lange Zeit sich anzusehen. Ja, sie schienen ihren Atem anzuhalten, damit eine die Anwesenheit der andern vergäße.

Und plötzlich trafen sich ihre Blicke. Da brach ein unaufhaltsames Weinen aus ihrer Brust. Tatjana stürzte sich der Mutter vor die Füße, umklammerte sie, und Sofia Wassilowna legte ihre zitternden Hände auf das Haupt ihres Kindes.

„Es ist alles zu Ende, mein Liebling," schluchzte die alte Frau, — „alles ist zu Ende!"

Nun wollte Tatjana sprechen. Aber ihre Gedanken verwirrten sich, ihre Stimme erstickte in ihren Tränen. Verzweifelt bettelten ihre irren Augen zur Mutter.

„Kamura hat uns geschrieben," sagte Sofia Wassilowna, „du weißt, der sich Dmitris angenommen hat. Ach! Wir haben es Sonja noch nicht sagen können. Mein Gott! Mein Gott! — Nicht einen Fuß nur, wie wir geglaubt haben, — bis über's Knie hat man ihm das Bein abgenommen, — diesem Riesen, diesem Helden! Ach! Dieser fürchterliche Krieg! Dieser fürchterliche Krieg!"

Tatjana schrie auf und grub ihr Gesicht in den Schoß der Mutter.

„Dieser Krieg hat uns zugrunde gerichtet," fuhr die Alte fort. „Zwei Söhne hat er uns getötet, — denn Iwan, — wenn dieser Krieg nicht gekommen wäre, nicht diese wütende Empörung über alle diese unnützen und verbrecherischen Opfer, — ich weiß gewiß, er hätte sich so weit nicht hinreißen lassen. Auch ihn hat der Krieg gemordet."

Mit ihren toten Augen starrte sie vor sich hin und nickte immerfort mit dem Kopf, als bestätigte sie so die qualvollen Gedanken, die sie erfüllten.

„Von allen unsern Kindern ist nur Sascha uns unberührt geblieben, — Sascha, der kaum noch zu uns gehört. Auch du bist nun in Angst und Sorge, meine arme Tatjana. Welch ein Schicksal! Mein Gott — welch ein entsetzliches und unverdientes Schicksal!"

Dann erinnerte sich Sofia Wassilowna der Braut Maxims, Margaretens, die mit ihr nach Petersburg gekommen war und sich unten vor dem Haus von ihr getrennt hatte, um eine Besorgung zu machen.

„Sie müßte längst hier sein," sagte die Alte besorgt. „Es gibt nichts mehr, das Geringste nicht, das mich nicht ängstigte. Man verlernt es, an irgend etwas Gutes zu glauben. Alles ist mir bedrohlich. Hinter allem vermute ich ein neues Unglück."

Die Gouvernante brachte den kleinen Nikita herein. Er erkannte die Großmutter nicht. Er ließ sich von ihr küssen, als Tatjana ihm sagte: Großmama ist gekommen. Doch als Sofia Wassilowna ihn aus ihrer Umarmung wieder entlassen hatte, trat er scheu zur Seite und sah abwechselnd die beiden Frauen an, als ob er ihnen erklären wollte: ihr möchtet mich täuschen, aber ich glaube euch nicht.

„Er ist nur um ein Jahr älter geworden," klagte die Alte, „ich bin's um zwanzig Jahre."

Sie beschäftigte sich nicht weiter mit ihm, denn die Unruhe um Margaretes Ausbleiben fing an, sie ganz zu beherrschen.

„Willst du nicht nachsehen, Tatjana?" bat sie. „Vielleicht ist sie im Haus und fürchtet nur uns zu stören."

Als die Tochter hinausgegangen war, stand sie mühsam auf und wanderte an ihrem Stock schwerfällig im Zimmer hin und her. Nur einmal blieb sie bei dem Enkel stehen und streichelte ihn mit ihrer knochigen, unsicheren Hand.

Die Fürstin kam zurück.

„Sie ist nicht da, Mama."

„Mein Gott! Mein Gott!" jammerte Sofia Wassilowna; „wenn ich sie doch nicht von mir gelassen hätte! Du wirst sehen, du wirst sehen! Nur deshalb wollte sie durchaus mit mir reisen, — das erstemal ist es, daß sie einen Wunsch geäußert hat! Nur deshalb —!"

Aber sie wagte nicht zu sagen, was ihr das Herz zerriß. Ermattet sank sie auf einen Stuhl, rang nach Luft und tastete mit der Hand an ihrem Kleid.

„Man muß zu Nebogatoff schicken," flehte sie, „zum Hauptmann Nebogatoff —"

Und sie quälte sich, um der Adresse des Offiziers sich zu erinnern, bei dem Margarete Erzieherin gewesen war.

Nach einer schrecklichen Stunde brachte man ihr die Nachricht. Niemand wußte etwas von dem jungen Mädchen.

Sofia Wassilowna schloß die Augen und legte ihren müden, kaum noch einer Erwägung fähigen Kopf zurück auf die Lehne des Stuhles. Ihre Lippen bewegten sich, wie bei lebhaftem Sprechen. Es schien, als beteten sie. Dann richtete sie sich auf und sagte laut:

„Morgen ist der Todestag Maxims."

Man verständigte die Polizei. Aber der Tag verging — und die Nacht — und noch ein Tag: Margarete blieb unauffindbar. Mit Hilfe von Kasimir Oblenski wurden alle Behörden in Bewegung gesetzt. Er bildete sich ein, daß vielleicht jene elenden Händler sie verschleppt hätten, die in allen russischen Städten ihr Wesen treiben, und ließ besonders auf den Bahnhöfen nach der Vermißten fahnden. Aber nirgends kam eine Spur zum Vorschein.

Man telegraphierte an Sonja, die sogleich mit ihrer Tochter Nascha nach Petersburg aufbrach. Man wagte es nicht, Paul Alexandrowitsch in Kenntnis zu setzen, und Sofia Wassilowna klammerte sich an den Gedanken, daß ihre Enkelin, die einzige, der Margarete sich jemals angeschlossen hatte, irgend einen Aufschluß zu geben vermöchte.

„Sucht nicht nach ihr," sagte Nascha; „sie ist zu Maxim gegangen."

Dabei leuchteten ihre Augen in einem fanatischen Glanz, während ihr schönes junges Gesicht kaum eine Bewegung zeigte.

„Sie konnte nicht leben ohne ihn," setzte sie erklärend hinzu, als die drei Frauen so entsetzt sie anstarrten. „Das mußte eines Tages so kommen. Ich habe es immer gewußt. Sie ist sicherlich unter dem Eis der Newa."

V.

Als Sofia Wassilowna und Tatjana am Bahnhof in Moskau von Sonja und ihrer Tochter sich getrennt hatten, bestiegen sie ihren Wagen, um nach Hause zu fahren. Der kleine Nikita und seine Gouvernante nahmen in einem zweiten Wagen Platz. Nur diese beiden achteten auf das Leben der Straßen, die sie durchfuhren, und verwunderten sich über das ungeheure Gewoge erregter Menschen, über die zahllosen Soldaten und Kosaken, die überall auftauchten. Mutter und Tochter hatten keinen Sinn für ihre Umgebung. Sie bemerkten es nicht einmal, als sie in die Nähe des Roten Platzes gekommen waren, daß ihr Kutscher gezwungen wurde, links abzubiegen und sie auf einem weiten Umweg nach Hause zu bringen.

Sofia Wassilowna sprach fortwährend von ihrem Mann und erklärte endlich verzweifelt:

„Wir dürfen ihm das nicht sagen, — wenigstens jetzt nicht. Er bricht zusammen unter allen diesen Schlägen, — er mit seinem gütigen Herzen, der immer nur den Seinigen gelebt hat! Du wirst ihn nicht wiedererkennen, Tatjana. Der Tod Iwans hat ihn gebrochen. Mein Gott! Was ist das für ein Elend!"



Paul Alexandrowitsch kam ihnen an der Treppe entgegen, als sie hinaufstiegen. Tatjana sah, daß er wohl noch immer seine aufrechte und stolze Haltung sich bewahrt hatte, aber auffallend abgemagert war. In tiefen grauen Höhlen lagen seine Augen, fast glanzlose Flecke, wie die Augen eines Starblinden. Die hohe Stirn war ganz durchfurcht von harten Falten. Und als er sprach, klang seine Stimme müde und schleppend.

„Das ist ein schlimmer Tag dieser Tag eurer Ankunft," sagte er, indem er den Arm Sofias in den seinen legte, um sie die letzten Stufen hinaufzuführen. „Vor einigen Stunden hat man den Großfürsten Sergius ermordet."

Als ob es die alltäglichsten Dinge gewesen wären, von denen er da erzählte.

„Welche Zeiten! Welche Zeiten!" jammerte die alte Frau, und Tatjana fragte entsetzt: „Alle Heiligen! Wie konnte das geschehen?"

„Man hat eine Bombe unter seinen Wagen geworfen," antwortete Paul Alexandrowitsch. „Er ist in Stücke zerrissen."

Nikita sprang hinter ihnen die Treppe hinauf, holte sie ein und hängte sich an die Hand des Großvaters, die er küßte. Der wandte nur den Kopf nach ihm und sagte:

„Guten Tag, mein Jungchen."

Nichts von der früheren rührenden Zärtlichkeit für das Enkelkind war zu merken. Der Kleine selbst fühlte es und fragte gekränkt:

„Hast du mich nicht mehr lieb, Großväterchen?"

Der alte Herr schien nicht zu hören. Er blieb dabei stehen, als die Diener im Vorsaal den Damen die Pelze abnahmen, unbeweglich, mit diesen matten Augen, die nichts zu sehen schienen. Erst, als sie die Zimmer schon betreten hatten, fiel es ihm auf, daß Margarete nicht dabei war.

„Ist Margarete nicht gekommen?" fragte er.

Tatjana gab der Gouvernante einen Wink, daß sie Nikita hinausführte. Sie mußte es der Mutter überlassen zu antworten, denn ihre Denkkraft verließ sie. Aber auch Sofia Wassilowna kämpfte mit einer Schwäche.

„Frau Nebogatoff und ihre kleine Tochter," sagte sie

endlich zögernd. Sie verwirrte sich und konnte den Satz nicht vollenden. Mit äußerster Anstrengung begann sie von neuem:

„Sie wird einige Zeit in Petersburg bleiben, — ihrer Bekannten wegen, — sie ließen sie nicht fort.“

Mit so unsicherer Stimme brachte sie das vor, daß sie selbst sowohl als Tatjana überzeugt war, der Vater müßte Verdacht schöpfen. Er aber schien alle Fähigkeit verloren zu haben, den Dingen auf den Grund zu gehen, als streiften sie nur noch seine Sinne und hätten sich ihm alle so hart und undurchdringlich bewährt, daß er es aufgegeben hätte, mit ihnen zu rechten.

„Sie ist also in Petersburg geblieben,“ sagte er ruhig.

Um ihn auf andre Gedanken zu bringen, bat Sofia Wassilowna:

„Erzähl' doch nur, — was ist das mit dem Großfürsten? Wann ist es geschehen? Hat man den Mörder gefaßt?“

Paul Alexandrowitsch setzte sich, legte bedächtig ein Bein über das andre, verschränkte die Hände im Schoß und berichtete ausführlich über das Attentat, über alle diese entsetzlichen Einzelheiten, wie man die unkenntlichen Fetzen des gemordeten Körpers auf dem Platze zusammengesucht, auf eine Bahre gehäuft und den Mantel eines Offiziers darüber gebreitet hatte, wie die Großfürstin herbeigeeilt war, in ihrem wahnsinnigen Schmerz diesen zerrissenen Leichnam betastet und ohnmächtig sich davor hingestürzt hatte.

Während die beiden Frauen bei seiner Schilderung erbebten, aufschrien, ihrem Abscheu und ihrer Ergriffenheit schaudernd Ausdruck gaben, sprach Paul Alexandrowitsch beinahe teilnahmslos, mit monotoner Stimme, als ob ihn das alles kalt und unberührt ließe. Und kaum, daß er geendet hatte, schnitt er Sofia Wassilowna das Wort ab und fragte Tatjana:

„Wann erwartest du Nachrichten von Cyril Basilowitsch?"

„Ich weiß nicht, wenn es möglich sein wird," erwiderte sie. Die ganze Zeit über betrachtete sie den Vater mit einer Art schmerzlichen starren Erstaunens, seitdem er sie auf der Treppe — bei einem solchen Wiedersehen! — nur mit einem Kopfnicken begrüßt hatte. Es ging ihr mit ihm, wie es Nikita mit der Großmutter ergangen war. Es war ihr unfaßlich, daß dieser harte, gefühllose Greis derselbe Mann sein sollte, an dessen starkem Schutz alle die Seinigen sich aufgerankt hatten, wie Kletterpflanzen an einen mächtigen Baum, der sie gespeist hatte aus dem fast unerschöpflichen Reichtum seines Innenlebens und seine Hände über sie gebreitet gleich schattigen Ästen.

„Es war eine große Torheit von ihm, hinauszugehen," fuhr Paul Alexandrowitsch fort; „und unverzeihlich von dir, ihm das zu gestatten."

„Sein Ehrgeiz" — wollte Tatjana einwenden. Er unterbrach sie:

„Ehrgeiz ist Dummheit. Man trägt seine Haut nicht zu Markte ohne Zwang. Der Fürst Oblenski auf seinen Gütern ist ein viel größerer Herr als der Fürst Oblenski am Hof des Zaren."

„Seinen Anschauungen nach — und es sind berechtigte Anschauungen, Papa, — war das der einzige Weg, seine Ehre wieder herzustellen."

„Dort unten?" fragte der Alte kalt. „Meinst du, man könnte das dort? Jetzt noch? — Wenn man glaubt, sie verloren zu haben, dort ist sie sicherlich nicht zu finden, diese Ehre. Rußland hat genug Totengräber seines Ruhms hinausgeschickt. Cyrils bedurfte es wahrlich nicht mehr."

„Man hofft doch —," wollte Tatjana verteidigen. Doch wieder fiel ihr der Vater ins Wort, — nicht eifernd, nicht er-

erregt, wodurch seine verdammenden Urteile entschuldigt worden wären, sondern immer in diesem leidenschaftslosen, beinahe schläfrigen Ton.

„Es ist nichts mehr zu hoffen, mein Kind. Das ist eine verlorene Sache. In dem Blut der Unschuldigen müssen die Schuldigen ersticken. Die Verbrecher werden diesmal nicht die Früchte ihrer Ruchlosigkeit ernten, — diesmal nicht. Wir gehen zugrunde durch die räuberischen Pläne dieser Elenden, — wir, die nichts auf der Welt mit ihnen gemein haben. Die Genugtuung aber wird uns werden, daß der schreckliche Bau ihrer Sünden auch über ihnen zusammenbricht und sie begräbt — und dieses jämmerliche System zertrümmert, an dem sie sich großgesogen haben."

Er stand auf und verließ langsamen Schritts das Zimmer. Tatjana starrte ihm nach.

„Ist das Papa?" fragte sie, und diese kindlichen Worte klangen aus ihrem Munde wie ein hoffnungsloser Schrei.

„Er wehrt sich nicht mehr, — du siehst, daß er sich nicht mehr wehrt!" klagte die Mutter. „Er weiß, daß doch alles vergeblich ist."

Es war die unerschütterliche Überzeugung Paul Alexandrowitschs, daß ein fürchterliches Strafgericht Gottes wegen dieses freventlich angezettelten Krieges über Rußland hereingebrochen sei. Die Verblendung der leitenden Männer, die trotz aller beschämenden Niederlagen den Gedanken des Friedens immer noch verächtlich zurückwiesen, war seiner Meinung nach auf den festen Willen der Vorsehung zurückzuführen, das Reich völlig sich verbluten zu lassen. Das alte, mürbe, in seinen Sünden verfaulende Rußland, dieser untaugliche und verächtliche Leib, mußte hinsterben, damit die Seele frei würde, damit aus seiner Verwesung ein neues und herrliches Rußland auferstehen

könnte. Nur mit diesem schönen und großen Ziel war es zu erklären, daß die rächenden Engel des Herrn der Gerechten nicht schonten, daß sie gleichmäßig auf alle ihre flammenden Schwerter niedersausen ließen. Ja, da Gottes Wege doch nun einmal dem menschlichen Verstande unerforschlich waren, konnte nicht gerade die Ausrottung der Besten und Unschuldigsten aus besonderer Weisheit beschlossen sein, um alle andern desto sicherer vor der Schwere des göttlichen Zorns erzittern zu lassen?

Er, Paul Alexandrowitsch und die Seinigen gehörten ganz offenbar zu denen, die von diesem entsetzlichen und unabwendbaren Ratschluß zur Hinopferung ausersehen waren. Nachdem er das einmal erkannt hatte, schien ihm nichts törichter zu sein, als ein Versuch, diesem Ratschluß sich zu widersetzen.

Ilja Iwanowitsch hatte ihn nach Iwans Selbstmord zu überreden versucht, eine Audienz beim Generalgouverneur nachzusuchen und diesem eine unzweifelhafte Versicherung seiner Loyalität abzulegen, damit ihm und seiner Familie aus den politischen Umtrieben des Sohnes keine Nachteile erwüchsen. Der alte Herr aber hatte diesen klugen und freundschaftlichen Rat mißachtet.

„Wir tragen unser Leben mit uns herum wie eine kunstvolle Uhr, von deren Werk und Gang wir nichts verstehen," hatte Paul Alexandrowitsch damals gesagt; „wenn wir hineingreifen wollen, zerquetschen wir uns höchstens die Finger, ohne daß wir etwas dadurch beschleunigen, verlangsamen oder gar aufhalten."

Slukoff, der nur an eine augenblickliche Nervenschwäche des so schwer Heimgesuchten geglaubt hatte, war bemüht gewesen ihn aufzurütteln.

„Du sagst das, Paul Alexandrowitsch? Erbarm dich! Ein Mann, wie du, dem alles nur aus eigner Kraft geworden

ist! Der zu jeder Zeit sein Schicksal fest in der Hand gehalten hat!"

Da hatte Scheibler gelacht — jenes schauerliche Lachen, mit dem man von allen Träumen und Hoffnungen Abschied nimmt, — jenes Lachen, zu dem eine verzweifelte Seele greift, wenn ihr längst die Tränen jeden Trost versagen.

„Das Schicksal in der Hand?" wiederholte er. „In deinem Alter, Ilja Iwanowitsch, schwätzest du noch solche Torheiten? Ja natürlich, ich habe das allerdings auch getan, aber ich — siehst du — war kein so praktischer Mensch wie du, — immer so ein bischen Idealist, — bei mir war das zu entschuldigen. Du aber mußt es längst wissen, was ich jetzt endlich auch verstanden habe, daß es uns nämlich genau so geht, wie einem Wurf junger Hunde. Sie sind alle von demselben Vater und von derselben Mutter, und doch verkauft ihr Eigentümer — ein Tier einem guten Herrn, ein Tier einem bösen Herrn; ein Tier wird mit Zuckerbrot gefüttert und liegt in einem seidenen Bett; ein Tier erhält die ekelhaften Abfälle aus dem Mülleimer und liegt vor der Tür auf den Steinen. Und nur von der Laune ihrer Herren oder vom Zufall — wenn du willst — ist es abhängig, ob sie morgen oder heute ihre Schicksale miteinander austauschen müssen, — ob man den einen vor Hunger verrecken läßt, den man am Tag vorher noch zum Platzen vollgestopft hat, und ob der andre plötzlich fette Tage bekommt, dem bis dahin nur die magersten beschieden waren. Genau so geht es mit uns auch. Wir mögen gut oder schlecht sein; was wir bekommen oder was uns genommen wird, das alles ist ganz unabhängig von unserm Tun. Wir sind Werkzeuge, sonst nichts."

In dieser hoffnungslosen Stimmung begann Paul Alexandrowitsch auch sein Geschäft zu vernachlässigen. Zum erstenmal

in seinem Leben verließ er sich auf seine Beamten auch in wichtigsten Dingen. Als die Erneuerung seiner Verträge mit der Regierung, die in drei Monaten abliefen, notwendig geworden war, begnügte er sich mit einer einfachen Eingabe und verschmähte jeden Versuch, seine mannigfachen einflußreichen Beziehungen für sein Interesse nutzbar zu machen. Und nochmals war es Ilja Iwanowitsch, der von den Bemühungen einer Konkurrentengruppe Kenntnis erhalten hatte und nun all seine gutmütige Überredungskunst aufbot, um Scheibler zu warnen.

„Es wird geschehen, was bestimmt ist,“ erwiderte ihm Paul Alexandrowitsch.

„Aber ich bitte dich!“ ereiferte sich Slukoff, — „wenn man diese Verträge nun nicht mit dir erneuert? Wenn du nun dasitzest mit diesen ungeheuren Vorräten, die du aufgestapelt hast, mit diesen zwei Dutzend Fabriken, die du nicht beschäftigen kannst? Man wird dich ersticken lassen in deinem Zucker!“

„Wenn es sein soll, wird es sein,“ gab Scheibler zurück.

„Es werden nur zwei Wege für dich offen bleiben,“ redete der andre auf ihn ein, — „entweder wirst du trotzen, dann wirst du von deinem Besitz aufgefressen werden, oder du wirst dich geschlagen geben, dann wird man dir diesen Besitz für ein Butterbrot abnehmen. Sei doch klug, Paul Alexandrowitsch. Ein Fatalist darf nur der sein, der nichts zu verlieren hat. Sieh, du hast mich manchmal unfreundlich behandelt, Paul Alexandrowitsch, hast lange Zeit über mich weggesehen, als hieltest du mich der Lepra verdächtig oder doch eines moralischen Aussatzes. Wir sind dann wieder näher zusammengekommen, — auf mein Betreiben, wie du zugeben wirst, — aber immer hast du mich noch in einiger Entfernung von dir gehalten — —“

„Ich wußte noch nicht,“ unterbrach ihn Scheibler, „daß es gleichgültig ist, Ilja Iwanowitsch, wie der Mensch lebt.“

„Und ich verstand nicht," sagte der andre, „wie du so in einem vollkommenen Verzicht leben konntest. Aber doch hat es mir wohl innerlich imponiert, denn warum wäre ich dir sonst nachgelaufen? Es hat mir imponiert, wie du so mit den Deinen mitten in dieser tollen und übermütigen Moskauer Gesellschaft fest und unbeweglich dastandest, gleich einem Felsen im Meer, aber nicht unterspült und angemürbt, sondern immer noch Neuland ansetzend, trotzig und unerschüttert. Habe ich auf meine Weise meine Erfolge erzielt, so ist es dir noch besser gelungen auf deine Weise, — mir, indem ich lebte, — dir, indem du arbeitetest. Und" — er lächelte — „immer habe ich mir gedacht: wenn ich nicht Ilja Iwanowitsch wäre, möchte ich Paul Alexandrowitsch sein. War es nicht, daß du uns andere alle erziehen wolltest? Und könntest jetzt einfach den Bankerott deines Systems erklären, ohne einen Finger dagegen zu rühren?"

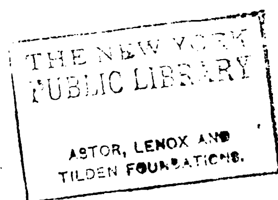
„Ich habe mich überhoben," antwortete der Alte. „Die Systeme sind alle gleich unvollkommen. Das Glück ist alles."

Es war immer wieder derselbe Gedanke, den er in hundert Variationen zum Ausdruck brachte, — der ihn ganz beherrschte, der ihn stumpf machte und zur Wehrlosigkeit verdammte.

Er brachte jetzt viel mehr Zeit daheim zu, als je vorher. Und weniger, denn je, liebte er es, allein zu sitzen. Immer suchte er die Gesellschaft seiner Frau und Tatjanas, denen meist auch Sonja sich zugesellte, aber nicht, um zu ihnen zu sprechen, sondern um von ihren Gesprächen seine Gedanken ablenken zu lassen. Er konnte stundenlang ihnen zuhören, ohne jemals das Wort zu nehmen. Nur, wenn eine oder die andre direkt eine Frage an ihn stellte, ließ er sich zu einer kurzen Äußerung herbei. Wenn er sich jemals unaufgefordert an sie wendete, dann waren es immer dieselben Worte:



Hauptmann, Auf tönernen Füßen



„Hat Margarete nicht geschrieben?"

Er knüpfte gar keine Vermutungen an die stete Verneinung und gab sich mit jeder noch so zweifelhaften Erklärung zufrieden. Die Unterhaltung der Frauen drehte sich fast ausschließlich um den Krieg und um die aufregenden Vorgänge im Lande. Tatjana sorgte sich entsetzlich um Cyril, seit er seine Ankunft in Mukden ihr mitgeteilt hatte. Sie stellte fortwährend ihr Vertrauen und ihre Nerven auf die Probe, indem sie von den Aussichten der nächsten Schlacht sprach, die Kuropatkin in seinen starken Stellungen südlich von Mukden erwartete. Die nichtssagenden kurzen Berichte des Generals über unbedeutende Patrouillengefechte und Vorpostenscharmützel, über Truppenverschiebungen des Feindes, über die zuversichtliche Stimmung der Armee und ihren offensiven Geist wurden von diesen drei unglücklichen, durch Sorgen und Angst überreizten Frauen mit einem rührenden Eifer durchgesprochen. Sofia Wassilowna allein betonte immer die Notwendigkeit des Friedens um jeden Preis. Sonja und Tatjana aber, die nicht an die Möglichkeit dieses von allen ersehnten Friedens glauben konnten, bemühten sich, ihre Zaghaftigkeit hinter großen Worten zu verstecken und von dem baldigen Wechsel des Kriegsglücks wie von einer selbstverständlichen Sache zu reden. Die Karte des Kriegsschauplatzes lag beständig vor ihnen auf dem Tisch, Stöße von Zeitungen häuften sie daneben an. Eines Tages waren sie endlich dahin einig geworden, daß Kuropatkin mit dem rechten Flügel seiner Armee die Stellungen Oyamas umfassen, sie aufrollen und den Feind ins Meer werfen würde, während gleichzeitig die Baltische Flotte an den Küsten Japans erschien. Sie verbissen sich so in diese Hoffnung, daß die Entfernungen keine Rolle für sie spielten. Ihr heißes Verlangen, den Sohn und Gatten als ruhmgekrönte Helden bald wieder heimkehren zu

sehen, schürte ihren Patriotismus und erfüllte sie, während ganz Rußland an einem Erfolg seiner Waffen verzweifelte, mit dieser trügerischen Erwartung eines nahen Triumphs.

Da Paul Alexandrowitsch soeben das Zimmer betrat und nach stummer Begrüßung seinen Platz am Fenster einnehmen wollte, riefen sie ihn an den Tisch, und Sonja entwickelte ihm ihre Idee, um endlich seine Meinung zu erfragen.

„Ich denke," sagte der alte Herr, nachdem er seiner Tochter geduldig zugehört hatte, „wenn die Unsrigen fünfmal so stark wären als der Feind, und wenn der Feind ebenso feig wäre, wie er tapfer ist, und seine Führer so unfähig wären, wie die unseren es sind, — so würden wir doch unterliegen, denn das ist unsre Bestimmung. Niemand aber entgeht seinem Schicksal."

„Aber wir müssen siegen," versicherte Tatjana mit einer fast weinerlichen Stimme.

„Wir haben die Herrschaft des Pöbels, wenn wir nochmals geschlagen werden," behauptete Sonja. „Hast du von den Streiks in Polen gelesen, Papa? Und von diesem furchtbaren Gemetzel in Baku?"

„Und in Tiflis?" fragte Sofia Wassilowna, — „wo man tausend Armenier getötet hat?"

„Ich habe alles gelesen," antwortete Paul Alexandrowitsch, indem er sich setzte und wie aus großer Ermüdung seinen bleichen Kopf ganz in den Nacken zurücklegte. „Wann hat man gehört, daß ein Volk im eigenen Lande die Geschäfte seiner äußeren Feinde fördert? Das ist ein Zeichen, daß seine Vernichtung beschlossen ist. Ob sie da unten wie die Löwen kämpfen oder Gewehr bei Fuß stehen werden, das ist ganz gleich."

Sofia Wassilowna sah mit traurigen Augen nach dem lieben Gefährten hin, der nach einem Leben ehrfurchtgebietender Selbstherrlichkeit so kleinmütig geworden war. Sie gedachte der

Jahre des Glücks, da es immer vorwärts gegangen war und aufwärts unter der starken Führung ihres Paul Alexandrowitsch, und es überkam sie eine so verzweifelte Rührung, daß sie aufstand und an ihrem Stock aus dem Zimmer schlich.

Da war Tatjana bei dem Vater, rückte sich ein Fußkissen heran und ließ sich zu seinen Füßen darauf nieder. Über seinem Knie verschränkte sie die Hände, stützte ihr Kinn darauf und schaute zu ihm auf, sanft und schmerzlich.

„Früher hast du uns anders gelehrt zu denken," sagte sie.

Er senkte nur das Haupt und sah auf sie hinunter, ohne die Hände von den Lehnen des Stuhls zu heben.

„Früher —!" kam es leise von seinen Lippen.

„Was soll mit uns werden, die wir noch dein sind," fragte Tatjana, „wenn du verzagst? Alle hast du uns gewöhnt, mit deinen Augen zu sehen. Sollen wir nun alle nichts mehr hoffen dürfen?"

„Solange ihr jung seid, werdet ihr das nicht aufgeben," erwiderte der Alte. „Aber besser wäre es für den Menschen, er hoffte nicht und fürchtete nicht, er hinge an nichts sein Herz und ginge durchs Leben mit der beständigen Bereitwilligkeit, auf alles zu verzichten."

Und plötzlich wurde er gesprächig, wie ein geschwätziger Greis, um den sich lange niemand gekümmert hat, und der nun eine Gelegenheit wahrnimmt, sein Herz zu erleichtern.

„Alles Unglück in der Welt kommt vom Egoismus, der uns Wünsche und Illusionen eingibt. Wir würden nichts von Leidenschaften wissen, wenn wir den Egoismus nicht hätten; still und friedlich würden wir alle nebeneinander hinleben, ohne Neid und ohne Streit. Es gäbe keine Ausbeutung, keine Verbitterung, keine Herrschsucht und kein Elend der Unterdrückten. Nur, weil jeder in Besitz nehmen will und fortwährend

begehrt, darum ist diese Unruhe in allen, dieser Kampf eines gegen den andern. Daß ich meine Kinder zu strengen und, meiner Meinung nach, guten Grundsätzen erzogen habe, das ist kein Verdienst, denn es geschah aus Egoismus, damit ihr mir einmal keine Sorgen machen solltet. Daß ich fleißig und — ich kann wohl sagen: rastlos gearbeitet habe, — was war es? — Egoismus! Ich wollte gerühmt und beneidet sein, — seht, da kommt der reichste Mann von Moskau, sollte man sagen, und meine Nachkommen durch Generationen sollten ein Wesens machen von Paul Alexandrowitsch, der so umsichtig und erfolgreich gewesen war. Mein Alter wollte ich sonnen in dem Glück und in der Dankbarkeit von euch allen. Es rühmlichsten Begriffe beilegen, und tausend Bezeichnungen für große Dinge, die von Menschen ausgehen, und denen wir die ist wahrhaftig so; da haben wir tausend Bezeichnungen für verdammenswerte Dinge, die den Menschen als seinen und seiner Mitgeschöpfe ärgsten Feind erscheinen lassen. Und alle diese Dinge haben nur die eine Wurzel, aus der sie aufwachsen und von der sie vergiftet werden bis in die feinsten Spitzen — ohne Unterschied — ohne Ausnahme — ob sie uns gut oder schlecht dünken: so wird das Leben jedes einzelnen vom Egoismus beherrscht. Noch schroffer sieht man das in der Familie, wo eine Gruppe von Leuten zu einem gemeinsamen Ziel ihren Egoismus zusammenträgt, noch schroffer in der Gemeinde, — ja der entsetzliche Einfluß dieses Erblasters wird immer deutlicher, zu einer je größeren Einheit wir uns zusammenschließen. Darum gibt es für den Staat überhaupt keine Beschränkung mehr bei seinen Absichten, weder gesetzliche, noch moralische; darum setzt er über jede Art von Rücksichten sich hinweg, beraubt uns alle unsres Eigentums, unsrer Freiheit, unsres Lebens — ganz nach Gutdünken, — kommandiert Morde

und Massenmorde und befiehlt uns, für seine schrecklichen Verbrechen uns auch noch zu begeistern. Wir sind allesamt gefährliche Narren. Es ist ganz gut, wenn wir zugrunde gehen."

Während er sprach, war Sonja hinter seinen Stuhl getreten, und die Blicke der beiden Schwestern begegneten sich über seiner Schulter. Sie waren so erschüttert, daß keine von ihnen sprechen konnte. Paul Alexandrowitsch verfiel in ein kurzes Nachdenken. Dann sagte er unvermittelt:

„Ihr habt mich belogen."

Da sie nicht antworteten, fuhr er fort:

„Nebogatoff hat mir aus Petersburg geschrieben. An der Staraja Derewnja hat man die Leiche Margaretes aus der Newa gezogen."

Nicht die geringste Erregung war in seiner Stimme, als er ihnen diese furchtbare Eröffnung machte.

„So fügt sich eines ans andre," sagte er. „Man sieht kein Ende. Was werden die Frommen und Gerechten für törichte Gesichter machen, wenn sie nach der Schuld suchen, die hier gerächt wird! Glaubt mir, meine Lieben, — es gibt immer noch Menschen, die an solche Märchen glauben, — die ihr Gewissen damit beruhigen, daß jedes Unglück eine Strafe ist. Das sind diejenigen, die nichts erlebt haben. Die sich ein Verdienst daraus machen wollen, daß keinerlei Tücke den Gleichschritt ihres Lebens gestört hat, und sich erheben wollen an jedem Untergang, dessen sie Zeuge sind. Ich sage euch aber, es ist kein Unterschied zwischen dem Räuber und dem Wohltäter vor den blinden Augen der Vorsehung. Wenn ein Sturm anhebt, ist es möglich, daß er den Quaderbau zerdrückt und die elende Holzbaracke verschont. Es ist ganz gleichgültig, wie wir leben und bauen."

Er wandte den Kopf nach der Tür, durch die Sofia Wassi-

lowna wieder hereinkam. Er stand auf, ging ihr entgegen und geleitete sie zu dem Stuhl, auf dem er gesessen hatte, während Tatjana an Sonjas Seite dahinter trat und die Schwestern einander umfingen, voll Trauer und Bangigkeit, als suchte eine bei der andern Trost.

Paul Alexandrowitsch blieb vor seiner Frau stehen und behielt ihre Hand in der seinen.

„Meine arme Sofia," sagte er, „allzulange könnte ich es ja doch nicht vor dir verheimlichen, die vielen sonnigen Jahre haben uns an eine so enge Gemeinschaft gewöhnt, — nicht wahr? Die Regierung hat mir die Verträge nicht erneuert."

„Und welche Folgen hat das für dich?" fragte Sofia Wassilowna, indem sie mit einem krampfhaften Druck seine Finger umspannte.

„Welche Folgen?" wiederholte er. Er blickte sich nach einem Stuhl um. Sonja und Tatjana rückten ihm einen zurecht, und er ließ sich an der Seite seiner Frau nieder.

„Das ist nicht gleich abzuschätzen," sagte er. „Das ist wiederum eine Sache, die von Fügungen abhängig ist. Im besten Fall, meine ich, werde ich die Hälfte meines Vermögens einbüßen."

Einen Augenblick schien es, als würde die alte Frau zusammenbrechen. Ihre Töchter beugten sich rasch über sie, um ihr zu helfen. Aber sie wehrte ab. Mit einer erstaunlichen Energie richtete sie ihren hageren, müden Körper auf, und ihr verschrumpftes Greisengesicht verklärte sich durch ein mildes Lächeln.

„Ist das alles, Paul Alexandrowitsch?" fragte sie. „Wir werden genug haben, um nicht zu verhungern."

„Wir haben Kinder und Enkel, Sofia Wassilowna," ant-

wortete er; „ihr Geld ist es, das ich da verliere. Einer oder der andre wird sich finden, der sagen wird: dieser Alte ist ein ungetreuer Wirtschafter gewesen."

Alle widersprachen ihm, machten ihm Vorwürfe wegen dieser Gedanken und bemühten sich, ihn zu trösten. Er hörte sie ruhig an. Dann aber erklärte er:

„Was eure Meinung ist, wußte ich vorher. Ich weiß aber auch, daß nur das Mitleid aus euch spricht. Es ist ganz selbstverständlich: solange man bei Kräften ist, glaubt man an die Kraft mehr, als an das Schicksal und muß demnach jeden Geschlagenen der Schwäche beschuldigen."

„Du solltest an Sascha schreiben, daß er zurückkommt und dir im Geschäft hilft," bat Sofia Wassilowna.

Er überlegte einige Sekunden, dann sagte er:

„Ich werde es tun."

Doch gleich schüttelte er den Kopf und zweifelte:

„Man sollte es nicht tun, Sofia."

Die Alte griff nach seiner Hand, streichelte sie wie die Hand eines Kindes und fragte sanft:

„Warum nicht, Paul Alexandrowitsch?"

Er tastete nach seiner Stirn, ließ die Finger über sein Gesicht gleiten und in den langen, weißen Bart sich einwühlen.

„Er ist jetzt in Sicherheit," sagte er. Und dann nach einer kurzen Pause.

„Sollen wir auch ihn in unser Verderben mit hineinreißen?"

Tatjana trennte sich von der Gruppe. Sie ging langsam in den Hintergrund des Zimmers, drückte sich in eine Ecke des Sofas, mit hochgezogenen Schultern, mit vorgestrecktem Hals, die Hände im Schoß verschränkt. Ihre heißen, angstvollen Blicke hingen an dem Vater. Und Paul Alexandrowitsch sprach:

„Sind wir nicht wie Verdammte? Ist dieses Land nicht verflucht? Scheint nicht alles dem Untergang geweiht zu sein? Dieses Riesenreich zittert in seinen Fundamenten. Das ganze Volk rüttelt an seinen Pfeilern wie Simson und wird erschlagen werden wie Simson. Kein Leben mehr ist sicher, kein Besitz. Der Meuchelmord ist eine verdienstliche Tat geworden. Einer zückt das Messer wider den andern. Sie fallen sich an und zerfleischen sich wie wilde Tiere, während der Feind an die Tore schlägt. Dieses Land ist verflucht, und sein Schicksal ist unser Schicksal."

„Gibt es denn keine Hoffnung mehr?" fragte Sofia Wassilowna. „Du sprichst, als gäbe es keine Hoffnung."

Er nickte.

„So ist es, — es gibt keine Hoffnung."

Ein entsetzlicher Aufschrei ließ sie alle nach Tatjana hinsehen. Die Fürstin hatte sich auf das Sofa hingeworfen, von einem Weinkrampf ergriffen, klammerte sich an die Polster, und ein wildes Kreischen zerriß ihr die Brust. Sie schlug um sich, als Sonja sie in ihre Arme nehmen wollte. Man mußte Gewalt anwenden, um sie zu Bett zu bringen, und nun ängstigte sie alle durch den verzweiflungsvollen, irren Ausdruck ihrer Augen, durch ein zusammenhangloses Wehren gegen entsetzliche Traumbilder, durch die immer wiederholten Anstrengungen, den Bewachenden sich zu entreißen und vor eingebildeten Gefahren zu entfliehen. Sonja und zwei Kammerfrauen harrten bei ihr aus, bis der Arzt kam, zitternd und erschöpft von hundert vergeblichen Bemühungen, dieser furchtbaren Nervenkrisis Einhalt zu tun.

Nach einer Morphiuminjektion endlich fiel Tatjana in einen kurzen und tiefen Schlaf. Dann begann sie leise zu sprechen, unaufhörlich, ohne eine Pause zu machen, in der Art

eines guten, diskreten Vorlesers, so ungezwungen und mit natürlicher Betonung, aber doch gleichsam ohne innere Anteilnahme, nur reflektierend. Das war ergreifend, da alles, was sie sagte, ihre eigenen Erlebnisse betraf, ihre Liebe zu Cyril und Nikita, ihre Sorgen und Schmerzen und Befürchtungen. Ihre Augen waren geschlossen, ihr Körper lag regungslos wie der einer Toten, nur die Lippen bewegten sich unermüdlich, und ein beständig wechselndes Mienenspiel, bald ein Lächeln, bald ein Stirnrunzeln, bald ein Hochziehen der Augenbrauen, begleitete ihre Worte und belebte unheimlich ihr wachsbleiches Gesicht einer Somnambule.

Da es spät geworden war, kam Nascha, um nach ihrer Mutter zu fragen. Sie setzte sich neben Sonja an Tatjanas Bett, um mit ihr die Nacht durchzuwachen. Die Dienerinnen hatte man in ein Nebenzimmer geschickt. Von Zeit zu Zeit erschien Sofia Wassilowna in dem matt erleuchteten Schlafraum, vorsichtig an ihrem Stock dahinschleichend.

Um Mitternacht verstummte Tatjana. Sonja und Nascha beugten sich lauschend über sie, denn es war, als hörte sie auf zu atmen. Nur, wenn man das Ohr ganz dicht an ihre Brust legte, hörte man ein leises, gleichsam verhallendes Ticken ihres Herzens.

„Mein Gott! sie stirbt!" schrie Sonja auf. Nascha nahm eine Serviette aus der Eisschüssel, wand sie aus und drückte sie der Kranken fest um die Stirn. Da atmete Tatjana tief auf, wie jemand, der den Atem übermäßig lange angehalten hat. Sie bewegte den Kopf, schlug die Augen auf und richtete sich mit Anstrengung hoch. Erstaunt blickte sie ihre Wärterinnen an.

„Was macht ihr hier?" fragte sie. Doch schon kam ihr die Erinnerung zurück.

„Laß mich," wehrte sie der Schwester, die sie am Aufstehen hindern wollte, „ich muß zu Cyril."

„Welch ein Einfall, Liebste!" widersprach Sonja. „Was willst du bei ihm? In wenigen Wochen wird er zurück sein."

Aber Tatjana setzte ihren Willen durch. Sie erhob sich und begann sich anzukleiden.

„Es gibt keine Hoffnung mehr," wiederholte sie die Worte des Vaters. Dann bat sie:

„Du wirst meinen Buben zu dir nehmen, meinen kleinen Nikita, — nicht wahr, Sonja?"

„Natürlich, — aber ich bitte dich doch —"

„Du hast deinen Jüngsten, — sie werden gute Kameraden sein, — du wirst wenig Last von ihm haben, während er der armen Mama viel Sorge machen würde."

„Jedes Wort ist überflüssig, Liebste," sagte Sonja, „aber was ist es denn, was du tun willst?"

„Ich werde mich zum Roten Kreuz nach Mukden melden. Ich will an Kasimir Oblenski telegraphieren —"

„Du weißt, — mir ist es nicht gelungen, Tatjana —"

„Mir wird's gelingen. Wenn alles zugrunde geht, — ich kann nicht mit gebundenen Händen zusehen!"

Und plötzlich fiel Tatjana der Schwester um den Hals und weinte laut.

„Cyril wird sterben!" schrie sie; — „ich fühle das, — ach, ich fühle das!"

VI.

Mit einem Geleitbrief des Zaren ausgerüstet, den Kasimir Oblenski auf ihre telegraphische Bitte für sie erwirkt hatte, kam Tatjana am Nachmittag des 8. März 1905 in Mukden an. Seit mehreren Tagen schon war sie auf den Stationen unterwegs

Trupps Flüchtender begegnet und hatte entsetzliche Berichte über die Schlacht gehört, die seit beinahe zwei Wochen auf der ganzen Front der beiden Armeen mit einer Hartnäckigkeit und Heftigkeit ohnegleichen sich abspielte. Man sprach von 800 000 Menschen, die sich da mordend gegenüberstanden, von annähernd 100 000 Toten und Verwundeten auf jeder Seite. Noch hatte ihr niemand sagen können, zu wessen Gunsten die Entscheidung sich zu neigen versprach. Aber doch hatte sie den Eindruck gewonnen, daß alle ohne Ausnahme an eine neue und alles übertreffende Niederlage der russischen Waffen glaubten. Sie aber sträubte sich dagegen. Unter dem zerrüttenden Einflusse der langen Reise hatte sich die Überzeugung bei ihr festgenistet: wenn Kuropatkin siegt, ist Cyril unverletzt, — wird Kuropatkin geschlagen, dann ist Cyril tot.

Hundertmal hatte sie den Versuch gemacht, sich die Unvernünftigkeit dieses Gedankens, der zwei voneinander ganz unabhängige Ereignisse in eine solche Abhängigkeit hineinklügelte, vorzustellen. Sie sah auch vollkommen ein, daß diese Abhängigkeit vor dem Urteil des gesunden Verstandes sich nicht aufrecht erhalten ließ. Aber ihr Empfinden beharrte mehr als je auf seinem Recht, selbständige Betrachtungen anzustellen — einem Geschick gegenüber, das aller Berechnung höhnte und jede Überlegung zuschanden machte. Ihr Kopf wußte, daß es eine Torheit war, Ihr Herz jedoch klammerte sich daran wie an eine übersinnliche Verheißung. Da es dem eigenen Glück nicht mehr vertraute, flüchtete es mit diesem in den Schutz einer größeren Kraft und fand einigen Trost in dem Glauben, daß diese erst gebrochen werden müßte, ehe es ihm selbst ans Leben ginge.

Nun war Tatjana am Ziel ihrer Reise und fand sich mitten in der regellosen Flucht einer bis zur Vernichtung ge-

schlagenen Armee, in diesem unentwirrbaren Knäuel von Furien gehetzter Menschen, in dieser schrecklichen Auflösung aller Ordnung, aller Disziplin, unter diesen Trümmern eines Kriegsheeres, das trunken war von diesen Strömen des vergossenen Bluts, vertiert von diesem fürchterlichen Geschäft des Mordens. Zitternd, abgemagert, in Lumpen gehüllt, die mit Krusten von Schlamm, Staub und Blut bedeckt waren, stürmten diese unseligen Horden durch die Straßen, — schreiend, von Entsetzen gepackt, mit flackernden Augen wie Wahnsinnige. Unabsehbare Wagenreihen zwängten sich durch die Menge in derselben vollkommenen Verwirrung, sich gegenseitig behindernd, mit den Rädern ineinander sich verfangend, — zahllose Gefährte, die niederbrachen und verlassen wurden, die Straßen versperrend; Pferde, die sich losgerissen hatten, stürmten dahin, Geschütze rasselten mit ihren abgetriebenen Gespannen rücksichtslos in die verzweifelten Massen fliehender Menschen. Zu Tausenden lagen Waffen und Tornister umher, die von den Soldaten fortgeworfen waren, damit sie ihre Flucht nicht behinderten. An einzelne Magazine war Feuer angelegt worden. Das schwelte und erfüllte die Stadt mit stinkendem, beißendem Rauch. Von Süden und Westen her donnerten die Kanonen und knatterten Gewehrsalven, fast ohne Unterbrechung, mit ihrem furchtbaren Getöse die Luft erschütternd, daß die Fenster zersprangen und die Häuser zu schwanken schienen, wie bei einem Erdbeben.

Hin und wieder tauchten erbärmliche Reste von Truppenverbänden auf, die von ihren Offizieren mit dem Revolver in der Hand noch zusammengezwungen wurden. Ihr Anblick war beinahe noch trostloser als der jener andern. Verwundete schleppten sich mit versagender Kraft vorbei, Köpfe, die mit schmutzigen, blutbesudelten Tüchern umwunden waren, Leute,

denen das Blut aus noch unverbundenen Wunden hervorquoll, bleiche, fast schon leblose Gestalten, die sich hilfeheischend nach barmherzigen Helfern umsahen in ihrer trostlosen Verlassenheit von Sterbenden, die aller Welt zur Last waren. Elende taumelten vorüber, die sich mit Schnaps betäubt hatten, deren feige Seelen hinter sinnlosem Gekreisch gemeiner Lieder, hinter tölpelhaften und ekelhaften Gesten sich verkrochen. Hunderte brachen auf dem Weg zusammen, sich wälzend, niedergetreten von den andern, die grausam über sie fortstürmten, bar jedes Mitleids, jedes menschlichen Gefühls, nur von dem einen Gedanken, sich selbst zu retten, beherrscht.

Diese Menschen alle, die seit Monaten die entsetzlichen Anstrengungen und Entbehrungen dieses Krieges ohne Murren ertragen, die in fürchterlichen Schlachten einen bewundernswerten Mut bewiesen und nun, trotz aller Niederlagen und Schrecken, wieder fast 14 Tage lang wie Helden in mörderischem Feuer ausgeharrt hatten, — diese ausgezeichneten und an unbedingten Gehorsam gewöhnten Soldaten rasten jetzt wie erbärmliche Feiglinge davon, in einem plötzlichen und vollständigen Niederbruch ihrer Nerven von Entsetzen ergriffen, jeder Pflicht vergessen, nur darauf bedacht, ihr armseliges und wertloses Leben in Sicherheit zu bringen. Kein Hindernis hielt sie auf. Wo eine Schar der Unglücklichen ins Stocken kam, warfen die nachdrängenden Massen Hunderte zu Boden und unaufhaltsam wälzten sie sich über die Barriere zuckender Leiber hinweg, wie ein brausender Strom über Felsblöcke in seinem Bett emporschnellt. Das waren keine Menschen mehr, das war eine ungeheure Horde wilder Steppenpferde, auf die ein Schwarm von Hornissen sich gestürzt hatte, und die mit schäumenden Flanken und glühenden Nüstern, mit blutunterlaufenen Augen und donnernden Hufen verzweifelt dahinstürmten.

Tatjana suchte einen Offizier anzuhalten, der sie mit dem Mantel streifte, als er vorbeikam.

„Mein Herr, — wo ist das Sanitätskommando?“

Kaum daß er den Kopf nach ihr umwandte! Für einen Augenblick sah sie in sein schmutziges Gesicht, das von Furcht entstellt war, wie die Gesichter aller andern, — in seine Augen, die sie verständnislos anstarrten. Sie streckte die Hand aus, um ihn zum Stillstehen zu zwingen. Doch mit einer heftigen Bewegung des Armes riß er sich von ihr los.

Und ein zweitesmal versuchte sie es mit einem Kosakenrittmeister, dessen Pferd sie in die Zügel fiel, indem sie ihm zurief:

„Ich bin die Fürstin Oblenski —“

„Was kümmert mich das, — zum Teufel —!“

Er gab dem Pferd die Sporen, daß es aufbäumte.

„Ich habe einen Geleitbrief des Zaren,“ schrie Tatjana.

„Den haben wir alle,“ brüllte er, „den Geleitbrief in die Hölle!“

Sie mußte zurückspringen, um nicht von ihm niedergeritten zu werden.

Ratlos wich sie vor der endlosen Menschenflut bis an die Wand eines Hauses zurück. Sie mußte, hinter sich greifend, mit beiden Händen sich ankrallen, um nicht fortgerissen zu werden. Und nun rief sie mit Aufgebot aller Kraft in den betäubenden Lärm hinein, hoffend, daß doch einer sie hören und ihr Bescheid geben würde:

„Das Kommando! Wo ist das Kommando? Ich bin die Fürstin Oblenski! Hundert Rubel, wenn man mich zum Kommando führt!“

Aber niemand achtete auf sie; diese vor Angst und Erschöpfung fast irrsinnigen Flüchtlinge hasteten an ihr vorüber,

stießen sie, drückten sie an die Mauer, stierten ihr ins Gesicht, grinsten sie an mit dem verzerrenden Lachen von Wahnwitzigen. Vor ihren Augen stürzte inmitten dieser verzweifelten Scharen ein Reiter mit seinem Pferd. Im Augenblick rollte ein Knäuel fallender Leiber über die Stelle; sie sah, wie die Pferde eines Geschützes davor aufbäumten, sah, wie der Kanonier im Sattel seine Peitsche schwang und auf die erschreckten Tiere einhieb, — sie sah das Gespann bis zur Schulterhöhe über den Köpfen der Menge sich hinwegarbeiten, das schwarze Metallrohr mit den Fahrkanonieren zu beiden Seiten darüber hinschwanken, und sie hörte aus allem Getose heraus die Todesschreie der Zertretenen und Geräderten.

Tatjana wußte nicht, wieviele Stunden sie schon standgehalten hatte. Ihr Kopf schmerzte von diesen unaufhörlichen grausamen Erschütterungen ihrer Nerven. Diese Häufung von Schrecken und Scheußlichkeiten, von Elend und Hinfälligkeit, in denen sich die erbärmliche Feigheit der menschlichen Natur, von allem augentäuschenden Flitter entblößt, in ihrer ekelhaften Nacktheit zeigte, überwältigte sie. Ihre Sinne vermochten nicht mehr, irgend eine Einzelheit aus diesem ungeheuren Drama festzuhalten, als hätten sie diesen Greueln gegenüber ihre Ohnmacht erkannt und hätten sich schaudernd vor ihnen verkrochen. Wie etwas Unfaßbares, wie ein über alle Begriffe furchtbarer Traum zog nun alles an Tatjana vorüber, und während sie stundenlang daraufhin starrte, hatte sie immer nur den einen Gedanken: ich muß Cyril aufsuchen, — er ist im Spital, — ich muß den Weg zum Spital erfragen.

Sie fühlte keine Müdigkeit. Es gelang ihr, einen Hundertrubelschein aus der Tasche zu nehmen. Den hielt sie nun hoch über ihren Kopf und begann von neuem zu schreien:

„Hundert Rubel! Wer führt mich zum Spital?"

Da riß ihr jemand die Banknote aus der Hand, und der Strom ergriff sie und spülte sie mit sich weg, wie einen Strohhalm. Nun war sie mitten in diesem Zug des Entsetzens, auf allen Seiten eingeschlossen von zügellosem Gesindel, unaufhaltsam mit fortgerissen in die Schrecken dieser wilden Flucht. Kein Glied ihres Körpers gehorchte ihr. Der mörderische Duft, der aus diesen verwahrlosten und erschöpften Leibern aufstieg, erstickte sie. Wie ein Mensch, den die vernichtende Gewalt eines wütenden Elements überrascht, fühlte sie zum erstenmal die ohnmächtige und erbärmliche Schwäche des menschlichen Willens, dieses vollkommene Versagen einer eingebildeten Kraft, diesen elenden Zusammenbruch des Dünkels, der sich die Herrschaft der Welt anmaßt. Nicht an die Gefahr, in der sie schwebte, dachte sie. Das gewaltsame Vorwärtsdrängen der Massen, das Stauen und Schwanken in diesen bodenlosen Straßen, diese unerkennbaren Hindernisse, vielleicht Sterbende oder Tote, über die sie wegsteigen mußte, — das alles bewirkte, daß ihre Füße jeden Halt verloren, daß sie emporgehoben und gleichsam getragen wurde, ergriffen von der Raserei dieser Tausende. Um Hauptes länge fast ragte sie so über alle hinweg und begann von neuem zu schreien:

„Führt mich zum Spital! Ich bin die Fürstin Oblenski! Tausend Rubel dem, der mich zum Spital führt!“

Aber ihre Stimme ertrank in dem ungeheuren Lärm der Fliehenden, in dem Donner der Kanonen und dem unaufhörlichen Geknatter der Salven, in diesem teuflischen Getöse, dem kein Sturmheulen zu vergleichen war, das alle Nerven wie mit glühenden Ruten aufpeitschte und das Gehirn verbrannte. Auf einem Platz, über den mehrere Straßen kreuzten, stießen neue Züge von Flüchtenden hinzu, die einander zuvorkommen, einander den Weg abschneiden wollten. Ein Kampf

von Mann zu Mann entbrannte daraus. Kameraden schlugen mit Fäusten und Waffen aufeinander ein. Proviantwagen und Geschütze wurden umgestürzt, Offiziere von ihren Pferden gerissen. Es schien, als wollten die aus der Schlacht Geretteten unter sich ein Blutbad anrichten und mit einem ruhmlosen Bruderkampf die Schmach dieses Tages besiegeln.

Da waren es zwei Kompagnien sibirischer Schützen, die noch in guter Ordnung daherkamen und unter Führung ihrer Offiziere einen Keil in die meuternde Menge trieben. Wenige Schritte von Tatjana tauchten sie auf, mit blitzenden Bajonetten. Mit flachen Klingen schlugen die Offiziere auf die heulende Menge ein; die Soldaten gebrauchten schonungslos ihre Kolben, diese von der Disziplin noch Aufrechtgehaltenen der rückgratlosen Rotte gegenüber, wie auf's äußerste erbittert über die unseligen Besudler des militärischen Ehrenkleides. Und diese Handvoll Entschlossener wurde im Augenblick Herr über die unzähligen Mutlosen und Verzweifelten. Das scheinbar Unmögliche gelang ihnen, diese unabsehbaren Scharen zum Stehen zu bringen, bis in die entferntesten Reihen, die gar nicht wissen konnten, was da vorn geschah, aber doch plötzlich dem gewaltigen Rückstoß gehorchten, der sich wie bei einem riesigen Eisenbahnzug von Puffer zu Puffer fortsetzte.

Die Menschenmauer vor Tatjana klaffte auseinander. Ein herkulischer Mann drängte sich hindurch, mit dem Korb seines Säbels sich Platz schaffend. Jetzt streckte er die linke Hand aus und ergriff den Arm der Fürstin.

„Folgen Sie mir!" rief er ihr zu. Er zog sie hinter sich her, er entriß sie ihren Peinigern, er übergab sie dem Schutz zweier Soldaten und befahl ihnen, sie in ein Haus zu führen, das er mit einer herrischen Bewegung des Armes

ihnen bezeichnete. Da flehte Tatjana ihn mit gerungenen Händen an:

„Zum Spital! Um aller Heiligen willen, — zum Spital!"

Er zuckte die Achseln und wandte sich ab von ihr. Sie sah noch, wie er einen Mann aus der Menge griff, die von neuem sich vorwärts wälzte, — sie hörte seine zornige Stimme für einen Moment den brausenden Lärm übertönen; dann wurden sie getrennt. Zwischen ihren beiden Begleitern wankte Tatjana über den Platz. Nach einigen Minuten stieß man ein Tor vor ihr auf, dann öffnete sich rechts im Hausflur eine Tür, und sie betrat eine große, ärmliche Stube mit tiefhängender Balkendecke, mit drei kleinen Fenstern, Aktenregalen an den Wänden, einem rohgezimmerten Tisch und einigen Bauernstühlen. Man ließ sie allein, und jetzt brach sie vor Müdigkeit und Aufregung zusammen. Es war, als hätte sich ihre Seele von ihrem Körper losgerissen, diese zermarterte, in tausend Qualen erzitternde Seele von dem zu Tode ermatteten Körper, der ganz empfindungslos geworden war.

Die Dämmerung brach herein; ein unheimliches Spiel tiefer Schatten begann in dem fremden Raum rings um die einsame Frau; von der Straße her drang immer noch dieser entsetzliche Lärm der Fliehenden, des Geschützdonners, der Gewehrsalven zu ihr herein, — dieser Höllenlärm, der zwischen den Mauern der Stadt mit einem fortwährend sich erneuernden Echo dahinrollte.

Tatjana saß mit brennenden Augen da, unfähig jeder Bewegung, aber mit lebhaftem Geist, der furchtbaren Schreckbildern nachjagte, — mit der unerklärlichen Fähigkeit, die sonst nur der Traum verleiht, die Geheimnisse eines Lebens in Sekunden zu durchfliegen. Und in alle ihre Phantasien hinein flammte immer wieder die Sehnsucht, Cyril aufzusuchen,

— ihren Cyril, der nicht mehr zu retten war, der aber jetzt noch atmete und sterben sollte in ihren Armen. Jetzt wurde die Tür geöffnet, und im Schein einer Laterne, der vom Hausflur hereinfiel, trat die Riesengestalt des Offiziers ins Zimmer.

Er nahm seine Mütze ab und sagte mit einer Verbeugung gegen seinen Gast:

„Entschuldigen Sie mich, Tatjana Pawlowna."

Sie hörte das Klirren einer Glasglocke. Er zündete die Lampe an, die vor ihr auf dem Tisch stand. Sie schützte ihre Augen vor dem grellen Licht, das so plötzlich sie traf.

„Was in aller Welt suchen Sie hier?" fragte er, indem er sich müde auf einen Stuhl fallen ließ, der unter ihm krachte. Sie wunderte sich gar nicht darüber, woher er sie kannte. Sie starrte verzweifelt in sein finsteres, trotziges Gesicht und bewegte die Lippen, um von neuem ihre Bitte zu stammeln:

„Ins Spital, — führen Sie mich ins Spital."

„Wen suchen Sie?" fragte er.

„Meinen Mann, — den Rittmeister Oblenski —"

„Den Major Oblenski," verbesserte er, „man hat ihn befördert. Ist er verwundet?"

Sie nickte nur heftig mit dem Kopf, da ihr plötzlich die Stimme wieder versagte.

„Wie haben Sie es erfahren, Fürstin?" forschte er ungläubig. „Vor acht Tagen noch habe ich Cyril Basilowitsch gesehen, und was inzwischen aus uns geworden ist, wissen wir selbst nicht."

Da preßte sie die Hände an ihre Schläfen und schrie verzweifelt: „Aber ich weiß — er stirbt! — er stirbt!"

Der Offizier erhob sich und ging mit schweren, polternden

Schritten durch's Zimmer. Dann blieb er vor ihr stehen und sagte grollend:

„Wenn es wahr ist, gönnen Sie es ihm, Tatjana Pawlowna. Es ist schmachvoll, lebend aus diesem Kampf zurückzukehren.“ Und er vergaß die Sorge dieser armen Frau über dem Zorn, der in ihm tobte.

„Das ist Rußland!“ sagte er. „Das ist das Ende eines Reiches, vor dem die Welt erzittern mußte! So bricht eine Armee von Helden zusammen durch die Schuld von Verbrechern, die keinen andern Gedanken haben, als ihr Vaterland zu bestehlen. Ach, diese Schmach! Diese Schmach! Diese Generäle, die dreißig Jahre lang geschlafen haben, — die in ihren Salonwagen von Silber speisen, während ihre Soldaten verhungern! Diese Offiziere, die mit Toilettenetuis und Puderdosen ins Feld ziehen, die — entschuldigen Sie — ihre Dirnen mitschleppen und jeden Tag ihren Rausch haben müssen! Diese verfluchten Ratgeber des Zaren, die nichts wissen, über nichts sich unterrichten, die Rußlands Jugend in den Tod führen, als gälte es einen Tanz! Oh, man muß diese unglaublichen Dinge von allem Anfang mit erlebt haben, — diese beispiellose Kopflosigkeit, dieses Unvorbereitetsein, diese Mängel und Verwirrungen! Nur dann kann man es verstehen, was geschehen ist, — nur dann!“

Er duldete es nicht, daß Tatjana ihn unterbrach.

„Man sollte Frieden machen um jeden Preis, um jeden Preis!“ rief er aus, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug. „Jeder neue Kampf ist eine neue Blamage. Wir können nicht im Krieg nachholen, was im Frieden versäumt worden ist. Wozu dient es, daß wir den letzten Lappen von unseren eiternden Wunden reißen und aller Welt zeigen, wie tief hinein wir verfault sind! — Ah — diese Flotte, — diese fast schon

mythische Flotte, die seit einem halben Jahr unterwegs ist! Warum kommt sie nicht, um die Hoffnungen unsrer Machthaber zu erfüllen? — Ah! weil sie genau so unbrauchbar ist wie die Armee, — weil ihre Offiziere genau so wenig gelernt haben wie die unsrigen! Wenn wir es noch erleben sollten, daß diese Ungeheuer an der japanischen Küste auflaufen, — wissen Sie, was geschehen wird, Tatjana Pawlowna? — Sie wird vernichtet werden, diese Flotte, wie wir vernichtet sind, — Rußland wird keine Schiffe mehr haben, wie es keine Kanonen mehr hat. Das ist unabwandbar, — jeder Mensch sieht es, nur diejenigen nicht, die Rußland diese Suppe eingebrockt haben. Sie scheinen es immer noch nicht zu begreifen, daß eine in Tölpelhaftigkeit und pfäffischem Aberwitz erhaltene Nation sich wohl prächtig dazu eignet, von gewissenlosen Hallunken ausgesogen zu werden, — nicht aber, ein freies und hochkultiviertes Volk zu besiegen!"

Und plötzlich kam das verlegene Lächeln eines Kindes auf seine herben und vergrämten Lippen. Er strich sich das Haar aus der Stirne und dämpfte seine erregte Stimme zu einem heiseren Flüstern.

„Verzeihen Sie, Tatjana Pawlowna. Seit ich Sie da draußen erkannt und aus dem Gesindel herausgelangt habe, freute ich mich auf diesen Augenblick, — daß ich nun endlich einmal einem wirklichen Menschen gegenüber meinem Herzen Luft machen könnte. Wenn Sie wüßten! — Wenn man das alles länger als ein Jahr in sich hineinfrißt, — das drückt einem das Leben ab. Sie haben mir einen ungeheuren Dienst erwiesen, Fürstin, indem Sie mir zuhörten. Also — Sie bilden sich ein, daß Cyril Basilowitsch verwundet sein müßte? — Beruhigen Sie sich doch. Vielleicht ist er heil und gesund, während Sie sich ängstigen. Er ist am linken Flügel unter

Lenewitsch gewesen. Wie sollen wir ihn jetzt suchen? Wenn es gut geht, werden sich die Trümmer der Armee in Charbin zusammenfinden, — in einer Woche, — in vierzehn Tagen vielleicht. Niemand weiß, wo das Hauptquartier ist. Sie können nichts bessres tun, Tatjana Pawlowna, als hier zu bleiben und den Einmarsch der Japaner abzuwarten. Glauben Sie mir, Sie werden sicherer sein in der Obhut der Sieger als bei uns."

„Hat man die Verwundeten mitgenommen?" fragte die Fürstin.

„Nur die Leichtverwundeten," gab er zur Antwort.

„O, dann erbarmen Sie sich doch!" flehte sie; „bringen Sie mich ins Spital, — ich werde doch irgend etwas dort erfahren können —!"

Er sah nach der Uhr.

„Ich habe noch zwei Stunden Zeit," sagte er mit einem Seufzer, denn er hatte gehofft, seine todmüden Glieder ein wenig hinstrecken zu können. „So lange stelle ich mich zu Ihrer Verfügung."

Er setzte seine Mütze auf und schritt zur Tür. Tatjana ging eilig neben ihm her durch die düstern Straßen, die jetzt fast leer waren. Der Durchzug der Truppen hatte aufgehört. Nur vereinzelt kamen ihnen noch kleine Gruppen Flüchtender entgegen, ein Wagen mit Marodeuren, eine versprengte Proviantkolonne.

„Warten Sie," sagte der Begleiter der Fürstin, „das sind fast genau zwei Jahre, da habe ich Sie in Petersburg gesehen — bei einem Fest in der deutschen Botschaft. Ach, das waren noch Zeiten!"

Er schwieg, als wüßte er nicht recht, ob er mit ihr weiter darüber sprechen dürfte. Er blickte sie ganz verstohlen von

der Seite an, um zu ergründen, ab sie dieselbe noch war, die damals einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Dann sagte er schwermütig:

„Wer mir prophezeit hätte, daß wir hier und unter solchen Umständen uns wieder begegnen würden!“

„Bitte rechts —“ unterbrach er sich, da Tatjana an einer Seitenstraße vorübergehen wollte. Er zwang ihr seinen Arm auf, denn fortwährend stolperten sie über tausend Dinge, die auf der Erde umherlagen. Und es war nur der rote Widerschein von weiten brennenden Vorratshäusern, der von obenher ihren Weg ein wenig beleuchtete.

Sie hielten vor einem Haus, das größer und stattlicher war als die meisten andern. Eine rote Laterne brannte vor dem Tor.

„Hier sind wir,“ sagte der Offizier, indem er eine kleine Tür aufstieß, die in den linken Torflügel eingeschnitten war, nicht ganz bis zur Erde reichend, so daß man gleichsam in einen Rahmen hineinsteigen mußte.

„Nicht einmal die Wache ist zurückgeblieben! Wir wollen sehen, Fürstin, ob sie alle davongelaufen sind.“

Sie tasteten sich die dunkle Holztreppe hinauf, immer in diesem fürchterlichen Geruch von Jodoform und Karbol, der sich in allen Winkeln des Hauses angesammelt hatte und selbst die Mauern durchtränkt zu haben schien. Niemand kam ihnen entgegen. Sie hörten immer deutlicher das Stöhnen und Klagen der Kranken und sahen, als sie den Korridor betraten, daß einige Türen zu den Zimmern offen standen und den matten Schein der Lampen hindurchließen. Vor der Nische eines Fensters saß ein Mann, nach vorn gebeugt, den Kopf auf der Schulter und schlief. Der Offizier rüttelte ihn auf. Er erschrak, rieb sich die Augen und fragte dann, ohne sich zu erheben, unwillig:

„Was wollen Sie?"

„Ich bin der Hauptmann Glenko. Ist der Kommandant zu sprechen? Die Fürstin Oblenski wünscht sich nach ihrem Gatten zu erkundigen."

„Der Kommandant!" wiederholte der Angesprochene bitter, indem er schwerfällig aufstand. „Sie haben sich alle in Sicherheit gebracht, diese Herren. Nur mich haben sie hier gelassen mit sieben Pflegerinnen, damit wir den fünfhundert Sterbenden die Augen zudrücken können! Viel mehr kann ich nicht für sie tun: Ich bin seit vierzehn Tagen nicht aus den Kleidern gekommen, — Donnerwetter! Man ist doch schließlich nur ein Mensch."

„Wissen Sie nicht," bat Tatjana mit zitternder Stimme, „ob mein Mann, der Fürst Cyril Basilowitsch —"

„Der Major Oblenski," ergänzte ihr Begleiter.

„Erschlagen Sie mich, ich weiß nichts," beteuerte der junge Arzt.

„Es muß aber aus den Listen zu ersehen sein," drängte Glenko.

„Kein Mensch hat Listen geführt," erwiderte der andre und setzte mit beißendem Spott hinzu: „Sind wir in Petersburg? Man wird ja später schon feststellen, wer gestorben ist, nicht wahr?"

„Dann führen Sie mich durch die Zimmer!" befahl Tatjana, von dieser Herzlosigkeit empört. Er sah sie verwundert an und sagte dann mit einem abweisenden Lächeln:

„Ich fühle mich heute nicht mehr stark genug, gnädige Frau."

Da suchte sie ihren Geleitbrief hervor und entfaltete ihn.

„Auf Befehl des Zaren," gebot sie.

„Lassen Sie mich nach Sibirien schicken, wenn ich heim-

komme," sagte der Arzt. „Ich gehe keinen Schritt mit Ihnen. Ich will schlafen.

Und er fiel wie ein Sack zurück auf seinen Stuhl, blinzelte noch einmal verdrossen und begann dann sogleich zu schnarchen.

In diesem Augenblick trat eine Pflegeschwester aus einem der Zimmer, um zu sehen, wer da sprach. Glenko ging auf sie zu und winkte Tatjana ihm zu folgen. Sie kamen in ein Zimmer, das mit zwanzig Betten belegt war. Die beiden Hängelampen waren mit grünen Schirmen abgeblendet, so daß alles in Dämmerung lag. Vorsichtig unter Führung der Schwester bewegten sich diese drei Personen die schmalen Zwischengänge entlang. Tatjana konnte kaum atmen, so schlug ihr Herz. Mit äußerster Anstrengung forschten ihre heißen Augen über die Lagerstätten hin, über die bleichen, vielfach verbundenen Gesichter, die von Schmerzen verzerrt waren. Regungslos lagen die meisten da, leise röchelnd, manche von einem erlösenden Schlaf umfangen, viele mit offenen Augen, deren Fieberglanz unheimlich aus dem Halbdunkel herausleuchtete, die hilfeflehend oder entsetzt die Besucher verfolgten; einzelne mit sonderbar spitzen Zügen, über die es blitzartig hinzuckte, — mit gespenstischen blauen Schatten um Nase und Wangen, mit grinsendem Mund und hochgerecktem Kinn. Bei einem von diesen blieb die Pflegerin stehen, befühlte ihn, drückte ihm dann die Augen zu und zog die Decke über seinen Kopf hinauf.

„Er ist tot," sagte sie leise zu Tatjana.

Sie gingen weiter. Sie kamen am Bett eines jungen Offiziers vorbei, dem eine Granate beide Beine zerschmettert hatte. Er phantasierte. Seine Lippen bewegten sich unaufhörlich, lächelnd, als sprächen sie reizende Dinge. Aber man hörte nichts als ein Murmeln. Da schrie ein andrer laut auf und begann mit schriller, kaum noch menschlicher Stimme

zu erzählen, zusammenhanglos wie ein Schauspieler, der einzelne Sätze seiner Rollen spricht, um sein Organ zu üben. Und es wurde lebendig in den Betten. Aus dem Schlaf geschreckt, warfen die Kranken sich unruhig hin und her, einige richteten sich auf ihren Ellbogen auf, um gleich wieder stöhnend auf ihre Kissen zurückzufallen. Eine tiefe Baßstimme grollte aus einer Ecke des Zimmers:

„Nicht einmal sterben kann man in Ruhe, — schlagt den Kerl tot —"

Jetzt fingen zehn zu gleicher Zeit an zu sprechen. Hier ein Wimmern: „Mutter! Mutter!" — dort ein angstvoller Ruf nach Hilfe, — der Kosename einer geliebten Frau, eines Kindes, — ein verzweifeltes Flehen: „Wasser! Wasser!" — hier ein Fluch, dort das inbrünstige Stammeln eines Gebetes.

Tatjana konnte sich kaum noch aufrecht halten. Diese schauerlichen Stimmen der Sterbenden und Todgeweihten in der Stille der Nacht nach diesem Tag des Entsetzens, — der fürchterliche Zwang, in diese armen Gesichter der Leidenden gleichsam wie eine Neugierige hineinstarren zu müssen, ohne irgend etwas zur Linderung dieser Qualen zu tun, — die Angst und Hoffnung zugleich, Cyril unter diesen Opfern zu entdecken: das alles versetzte ihre Seele in einen unerträglichen Aufruhr und ließ ihren Körper erzittern wie eine schwingende Saite.

Als sie an dem letzten Bett vorbeigehen wollte, griff eine Hand nach ihr und krampfte sich in die Falten ihres Rockes. Hauptmann Glenko, der hinter ihr war, mußte die eigensinnigen Finger des Fiebernden mit Gewalt aufbrechen, um Tatjana freizumachen. Sie war vor Schreck wie gelähmt, da sie zunächst an Cyril dachte, und daß er es wäre, der sie erkannt hätte. Ihr Begleiter faßte sie an den Armen und schob sie sanft vor sich her. Als sie wieder auf dem Korridor standen, bat er:

„Warten Sie bis morgen, Tatjana Pawlowna, — es ist vergeblich, und Sie bedürfen der Ruhe."

„Nein, nein!" widersprach sie heftig, mit Tränen in der Stimme, „er ist hier — er ist hier!"

Und von neuem begann sie diese furchtbare Wanderung von Bett zu Bett, aus einem Zimmer in das andre, diese verzweifelte und aufreibende Suche nach ihrem Mann unter diesen zahllosen Verstümmelten, die alle Entwicklungsstufen des Sterbens darstellten, — hoffnungslose Opfer dieser fluchwürdigen Barbarei des Krieges.

Es war nur ein Wanken noch, wie die unglückliche Frau zwischen den Betten dieser armen Verlassenen sich vörwärts quälte, dicht gefolgt von dem Offizier, der immer bereit war, in seinen Armen sie aufzufangen. Sein schönes, scharfgeschnittenes Gesicht hatte längst den Ausdruck unbeugsamer Energie und Strenge verloren. Eine weiche Trauer hatte sich darüber verbreitet, ein entsagungsvolles Begehren taute in seinen Augen, die sich nicht losreißen konnten von dieser schlanken Frau, die zwei Jahre lang durch alle seine Träume gegangen war.

Nachdem sie nun auch den größten Saal vergeblich durchsucht hatten und wieder auf den Korridor hinausgetreten waren, berührte Glenko mit einer schüchternen Zärtlichkeit Tatjanas Hand.

„Ich muß Sie verlassen," sagte er traurig. „Ich habe die Regimentskasse gerettet, die man vergessen hat. Ich muß fort."

Schon dämmerte der Morgen durch die Fenster. Sie standen sich in dem fahlen, grauvioletten Licht gegenüber, bleich, zu Tode erschöpft, beide nur durch ihren eisernen Willen noch aufrecht gehalten und durch diese größten Zuchtmeister der Menschheit: Pflicht und Liebe. Er hielt immer noch die Hand

der Fürstin in der seinen; um seinen Mund war ein beständiges Zucken, als hätte er irgend ein Geständnis zu machen, vor dem er sich fürchtete. Dann beugte er sich plötzlich auf ihre Hand, berührte sie flüchtig mit seinen Lippen und ging eiligen Schrittes davon. Und Tatjana folgte von neuem ihrer Führerin. Sie taumelte zurück, als sie das nächste Zimmer betreten hatten. Zwei Pflegerinnen bemühten sich um einen Kranken, der im Delirium seinen Verband von der Stirne gerissen hatte, mit dem Oberkörper aus dem Bett hing und ganz von Blut überströmt war, das unaufhaltsam aus einer gräßlichen Wunde quoll und auf dem Boden sich sammelte. Als sie ihn hochrichteten, schlug er wie rasend um sich und stieß gurgelnde Laute aus, wie ein verendendes Tier.

„Helfen Sie!" baten die Frauen, die seiner verzweifelten Kraft nicht Herr werden konnten. Aber Tatjana war nicht imstande sich zu rühren. Sie wollte helfen, sie wollte sich dazu aufraffen; aber wie Blei waren alle ihre Glieder. Nicht einmal ihre Augen zu schließen gelang ihr. Sie mußte diesen entsetzlichen Kampf bis zu Ende mit ansehen, diesen Kampf eines jungen Lebens um das Recht zu sterben. Sie sah, wie dieser entblößte, abgezehrte Körper ein letztesmal gleich der Sehne eines Bogens hochschnellte, wie der Verwundete seine Arme über den blutenden Kopf zurückwarf und dann mit einem Röcheln sich hinstreckte. Und immer noch sickerte das Blut.

In diesem Augenblick kam ihr der Gedanke an den Erlöser Tod, — dieser Gedanke, der ihr immer so herzlos und verlogen erschienen war und der sie jetzt plötzlich mit der Kraft einer überzeugenden Wahrheit durchdrang, — so versöhnend, so erhebend, daß ihre Erschöpfung gleich schweren Ketten von ihr abfiel.

Sie richtete sich auf und ging an dem Toten vorbei, indem

sie das Zeichen des Kreuzes über ihn machte. Und wieder suchte sie mit heißen, sehnsüchtigen Blicken unter den Schlummernden und Stöhnenden nach Cyril. Die Schwester war zurückgeblieben und beeilte sich ihr zu folgen. Da sah sie, wie Tatjana am äußersten Ende des Zimmers stehen blieb, sich langsam auf ein Bett niederbeugte und lautlos in die Knie sank.

VII.

„Ich danke dir, daß du gekomme bist," sagte Paul Alexandrowitsch zu seinem Sohn Sascha, als sie eine Stunde nach dessen Ankunft unterwegs nach den Bureaus waren.

„Es ist mir nicht leicht geworden, dich zu bitten," setzte er hinzu. „Aber ich fühle, daß ich diesem letzten Werk nicht mehr gewachsen bin, die Mißerfolge meiner Lebensarbeit zu liquidieren."

„Du bist nicht verantwortlich," tröstete der Sohn. „Was wir gewollt haben, muß uns rechtfertigen. Es liegt nicht in unsrer Hand, was wir erreichen."

Eine Zeitlang hingen beide ihren Gedanken nach. Dann begann Sascha lebhaft:

„Wie mit Puppen spielt das Leben mit uns, — hätschelt uns, zerbricht uns, kittet uns wieder zusammen und liebt uns oft dann am meisten, wenn wir nur noch ein Torso, nur noch ein Rudiment sind."

Und unvermittelt, während seine Wangen sich röteten, bekannte er:

„Seit einem Jahr ist Wjera wieder bei mir. Katinka und ich sind sehr glücklich darüber."

„Sie ist wieder bei dir," wiederholte Paul Alexandrowitsch, ohne sich zu verwundern; „und du bist sehr glücklich darüber."

„Es muß alles sein, wie es ist,“ sagte Sascha in einiger Verlegenheit; „man darf nicht darüber nachdenken. Vielleicht würde sie nicht gekommen sein, wenn sie nicht krank wäre. Das hat ihren Stolz gebrochen und ihre Seele zu mir und unsern Kindern zurückgeführt. Jetzt erst kann ich ihr etwas sein, da sie die Schwächere geworden ist.“

Und wieder nach einer Pause erklärte er:

„Sie ist hier.“

„Du hast sie mitgebracht?“ fragte der Vater; „wo ist sie?“

„Mit Kaschka im Slawionskibasar.“

Ohne aufzusehen nickte Paul Alexandrowitsch vor sich hin.

„Du willst,“ sagte er, „daß ich hingehe, sie zu holen.“

Sascha schob seinen Arm unter den des Vaters, preßte ihn an sich und flehte mit freudiger Rührung:

„Wenn du das tun wolltest, Papa!“

„Warum sollte ich es nicht tun?“ erwiderte der Alte; „sie ist die Siegerin. Ich weiß jetzt, wohin die Grundsätze uns führen.“

Da bemühte sich Sascha, seine Frau zu verteidigen, indem er aus dem großen Unterschied zwischen ihrem und seinem Charakter hundert Entschuldigungen für sie herleitete, seine eigenen Fehler hervorhob, seine Eigenschaften verkleinerte.

„Und zu alledem kommt,“ sagte er dann, „daß man sie verleumdet hat, — daß man ihr Dinge nachgesagt hat, die zum größten Teil vollkommen erlogen sind. Sie war enttäuscht von mir, und mit Recht enttäuscht, und hat das Glück gesucht, das ich ihr nicht geben konnte. Das ist alles.“

„Hast du deinen Sohn schon gesehen?“ fragte Paul Alexandrowitsch.

„Er ist unterwegs nach dem Kriegsschauplatz.“

„Er hat sich nicht von uns verabschiedet,“ erklärte der

Alte ruhig. „Als er nach Moskau kam, hat er zweimal bei uns gespeist, — seitdem haben wir nichts mehr von ihm gehört."

„Du mußt ihn entschuldigen," bat Sascha, „er ist etwas leichtfertig, aber er meint es nicht bös."

„In zehn Jahren — laß sehen: acht Jahre sind es — da entfremdet man sich wieder," sagte der Vater. „Und dann, — ich wundere mich über nichts mehr."

Als sie im Direktorialgebäude angekommen waren, ließ Paul Alexandrowitsch die Vorsteher der verschiedenen Bureaus zu sich rufen.

„Alexander Pawlowitsch wird mich bis auf weiteres vertreten, meine Herren," eröffnete er ihnen. „Ich bitte Sie, daß Sie sich alle zu seiner Verfügung stellen."

Sascha ging sofort an die Arbeit. Sein ihm angeborener Fleiß, den er durch die freiwillige Verbannung unter so unglücklichen Verhältnissen jahrelang gewaltsam niedergehalten hatte, stand voll freudiger Kraft in ihm auf. Seit seiner Wiedervereinigung mit Wjera war ihm das Zerwürfnis mit dem Vater täglich unerträglicher erschienen. Die alte ehrfürchtige Zuneigung hatte allmählich den unnatürlichen Groll abgelöst und der Sohn ergriff nun mit frohem Eifer die Gelegenheit, dem Schwergeprüften sich nützlich zu machen, — mit doppelt frohem Eifer, da Paul Alexandrowitsch zu einer vollkommenen Versöhnung mit seiner Schwiegertochter bereit schien. Überdies war Sascha überzeugt, daß bei einer ruhigen und zielbewußten Abwicklung der Geschäfte eine Einigung mit der siegreichen Konkurrenz sich würde erzielen lassen, und daß die Verluste nicht annähernd so groß sich erweisen würden, wie der alte Herr sie einschätzte.

Er ließ sich zunächst die Bilanzen der letzten fünf Jahre

aushändigen und gab Befehl, die Bücher mit dem Tage abzuschließen. Er widerlegte alle Einwendungen, die Krasinski, der erste Direktor, dagegen erhob, und bestand auf seinem Willen. Es war ein förmliches Examen, das er mit den einzelnen Abteilungschefs abhielt, während er unzählige Notizen machte, um in alle Einzelheiten des ungeheuren Geschäftsbetriebes einzudringen. Je größer die Schwierigkeiten wurden, die sich vor ihm aufhäuften, desto zäher und systematischer beharrte er darauf, ihrer Herr zu werden. Es war, als könnte sich die Kraft dieses so lange Zeit niedergebrochenen Mannes jetzt plötzlich nicht genug tun in der Entfaltung höchster Energie, da sie endlich wieder einer Aufgabe sich gegenüber fand, der sie gewachsen war. Sie fühlte sich ihr gewachsen. Sie war befreit von dem fürchterlichen Bann, den die Erkenntnis der Nutzlosigkeit und Aussichtslosigkeit den Entschließungen des stärksten Charakters auflastet, und ohne daß Sascha sich das eingestand, empfand er lebhaft die Verpflichtung, die Schwäche seines Verhaltens gegen Wjera durch eine kraftvolle Betätigung für die Interessen des Vaters wieder wett zu machen.

„Ich bitte Sie, mehr auf den Kern meiner Fragen einzugehen, Herr Krasinski," sagte er zu dem Direktor, der die merkwürdige Gewohnheit zu haben schien, alles Wesentliche in Nebensächlichkeiten zu ersticken. Sascha ließ ihn nicht locker. Er zwang ihn zu klaren und bündigen Auskünften, die keinerlei Mißdeutung mehr zuließen. Er ging mit ihm durch die Bureaus, sah die Bücher ein, die Korrespondenzen und kontrollierte die Kassen. Er arbeitete bis in die Nacht hinein ohne Unterbrechung.

Es war in der zehnten Stunde, als er heimkam. Wie er erwartet hatte, fand er Wjera und Kaschka bei den Eltern.

„Wir haben bis jetzt mit dem Souper auf dich gewartet,"

sagte Wjera in vorwurfsvollem Ton; „du scheinst vergessen zu haben, daß wir auch noch leben.“

Er küßte ihr die Hand, dann der Mutter.

„Entschuldige,“ bat er, „ich weiß nicht, wo die Zeit hingekommen ist.“

„Es ist nicht nötig, daß du dich aufreibst,“ erklärte Paul Alexandrowitsch; „es kommt nicht darauf an, ob wir diese Gewißheit um einige Tage früher haben werden.“

Kaschka saß mit übergeschlagenen Beinen da, blätterte gelangweilt in einem Journal und rauchte eine Zigarette. Zwei Fingerspitzen reichte sie dem Vater hin, als er ihr die Hand bot.

„Du hast ganz schmutzige Manschetten,“ sagte sie.

Da klopfte er ihr die Wange und bekannte stolz:

„Ich habe auch tüchtig gearbeitet, meine Kleine.“

Er war sehr glücklich an diesem Abend: daß er endlich wieder einmal zwischen Vater und Mutter saß, daß Wjera und Kaschka dabei waren, daß er wieder seine gewohnte Tätigkeit hatte, daß es Menschen gab, die etwas Tüchtiges von ihm erwarteten, daß jedes Bild noch an seiner alten Stelle an der Wand hing, daß die alten Louis XVI.-Teller noch immer auf dem Tisch standen, als hätte er ihn gestern erst verlassen. Es fiel ihm unendlich schwer, seine gute Laune zu unterdrücken, indem er sich gewaltsam vorstellte, wie peinlich die andren in diesem Haus der Trauer davon berührt werden müßten. Er gab sich redliche Mühe, der Gemütsstimmung der Eltern durch ein leises und vorsichtiges Sprechen Rechnung zu tragen. Allmählich aber verwirrte ihn diese Unaufrichtigkeit. Wie kam es, daß die Befriedigung seiner persönlichen Wünsche ihm um so viel wichtiger war als das Unglück seiner Familie? Daß er Maxim und Iwan nicht vermißte, — und Sonja und Tatjana? Sollten nicht schon diese sorgenvollen lieben Greisengesichter

da jede heitre Regung in ihm ersticken? — Er liebte doch seine Eltern, seine Geschwister, und doch zwang ihn der Egoismus, über die Tragik ihres Schicksals hinwegzukommen, weil es ihm selbst jetzt wohlging. Wir sind allesamt Heuchler, — dachte er und verstummte ganz.

Wjera dagegen übte keinerlei Rücksicht. Mit ihrem langen, mageren und gelben Gesicht einer unheilbaren Kranken, mit diesen tiefliegenden Augen, die so aussahen, als verzehrte sie den Rest ihres Lebens in einem wütenden Feuer, hielt sie das Gespräch unerbittlich unter ihrem Willen.

„Ihr habt noch keine Nachricht von Tatjana?“ fragte sie.

„Nein, meine Liebe,“ antwortete Sofia Wassilowna.

„Es war ein Wahnsinn von ihr, da hinunterzugehen. Ich begreife nicht, wie ihr das habt gestatten können. Und es ist blamabel für Cyril. Sie kann ihn doch schließlich nicht unter ihre Röcke nehmen.“

Katinka lachte hell auf. Paul Alexandrowitsch hob den Kopf gegen Wjera, als ob er etwas sagen wollte, — besann sich aber.

„Das ist eine Frage des Herzens,“ erklärte Sofia.

„Der Nerven,“ verbesserte Wjera; „wenn sie nichts taugen, dann behauptet man, man hätte Herz. Wir hätten das alle nicht, wenn wir vernünftige Nerven hätten. Siehst du, Mama, — Iwan, — das war eine gesunde Natur. Ich spreche nicht von der Politik. Aber diese Art, rücksichtslos seiner Überzeugung nachzugehen, auf alles vorbereitet, und im Augenblick des Mißlingens die notwendigen Konsequenzen zu ziehen —“

„Du hast ganz recht,“ unterbrach Paul Alexandrowitsch, „man darf kein Herz haben.“

Dabei sah er sie mit seinen müden und ernsten Augen so

nachdrücklich an, daß sie über seine Meinung nicht im Zweifel sein konnte. Sie runzelte die Stirn und zog die Unterlippe zwischen die Zähne. Sascha beeilte sich, dem drohenden Sturm zuvorzukommen.

„Gibt es keine neuen Nachrichten vom Kriegsschauplatz?“ fragte er.

„Eine lange Depesche ohne Inhalt,“ erwiderte der Vater. „Immerhin scheint es, als wäre bald die Entscheidung zu erwarten.“

Aber Wjera ging nicht darauf ein. Sie fuhr unbeirrt fort, von den Toten und Unglücklichen der Familie zu sprechen und ihre Betrachtungen daran zu knüpfen, als hätte sie ein unbezwingliches Verlangen gehabt, alle zu quälen.

Sie macht uns verantwortlich für die Enttäuschungen ihres Lebens, — dachte Sascha; und mit einem mitleidigen Blick auf die traurigen Reste ihrer Schönheit fügte er in Gedanken hinzu: wir sind wirklich nicht ohne Schuld. Dennoch tat es ihm leid zu sehen, wie die Eltern unter dem Gespräch Wjeras zu leiden schienen, das er selbst nicht mehr zu stören wagte. Er schämte sich seiner Feigheit, die ihm jetzt wieder jede Initiative unmöglich machte, nachdem er noch vor einer Stunde an dem Erwachen seiner Energie sich erfreut hatte. Er suchte seiner Tochter ein Zeichen zu machen, damit sie sich einmischte. Kaschka aber kümmerte sich um nichts. Sie ließ mit der Neugier eines Kätzchens ihre Blicke an den Wänden entlang gehen, während sie mit spitzen Fingern an einer Traube naschte.

„Hat Sonja noch keine Nachricht, wann Dmitri zurückkommen wird?“ fragte Wjera.

„Es ist noch unbestimmt,“ erwiderte Sofia Wassilowna.

„Der arme Kerl!“ fuhr die junge Frau fort. „Er würde hübsch daheim geblieben sein, wenn Sonja ihm das Leben nicht

so schwer gemacht hätte, und würde seine geraden Glieder behalten haben. Mir ist es ganz klar, daß er nur ihren beständigen Quälereien entgehen wollte. Jetzt freilich wird sie ihn ausschließlich für sich haben."

Da ihr niemand mehr antwortete, dachte sie über eine neue Bosheit nach.

„Es ist doch etwas Wahres daran," sagte sie, „wie man sich bettet, so liegt man. Es ist lächerlich, daß man für alles diesen Krieg verantwortlich machen will. Mein Bruder Ilja hat nur Nutzen daraus gezogen. Man muß es verstehen, zu leben — das ist das ganze Geheimnis."

Und sie erzählte, daß sie am Vormittag, ehe Paul Alexandrowitsch zu ihr gekommen war, die Verwandten besucht hätte, Grigori mit seiner allerliebsten jungen Frau, die das Palais Slukoff bewohnten, und bei denen Ilja Iwanowitsch sich gewissermaßen auf Altenteil gesetzt hatte. Sie machte viel Rühmens von dem innigen Einvernehmen, in dem alle, einschließlich Warja, zu einander standen. Sie nannte es geradezu ein Idyll und bewunderte das Glück des Bruders, der nach einem so überaus vergnügten Leben diesen reizenden Unterschlupf für seine alten Tage gefunden hätte.

„Und Warja, dieser Ökonom," setzte sie mit einem zynischen Lächeln hinzu, „scheint ganz verliebt zu sein in seine hübsche Schwägerin."

„Es ist in der Tat ganz gleichgültig für unser Schicksal," erklärte Paul Alexandrowitsch, „welche Auffassung wir von unseren Pflichten haben."

„Im Gegenteil," widersprach ihm Wjera. „Wir müssen uns klarmachen, daß es unsere erste Pflicht ist, uns auszuleben. Und wenn wir das Glück haben, von keiner Seite darin behindert zu werden, dann kann uns nichts geschehen.

Um ein Paradies zu haben, wäre es nur nötig, daß alle Freidenkenden auf einer einsamen Insel sich ansiedeln."

Sofia Wassilowna erhob sich. Die andern folgten ihrem Beispiel, und Sascha wollte seiner Mutter den Arm reichen. Sie aber tat, als bemerkte sie es nicht. Sie ging an ihm vorüber, schob ihre Hand unter den Arm ihres Mannes und ließ sich von ihm hinausführen.

Ein neuer Anlaß zur Unzufriedenheit wurde Wjera durch die Weigerung Sonjas, sie zu empfangen, gegeben. Sie war so empört darüber, daß sie tagelang das ganze Haus darunter leiden ließ. Sascha drohte sie, ihn abermals zu verlassen, wenn er seine Schwester nicht zwänge, zu ihr zu kommen. Und wirklich gab Sonja seinen flehentlichen Bitten nach. Aber sie brachte Nascha nicht mit sich und Wjera sah das für eine neue Beleidigung an. Nun vermittelte Sofia Wassilowna.

„Gib nach, Liebste," sagte sie verzweifelt zu ihrer Tochter, „aus Barmherzigkeit mit uns allen. Es ist unerträglich, wie sie uns peinigt."

Sonja streichelte die mageren Hände der alten Frau und klagte:

„Das seid ihr, Vater und Mutter, die wir alle immer wie Heilige verehrt haben, — ihr, die mit einem Blick unseren Starrsinn gebrochen, unseren Willen sich unterworfen haben?"

„Muß man nicht irre werden an sich und seinem Recht?" fragte Sofia Wassilowna. „Wir sind Fremde in dieser Welt geworden, die wir nicht mehr verstehen, meine gute Sonja. Wenn wir noch ein wenig geduldet werden wollen, müssen wir uns denen unterwerfen, die herrschen."

Als Paul Alexandrowitsch gegen abend in den roten Salon trat, fand er Sonja und Nascha bei den andern. Er begrüßte sie in der greisenhaften, teilnahmslosen Art, die ihm eigen

geworden war, und hörte dann lange Zeit dem Gespräch zu, ehe er sagte:

„Mukden ist von den Japanern genommen. Kuropatkin hat die Hälfte seiner Armee verloren."

„Wassil!" schrie Sonja auf, — „mein Gott! — Wassil!"

Sofia Wassilowna ließ den Kopf bis auf die Brust sinken. Hoffnungslos sprach sie vor sich hin:

„Und nichts von Tatjana — nichts von Cyril Basilowitsch!"

„Unsere Offiziere sind Memmen! Unsere Soldaten sind Memmen!" erzürnte sich Wjera, ohne an den Kummer der andern sich zu kehren; „man hat da den Ruhm Rußlands schönen Händen anvertraut. Sie müßten alle vernichtet werden da draußen! Was soll man mit solchen Männern?"

Da sprang Nascha auf, als wollte sie sich auf die Tante stürzen, bebend vor Zorn, mit geballten Fäusten und schrie ihr zu:

„Das ist herzlos! Das ist gemein!"

Wjera war so verblüfft, daß sie kein Wort hervorbringen konnte. Sie starrte von einem zum andern, um Hilfe gegen diesen unerwarteten Angriff zu suchen. Aber niemand kümmerte sich darum, — nicht einmal ihre Tochter, deren Teilnahme auf ein verlegenes Lächeln sich beschränkte. Da raffte sie sich auf, um Nascha zu schlagen. Das kräftige, junge Mädchen ergriff sie jedoch bei den Handgelenken und drückte sie auf ihren Fauteuil zurück.

„Ich verantworte, was ich gesagt habe," erklärte Nascha.

Jetzt kreischte Wjera:

„Ihr duldet das, daß dieser Fratz mich in eurem Hause beleidigt? Ah! Das ist der Dank dafür, daß wir hergekommen sind, — daß Sascha seine Gesundheit ruiniert, um euch zu

retten. Mir das! — einer kranken und schwachen Frau! Ihr Elenden! O, ihr Elenden!"

Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und schluchzte wie ein bösartiges Kind, dem man seinen Willen nicht tun mag.

Da erhob sich Paul Alexandrowitsch und zum erstenmal seit einem Jahr nahm seine Stimme einen gebieterischen Klang an.

„Es ist genug!" sagte er laut. „Ich werde Sascha sagen, daß ich auf seine Hilfe verzichte, — daß er mit dir dorthin zurückgehen soll, woher ihr gekommen seid. Es ist alles erträglicher als die Tyrannei der Bosheit."

„Kommt!" befahl er, und alle mit Ausnahme von Wjera und Kaschka verließen das Zimmer.

Es war nahe an Mitternacht, und Sascha war immer noch nicht zu Hause. Alle waren zur Ruhe gegangen. Nur Paul Alexandrowitsch wachte noch, in seinem Arbeitszimmer langsam auf und abschreitend. Da kam Sascha.

„Du hast schlimme Nachrichten für mich," sagte der Vater, als er ihn bleich und erregt vor sich sah. Er setzte sich an seinen Schreibtisch und wartete.

„Ich war bis jetzt mit einem Kommissar unterwegs," berichtete der Sohn, „um Krasinski verhaften zu lassen. Er ist geflohen." Er stockte, um tief Atem zu holen.

„Sprich weiter," forderte der Alte ihn auf, indem er sich, wie von einer plötzlichen Schwäche übermannt, weit in seinen Stuhl zurücklehnte.

„Er hat seit Jahren deine Bilanzen gefälscht," sagte Sascha, „und dich bestohlen. Ich habe noch nicht alles feststellen können. Aber es handelt sich um große Summen. Seit einigen Tagen schon hatte ich Bedenken. Er hat sich gestern früh mit einer leichten Erkrankung entschuldigt. Aber heute erst gelang es mir, dem Verbrechen auf die Spur zu kommen."

Während der Vater mit geschlossenen Augen ihm zuhörte, schilderte Sascha, wie Krasinski zu Werk gegangen war, wie er das Bankkonto der Firma geplündert, falsche Buchungen gemacht, die Lagerbestände gefälscht und eingegangene Zahlungen unterschlagen hatte. Besonders eingehend erzählte der Sohn, wie es ihm gelungen war, einen Anhalt für seinen Verdacht zu finden, wo sein kaufmännischer Spürsinn eingesetzt hatte, um den Faden zu verfolgen, welche verwickelten Kombinationen erforderlich waren um das betrügerische Treiben bloßzulegen. Er war so stolz auf die von ihm geleistete Arbeit, so glücklich, dem Vater diesen großen Dienst erwiesen zu haben!

„Ich denke morgen mit der Bereisung deiner Fabriken zu beginnen," sagte er, „um mich persönlich von allen vorhandenen Vorräten zu überzeugen. In vierzehn Tagen werden wir dann ganz klar sehen."

Paul Alexandrowitsch richtete sich auf.

„Ich danke dir, Sascha. Ich will dich nicht länger in Anspruch nehmen. Es wäre zwecklos und grausam, dich nochmals vor dieselbe Wahl zu stellen. Ich würde dich sicherlich nicht gebeten haben zu kommen, wenn ich um deine Versöhnung mit deiner Frau gewußt hätte. Es ist unmöglich, daß wir länger beisammen bleiben können."

„Was ist das?" fragte Sascha bestürzt, „was ist geschehen?"

Der Alte schüttelte den Kopf.

„Das ist nichts, was sich mit wenigen Worten sagen ließe," erwiderte er ausweichend. „Das sind Tropfen, die endlich einen Stein aushöhlen, siehst du. Laß uns nicht davon sprechen."

Wjera wird es mir sagen, was es gegeben hat, dachte Sascha, — sie wird es mir in ihrer Weise darstellen. Dann erklärte er, einer plötzlichen Aufwallung gehorchend:

„Um nichts in der Welt werde ich dich verlassen, — um nichts in der Welt. Damals war es etwas andres, — da brauchtest du mich nicht, — jetzt aber! Und es macht mich so froh, für dich zu arbeiten.“

„Ich will es nicht,“ sagte Paul Alexandrowitsch bestimmt. „Es ist beschlossen, daß wir zugrunde gehen müssen. Wozu also?“

Sascha beugte sich über den Vater und legte seinen Arm ihm um die Schulter.

„Ich kann dich nicht so sprechen hören!“ klagte er; „dich — dich! meinen stolzen, gütigen und unbeugsamen Vater! Hast du nicht immer alles gebändigt und alles erzwungen?“

„Ich nicht, — sondern die Laune des Schicksals,“ erwiderte der Alte.

„Wie hoch hast du dir dein Glück aufgebaut!“ eiferte der Sohn. „Wie stolz und gebieterisch hat es dagestanden!“

„Auf tönernen Füßen,“ sagte Paul Alexandrowitsch; und er wiederholte, als ob er es recht seinem Gedächtnis einprägen wollte:

„Auf tönernen Füßen, — wie alles in der Welt.“ Sascha richtete sich auf und griff mit beiden Händen an die Schläfen.

„Es kann nicht sein! Es kann nicht sein!“ stöhnte er.

Der Alte erhob sich, ging an ein Fenster und sah lange in die Nacht hinaus. Sascha trat an seine Seite.

„Wenn ich es mir als eine Gnade von dir erbitte, Vater!“ sagte er. „Wie soll ich dir das erklären? — Daß du dahin gekommen bist, wie ich dich jetzt sehe, — ich habe es nicht gewußt, — habe es nicht geglaubt. Aber ich fühle es, daß ich mitschuldig daran bin, — daß ich mit beigetragen habe zu allem Leid, das dich erdrückt hat. Laß es mich wieder gut machen, soweit es in meiner Macht steht, — um meinetwillen denn,

wenn du's um deinetwillen nicht magst. Ich bin der letzte von deinen Söhnen. Ich bin berufen dir beizustehen."

Da wandte sich der Alte ihm wieder zu.

„Nicht das," wehrte er; „aber ich weiß einen andern Weg." Eine Minute lang schritt er nachdenklich auf und ab. Dann sagte er:

„Ich habe kein Recht, auf das zu verzichten, was vielleicht noch zu retten ist. Alles gehört dir und deinen Schwestern. Es darf nicht sein, daß ich noch mehr zum Betrüger an euch werde. Ich will aus allem herausgehen wie ein Bettler. Sonja wird die Mutter und mich für den Rest unseres Lebens aufnehmen."

Sascha starrte den Vater mit verzweifelten Augen an. Diese schrecklichen Worte aus dem Munde dieses ehrwürdigen Alten, der immer nur dem Edelsten und Besten nachgelebt hatte, dieses untadelhaften Charakters, der allen als ein Muster eisernen Fleißes und getreuester Pflichterfüllung vorangeleuchtet hatte, — diese erschütternde Absage an das Glück aus dem Munde dieses besten Vaters und edelsten Menschen durchrüttelte seine Seele, daß sie wie ein Baum im Sturm erzitterte. Alle Kraft, allen Willen zur Tat holte dieser Augenblick aus ihm heraus.

„Gut," sagte er, indem er scheinbar auf die Idee des Greises einging, „ich werde also für mich und meine Geschwister arbeiten, weil du es so willst. Aber du darfst Tatjana und mir nicht so wehtun, daß du dich und Mama nur in Sonjas Hände geben willst. Wir alle sind reich, — wir alle verdanken unsern Reichtum und alles, was wir sind, eurer Liebe, eurer Fürsorge, eurer Erziehung. Es muß uns erlaubt sein, daß wir gemeinsam für euch sorgen."

Paul Alexandrowitsch antwortete ihm nicht. Er ging zurück

an seinen Schreibtisch und setzte sich, nach vorn gebeugt, die Hände zwischen den Knien verschränkt.

Leise ging Sascha hinaus.

Am andern Morgen brauchte er nicht zu fragen. In ihrer gereizten, drohenden Art erzählte ihm Wjera von dem Auftritt, den sie gehabt hatte.

„Du wirst heute noch mit uns abreisen," forderte sie.

Ernst und entschlossen, wie sie ihn nie gesehen hatte, blickte er sie an, als er entgegnete:

„Nein. Du wirst mit Kaschka ohne mich nach Wiesbaden zurückgehen, wenn du es nicht vorziehst, hier im Hotel zu bleiben. Meine Eltern bedürfen meiner. Es würde zu verächtlich sein, wenn ich sie jetzt im Stich ließe."

Ihr Instinkt verriet ihr sofort, daß sie Sascha diesmal nicht durch ihre Heftigkeit sich unterwerfen würde. Irgend eine geheimnisvolle Veränderung war mit ihm vor sich gegangen, der gegenüber sie ganz anders sich verhalten mußte als bisher. Lauernd und noch unsicher fragte sie:

„Du glaubst also nicht dazu verpflichtet zu sein, mich in Schutz zu nehmen vor den Insulten deiner Leute?"

„Wenn dir unrecht geschehen ist," erwiderte Sascha, „dann wird sich später darüber sprechen lassen. Jetzt muß ich das tun, was am wichtigsten ist."

Sie war empört. Sie hatte das Empfinden, grausam und mitleidslos behandelt zu werden und die unbeschränkte Macht über diesen Mann, der seit mehr als zwanzig Jahren ihr sklavisch ergeben gewesen war, verloren zu haben. Und plötzlich erkannte sie es ganz deutlich, bis zu welchem Grade ihr körperliches Siechtum ihre Spannkraft, ihr Selbstvertrauen schon aufgezehrt hatte. Daß Sascha, dieser Feigling, mit einem eigenen Willen gegen sie aufzustehen wagte, genügte jetzt, ihr

jeden Rest von Mut zu nehmen. Da geschah es vielleicht zum erstenmal in ihrem Leben, daß sie Tränen vergoß, die aus der Tiefe ihres Herzens heraufstiegen, — Tränen von jener Art, in deren heißer Flut alles Gute sowohl, wie alles Böse von uns sich aufzulösen scheint, und die nichts andres in uns aufkommen lassen, als die schreckliche Qual des Erbarmens mit uns selbst.

Als Sascha sie mitten in dieser Verzweiflung allein ließ, war ihr das ein neuer vernichtender Schlag. Und doch war es nur die Angst vor ihrer Schwäche, was ihn zur Flucht trieb.

Er ließ sich Wjeras Kammerfrau rufen und Kaschkas Zofe, befahl ihnen die Koffer zu packen, bestellte den Wagen zur Bahn und ging selbst, um die Billette zu besorgen, die er vom Bureau aus mit einigen Zeilen an Wjera schickte. „Ich selbst werde längere Zeit von Moskau abwesend sein," schrieb er, „da ich Papas Fabriken bereise. Ich bin im Begriff zur Bahn zu fahren. Dein Zug geht um 1 Uhr 45."

Sofia Wassilowna wußte nichts von alledem, als Kaschka reisefertig sie aufsuchte und mit demselben halb leichtfertigen, halb gelangweilten Lächeln, womit sie alles tat, ihr die Hand reichte.

„Adieu, Großmama, das hat kaum gelohnt, — nicht wahr?"

„Ihr wollt fort?" fragte die Alte.

Da erklärte Kaschka mit parodistischem Ernst:

„Auf allerhöchsten Befehl meines gestrengen Herrn Vaters." Dann zeigte sie ihre schönen, weißen Zähne, lachte hell auf und lief ihrer Mutter nach, die schon am Fuß der Treppe auf sie wartete.

Eine Stunde später kam Sascha nach Hause.

„Ah! Du bist bei uns geblieben!" empfing ihn Sofia Wassilowna voll freudigster Überraschung.

Er küßte ihr mit der Inbrunst eines Beters die Hand, nd seine Stimme klang sonderbar bewegt, als er sagte:

„Ja, Mutter, — ich bin bei euch geblieben."

Nun lebten sie alle in tiefem Frieden miteinander hin, — ie Eltern, Sascha, Sonja und ihre Tochter, — Menschen, die ch durch einen Blick verständigten, mit gemeinsamen Interssen und gemeinsamen Sorgen. Gerade diese Sorgen, die immer rößer, immer bedrohlicher wurden, schweißten sie zusammen u einer trotzigen, wenn auch schmerzlichen Unzertrennlichkeit. ie Tage, die Sascha in Geschäften fern von Moskau zubringen ußte, machten sich ihnen allen wie eine tiefe Wunde in ihrem leisch bemerkbar. Die einfache Tatsache, daß er wieder zurückekehrt war und von neuem bei ihnen saß, befriedigte und ichtete sie so auf, daß die schlechten Nachrichten, die er heimrachte, verhältnismäßig leicht von ihnen ertragen wurden.

Die Defraudationen Krasinskis waren auf nahezu vier Iillionen angewachsen. Allerdings stellte der Buchwert der orhandenen Vermögensstücke immer noch eine so hohe Summe ar, daß die Firma Scheibler danach auch jetzt noch zu den eichsten Handelshäusern Rußlands zu rechnen war. Die Unöglichkeit aber, den Betrieb der zahlreichen Fabriken unter er so gründlich veränderten Konjunktur auch nur einigermaßen ufrecht zu erhalten, verschob dieses günstige Bild vollkommen. s war für die Zukunft auf keinen größeren Umsatz mehr zu echnen, als vor der Monopolisierung des russischen Zuckerandels erzielt worden war. Diese Überzeugung nahm Sascha ır Grundlage seiner Kalkulation und kam so zu dem Schluß, aß die meisten Arbeitsstätten der Firma stillgelegt werden ıüßten. Dann aber blieb von ihnen nicht vielmehr als der Vert der Terrains übrig, während die stolzen Gebäude, die esigen Maschinen elende Abbruchsobjekte geworden waren.

Auch die ungeheuren Zuckervorräte, die kolossalen Mengen von Rüben, die auf den Feldern keimten, waren nur noch mit schweren Verlusten auf den Markt zu bringen, — tief unter den Preisen, zu denen sie in die Bilanz hatten eingestellt werden müssen. Wenn man das alles bis aufs äußerste berücksichtigte, dann ergab sich als Resultat ein so geringes Betriebsvermögen, daß die Geschäfte auch in dem sehr verringerten Umfang nur mit der Unterstützung neuen Kapitals fortgeführt werden konnten.

Mit einem unendlichen Fleiß und unübertrefflicher Gründlichkeit hatte Sascha seine Berechnungen aufgestellt, ehe er dem Vater darüber Vortrag hielt.

„Wenn es dir recht ist," sagte er, „dann will ich wieder als Teilhaber in die Firma eintreten, mit demselben Betrag, wie früher. Dann sind wir unabhängiger von dem Ergebnis der teilweisen Liquidation und brauchen nichts zu überstürzen."

„Dann willst du ganz hierbleiben?" fragte Paul Alexandrowitsch.

„Natürlich —"

„Und deine Frau? Wird sie einverstanden sein?"

„Ich weiß es nicht," erklärte Sascha, während er errötete; „aber ich lebe so sehr auf in der Arbeit und empfinde einen solchen Ekel bei dem Gedanken an mein Nichtstun in diesen letzten langen Jahren, daß ich auch gegen Wjeras Wunsch bleiben werde."

„Ich kann dir nicht zureden und nicht abraten," sagte der Alte, „denn ich selbst habe weder Urteil noch Willen mehr. Tu, was du für gut findest. Ich wünschte, ich fände noch jemanden, wie dich, dem ich auch noch alle meine Gedanken aufbürden könnte. Du glaubst nicht, welch ein Verlangen nach vollkommener Stille in mir ist. Dieses Leben ist eine schreck-

liche Last, sobald wir es ganz durchschaut haben. Nur so lange bleibt es erträglich, als wir uns noch einbilden, es meistern zu können."

Er hob beide Hände und strich mit den bleichen Fingern langsam durch sein weißes Haar.

„Weißt du, Sascha, daß es morgen drei Wochen sind, seitdem uns Tatjana ihre Ankunft in Mukden gemeldet hat? Am nächsten Tag war der Feind in der Stadt. Seitdem haben wir nichts vor ihr gehört, — nicht von ihr, nicht von Cyril Basilowitsch."

„Es werden Briefe verloren gegangen sein," tröstete Sascha; „das ist bei solchem Zusammenbruch nicht zu verwundern."

Der Alte sah ihn an, schüttelte den Kopf, und ein irres Lächeln war um seinen Mund, als er sagte:

„Nein, nein — so gnädig ist man nicht mit uns."

Jäh stand er auf. Eine tiefe Falte grub sich in seine Stirne, und sein Gesicht war nun wieder von einer erzenen Starrheit.

„Wir haben nichts mehr zu hoffen, mein Sohn," beteuerte er mit drohender Stimme; — „wir haben nur noch zu fürchten."

Da wurde die Tür geöffnet. Sofia Wassilowna, von Nascha gefolgt, kam herein. Sie zitterte an ihrem Stock und machte hilflose Bewegungen mit der linken Hand, als könnte sie nicht sprechen und müßte durch Zeichen sich verständlich machen. Endlich stammelte sie:

„Dmitri ist heimgekehrt!"

VIII.

Unter den japanischen verwundeten Offizieren, die nach dem siegreichen Einzug der Truppen in Mukden in das russische

Spital gebracht wurden, befand sich der Oberst Kamura vom Stabe Oyamas. Ein Granatsplitter hatte ihm die linke Schulter aufgerissen. Man schlug im Ärztezimmer ein Bett für ihn auf. Er wollte durchaus nichts davon wissen und seinen Platz einem Schwerverletzten überlassen. Ein direkter Befehl seines Generals, der ihn hochschätzte, zwang ihn jedoch, sich der Anweisung des Arztes zu fügen. Ungeachtet des Wundfiebers, das ihn schüttelte, brachte er den Tag mit Lesen und Rauchen zu, wortkarg und verschlossen auch seinem treuen Diener gegenüber, der ihn lautlos, immer eines Befehles harrend, umschlich. Nur am Nachmittag, wenn sich die Ärzte zu kurzer Erholung im Zimmer einfanden, beteiligte sich der Oberst hin und wieder an ihren Gesprächen, um Neuigkeiten über die Verfolgung des Feindes, über den Fortgang der Aufmarschbewegungen, über die Endergebnisse der Schlacht zu erfahren.

„Wir haben einige Monate Zeit, den nächsten Schlag vorzubereiten," sagte er; „erst wird Togo arbeiten. Die Vernichtung der Flotte Rojestwenskis ist jetzt das wichtigste."

Die Herren unterhielten sich darüber wie über den Verlauf einer Schachpartie, die vielleicht noch einige interessante Züge des Gegners zeitigen könnte, in ihrem Endresultat aber unverrückbar feststand. Aus jedem Wort sprach das stolze Bewußtsein der Überlegenheit.

„Heute haben wir den armen Doktor heimgeschickt," berichtete der Oberarzt eines Tages; „der bedauernswerte Kerl war vollkommen fertig. Wo man ihn hinstellte, schlief er ein. Auch die Pflegerinnen sind abgereist — bis auf eine, mit der nicht zu verhandeln ist."

„Man wird überrascht sein im russischen Hauptquartier," sagte einer der jüngeren Herren, „wenn sie da wohlbehalten ankommen. Ein sensationslüsterner Journalist soll nach Hause



Hauptmann, Auf tönernen Füßen   I. Bd. 15

berichtet haben, daß diese Frauen alle von den Chinesen massakriert worden sind."

„Was bleibt diesen Leuten auch übrig, als zu lügen?" sagte ein andrer; „sie erfahren nichts, man sagt ihnen nichts, und daheim verlangt man ausführliche Berichte."

„Denken Sie, Kamura," nahm der Oberarzt wieder das Wort, „unter fünf russischen Offizieren, die heute gestorben sind, haben wir bei zweien nicht einmal die Namen feststellen können. In dem ganzen Spital gibt es kein Krankenjournal."

„Es ist alles verlottert," erklärte der Oberst. „Wir dürfen uns auf unsre Erfolge gar nicht so viel einbilden."

„Das ist übrigens eine sehr schöne Frau, diese Fürstin," ließ sich der Dr. Tarogo vernehmen.

„Welche Fürstin?" fragte Kamura.

„Eben die, die wir nicht loswerden können, Herr Oberst," antwortete der junge Mann. „Sie ist einen Tag vor dem Einmarsch hier angekommen, um ihren Gatten zu pflegen, der sterben wird."

„Die Ärmste!" bestätigte der Oberarzt, „sie scheint ihn sehr zu lieben. Und für diese Europäer ist selbst der Heldentod auf dem Schlachtfeld etwas Schreckliches. Sie haben nichts, das sie aufrichten könnte."

Kamura stützte sich auf den gesunden Arm und hob den Kopf aus den Kissen. Er glaubte in diesem Augenblick noch, daß nur ein allgemein menschliches Interesse ihm die Frage eingab:

„Kennen Sie den Namen der Dame?" Aber doch fühlte er eine Art unbestimmter, feierlicher Erwartung in sich.

„Sie ist eine Fürstin Oblenski," erwiderte der Oberarzt.

Der Oberst wurde so erdfahl, daß einer der Herren, in

der Befürchtung, sein Verband hätte sich gelöst, auf ihn zueilte. Er wehrte ihn ab und fragte:

„Der Vorname ist Ihnen wohl nicht bekannt?“

„Nein, Kamura —“

„Oder vielleicht der volle Name ihres Mannes —?“

„Warten Sie“ — überlegte der Oberarzt, — „ich glaube, sie nannte ihn — Cyril Ba — — Ba — —“

„Cyril Basilowitsch,“ half der Oberst ihm aus.

„Ganz recht, — Fürst Cyril Basilowitsch Oblenski, — ein blonder Riese übrigens, um den es wirklich schad' ist.“

Kamura streckte sich langsam auf sein Bett zurück und glättete mit den Händen seine Decken. Jetzt konnte ihm niemand mehr seine innere Bewegung anmerken, niemand erraten, was in ihm vorging, während er sich Wand an Wand mit dieser heißgeliebten Frau und ihrem sterbenden Manne wußte. Seine Selbstbeherrschung ging so weit, daß er mit gleichgültiger Stimme von allgemeinen Dingen sprach, um die Gedanken der andern, als ob sie unrein gewesen wären, von der ihm heiligen Gestalt Tatjanas wegzulocken. Inzwischen dachte er nur an sie, an ihr Leid, an diese unerwartete Fügung, daß er sie wiedersehen sollte, an die schicklichste Art ihr zu begegnen, dachte über jedes Wort nach, das sie miteinander gesprochen hatten und sprechen würden, und nicht zuletzt darüber, was er für sie und Cyril Basilowitsch wohl tun könnte.

Nach Stunden, als der Oberarzt von seinen Abendvisiten zurückgekommen war und, nun mit Kamura allein, sich anschickte sein Bett aufzusuchen, sagte der Oberst:

„Ich kenne diese Oblenski aus meiner Moskauer Zeit. Ich habe viel bei den Eltern der Fürstin verkehrt, — prachtvollen Menschen, denen ich sehr verpflichtet bin. Kann man nicht

ganz besondere Anstrengungen für die Rettung des Fürsten machen?"

„Es geschieht alles Menschenmögliche," entgegnete der Doktor. „Aber die Verwundung ist furchtbar; die Bauchhöhle zum Teil zerrissen, — eine schwere Leberverletzung. Er ist verloren."

„Und sie weiß das?" fragte Kamura.

„Sie wollte durchaus die Wahrheit, — ich habe ihr alles gesagt."

„Und wie trägt sie es."

„Ach, Sie wissen ja! Solange noch eine Spur von Leben im Körper steckt, glaubt niemand an den nahen Tod eines geliebten Menschen. Das ist gar weise eingerichtet."

„Wo liegt Oblenski?" forschte Kamura weiter.

„Im Saal fünfzehn."

„Läßt es sich nicht ermöglichen, daß Sie ihm ein eigenes Zimmer geben?"

„Ich habe keins."

Der Oberst dachte einen Augenblick nach.

„Wir beiden haben ein eigenes Zimmer," sagte er, „finden Sie das recht, Doktor? Diese arme Frau hat doch wahrscheinlich nicht die geringste Bequemlichkeit. Wollen Sie nicht mir zu Liebe ein kleines Opfer bringen?"

Und schon war der Oberst aus dem Bett und klingelte seinem Burschen.

„Wollen Sie wohl liegen bleiben, Kamura!" drohte der Arzt. „Sie sind noch nicht über den Berg. Und wo sollen wir bleiben?"

„Irgendwo, — im Keller, unter dem Dach, — für zwei gesunde und kräftige Männer wird sich schon eine Streu finden

lassen. Ich für meinen Teil kann unter diesen Umständen nicht hier bleiben."

Er ließ sich ankleiden, während der Oberarzt auch unter gutmütigem Poltern seinen Rock wieder anzog.

„Zum Teufel mit Ihrer Sentimentalität, Kamura! Ich bin kein Jüngling mehr — wahrhaftig! Und todmüde habe ich mich gearbeitet. Ich habe verdammt wenig Lust, von meinem schönen Bett mich zu verabschieden. Jetzt mitten in der Nacht! Warten wir doch wenigstens bis morgen."

Dabei fing er schon an, seine Habseligkeiten in einen Reisesack zu werfen.

„Geben Sie Befehl, daß man den Fürsten hierher trägt," bat der Oberst, und der andre ging, immer noch schimpfend, hinaus, um selbst den Transport zu leiten.

Kamura öffnete das Fenster, um frische Luft hereinzulassen. Dann sprengte er seinen Burschen nach frischer Bettwäsche fort und beeilte sich, in die zahllosen Dinge, die im Zimmer umherlagen, einige Ordnung zu bringen. In einer halben Stunde war alles zur Aufnahme Tatjanas und ihres Gatten bereit. Der Oberst schraubte die Lampe höher und trat auf den matterleuchteten Korridor hinaus, auf dem schon die schweren Tritte der Träger hallten und die gedämpfte Stimme des Oberarztes vernehmbar wurde. In seinen Mantel gehüllt, das Käppi tief in die Stirn gezogen, drückte sich Kamura in die Nische eines Fensters, von wo aus er die Zimmertüre im Auge behalten konnte, ohne selbst bemerkt zu werden. Und der traurige Zug kam näher.

Der Doktor, rückwärts schreitend, zuerst. Dann vier sehnige Männer, die mit äußerster Vorsicht das eiserne Feldbett schleppten, auf dem Cyril Oblenski lag. Sie stellten ihre Last vor der geöffneten Tür einen Augenblick hin. Das volle Licht

der Lampe fiel auf die Gruppe. Und jetzt erschien in diesem breiten, hellen Streifen die schlanke Gestalt Tatjanas.

Kamura erschrak. Das Fieber schüttelte ihn. Sein Herz hämmerte und seine Zähne schlugen aufeinander. Sie war es — und sie war es nicht! Die feinen Linien ihres königlichen Körpers erkannte er, die schönen und edeln Züge ihres Gesichts, diesen Sonnenglanz ihres reichen Haars. Und doch, — welch ein Unterschied zwischen damals und heute! Die frischen Farben der sorglosen Jugend waren dahin, und man wußte, wenn man in diese schmerzvollen Augen sah, daß sie unwiderbringlich dahin waren. Dieser herrliche Mund mit seiner leicht geschürzten Oberlippe lächelte nicht mehr und konnte nicht mehr lächeln. An seinen Winkeln hatten sich zwei schmale Schatten wie unerbittliche Schergen hingestellt, die ihren Gefangenen zwischen sich geknebelt haben.

Jetzt hoben die Träger das Bett wieder auf und gingen langsam hinein ins Zimmer. Tatjana folgte ihnen. Kamura sah sie noch einige Sekunden lang vor sich in der Lichtung der Tür stehen, und seine Blicke hefteten sich jetzt nur auf ihre Schultern, die sich gesenkt zu haben schienen, als hätten sie einer zu schweren Last nachgeben müssen. Dann wurde die Tür geschlossen. Der Oberst machte keinen Versuch mehr, der Fürstin zu begegnen. Was aber irgend im Bereich menschlicher Macht lag, das ersann er zu ihrem Trost, zu ihrer Hilfe, zu ihrer Unterstützung. Er trieb eine durchaus verläßliche chinesische Dienerin auf, die er Tatjana zuwies. Er bat den Marschall um die Erlaubnis, die vornehme Fremde aus dessen Küche beköstigen zu lassen, und bewog Oyama, seinen Leibarzt zu dem Verwundeten zu senden. Alles, was an Blumen erreichbar war, kaufte er auf, um Tatjanas Zimmer damit schmücken zu lassen. Nach und nach wurde ihr schlichtes Mobiliar durch einzelne reichere

und gefällige Stücke ergänzt. Auch überflüssige Dinge, die ein Heim so wohnlich machen, schöne Vasen, Bronzen, kleine chinesische Elfenbeinschnitzereien fanden sich, wie über Nacht hingezaubert, auf Schränkchen und Konsolen ein. Wohl hatte die unglückliche Frau kein Interesse an diesen Sachen und Gegenständen, aber doch fielen sie ihr auf und erweckten in ihr die Empfindung, in ihrem Schmerz, in ihrer Verlassenheit, von dem Mitleid und der Fürsorge zartfühlender Menschen umgeben zu sein. Vor allem erfüllten sie die rastlosen Bemühungen der Ärzte um Cyril mit leidenschaftlicher Dankbarkeit. Sie sah, daß nicht das geringste versäumt wurde, daß sie in langen Konsilien immer wieder über neue Versuche berieten, ihm Linderung zu schaffen, seine Kräfte zu heben, die Fortschritte seiner Leiden aufzuhalten. Und es ging ihr genau so, wie der Oberarzt zu Kamura gesagt hatte. Solange sie Atem und Herzschlag ihres Kranken noch hörte, lebte immer noch ein wenig Hoffnung in ihr, glomm in ihrer Seele, wie ein Fünkchen unter Asche.

Ein einzigesmal in all den Tagen schien Cyril sie erkannt zu haben. Das war am Sonntag nach ihrem Einzug in das Ärztezimmer. Ein sonniger Morgen war es. Die Dienerin hatte das Fenster geöffnet und der Frühling war hereingekommen mit Licht und Luft und Wärme. Und er hatte sich mit all seinem Lebenszauber über Cyril Basilowitsch gebeugt und seine bleiche Stirn wie mit Schöpferodem angehaucht. Da war es leise und flüchtig, nur wie der Widerschein eines Lächelns, über das entstellte Antlitz des Kranken hingeflogen, und dann — dann hatte er die Augen aufgeschlagen, — nicht unruhig, nicht suchend, nicht überrascht, mit einem einzigen, aber wunderbar durchseelten Blick, der unmittelbar dem Blick Tatjanas begegnet war, sein Leiden, seine Liebe, sein Glück vor ihr

enthüllend, so jäh und vollkommen wie ein Tor, das auf Geheiß einer Zauberformel aufspringt. Nur drei oder vier Sekunden lang. Dann hatten sich die Lider aufs neue geschlossen und alles war wieder so traurig und still geblieben wie vorher.

Dieser eine Blick aber, dieses blitzartige Vorüberzucken des Bewußtseins war Tatjana als eine Verheißung des Lebens erschienen. Sie rief sich immer wieder diesen Moment ins Gedächtnis, wenn sie der Verzweiflung nahe war. Immer wieder knüpfte sie die brüchigen Fäden ihrer Hoffnung daran, an denen sie sich weiter tastete von Tag zu Tag. Es war ein Rätsel, woher ihr zarter Körper die Kraft nahm, nun schon zwei Wochen lang den Anstrengungen des Wachens bei Tag und Nacht standzuhalten. Manchmal wohl zwangen die Vorstellungen der Ärzte, die Bitten ihrer Dienerin und ihre völlige Erschöpfung sie dazu, angekleidet auf ihrem Bett ein wenig Schlaf zu suchen. Aber nach kaum einer Viertelstunde raffte sie sich immer wieder auf, untröstlich über ihre Schwäche und Pflichtvergessenheit.

Da griff der Oberarzt zu einer List. Er fing an, ihr Hoffnung auf die Wiedergenesung ihres Mannes zu machen, — zuerst ganz vorsichtig und unbestimmt, — bald aber zuversichtlicher, freudiger, von Tag zu Tag sie mehr darin bestärkend. Und endlich sagte er ihr:

„Ich habe ein starkes Bedenken, Madame. Wenn der Patient nun zum Bewußtsein erwacht, muß es unsre erste Sorge sein, ihm jede Aufregung fernzuhalten. Wir werden Sie dann eine lange Zeit aus diesem Zimmer entfernen müssen, — bitte, lassen Sie mich aussprechen. Ihre Nerven sind derart erschüttert, Ihr Aussehen ist so furchtbar beunruhigend, daß der Fürst bei Ihrem Anblick sich entsetzen würde."

Tatjana widersprach, bat, weinte, — der alte Herr blieb hart. Ganz allmählich nur ließ er sich seinen Vorschlag abringen.

„Wenn Sie sich einigermaßen erholen würden, Madame — dann ließe sich darüber reden. Wenn Sie mir versprechen würden, zweimal täglich je eine Stunde spazieren zu gehen, Ihre Mahlzeiten regelmäßig einzunehmen und die Nächte hindurch zu schlafen, — — oh! Sie brauchen nur einige Tage, um ein ganz andrer Mensch zu werden. Aber nur dann könnte ich Ihnen erlauben, während dieser gefährlichen ersten Genesungsperiode bei Ihrem Gatten zu bleiben, — nur dann. Ich sage Ihnen, es ist ein Wunder, wenn wir ihn durchbringen."

Jetzt versprach sie ihm alles. Sie glaubte fest an die Aussichten, die er ihr gemacht hatte, und mit derselben Energie, womit sie jedes Ruhebedürfnis ihres Körpers bisher überwunden hatte, zwang sie sich jetzt dazu, für die kommenden Tage des Glücks nach den Anweisungen des Arztes sich vorzubereiten und zu stählen.

Allabendlich nahm nun eine Dame vom japanischen Roten Kreuz Tatjanas Platz am Bette Cyrils ein, während sie schlief. Und sie lebte auf unter dem barmherzigen Betrug ihrer seligen Erwartung.

Eines Morgens erwachte sie spät aus einem unendlich schönen Traum. Die Pflegeschwester, der Oberarzt und die Dienerin umstanden ihr Lager. Der würdige alte Herr nahm ihre Hände fest in die seinen und sagte:

„Seien Sie gefaßt —"

Tatjana schrie auf. Sie stieß den Doktor zurück, sprang aus dem Bett und war an Cyrils Seite, ehe jemand es hindern konnte. Sie warf sich schluchzend über den starren Leib des Toten, rief seinen Namen, küßte verzweifelt seinen stummen

Mund, nahm seinen bleichen und kalten Kopf zwischen ihre Hände. Es konnte nicht sein, — es konnte nicht! Alle mußten sich täuschen! Er mußte die Augen aufschlagen, — er mußte sie hören und ihr antworten! Cyril! Cyril!

So grausam und herzlos konnte Gott nicht sein. Eine Versuchung, — nichts als eine Versuchung! Von neuem würde plötzlich dieses Herz zu schlagen anfangen, würden diese Lippen sich bewegen, diese Hände nach ihr sich ausstrecken.

Cyril! Cyril!

Und alle Erinnerungen an die goldigsten und duftigsten Stunden ihrer Liebe rasten durch ihre Seele. Alle Schauer ihrer glückseligen Gemeinschaft zitterten in ihr auf, — ihr Leben an der Seite des Geliebten streckte sich vor ihr hin wie ein lachendes Tal im Blütenkleid eines verschwenderisch reichen Frühlings, das sie heiter durcheilten, Schulter an Schulter, gleich fröhlichen Kindern. Da reckte sich plötzlich mitten auf ihrem Weg eine furchtbare, drohende Gestalt vor ihnen auf, alles mit ihrem schrecklichen Schatten verdunkelnd und ihre mitleidlose Stimme brauste wie ein Donner daher: zu Ende! zu Ende!

Es war zu Ende. Das alles gehörte der Vergangenheit an. Was war sie noch, Tatjana, die mit allen Lebensnerven in der Liebe und Zuversicht zu diesem Manne gewurzelt hatte, der nun kalt und tot war? Sie fühlte sich abwelken gleich einem Ast vom Baum, den der Blitz gespalten. Und sie entsetzte sich vor dem Leben, das noch in ihr war, vor der Kraft, die er ihr noch gelassen hatte, und die sie zwang, langsam und duldend sich aufzuzehren, statt teilzuhaben an der Erlösung seines Todes.

Cyril! Cyril!

Mit gebrochener Stimme schrie sie diesen Namen, reckte

die Arme mit gerungenen Händen über sich, in den Knien sich aufbäumend: Cyril! Cyril!

Die japanische Krankenschwester und die Dienerin hoben sie auf. Sie ließ alles mit sich geschehen. Der Oberarzt gab in seiner Muttersprache einige Anweisungen, ehe er sich entfernte. Die beiden Frauen kleideten Tatjana an, nahmen sie in die Mitte, führten sie aus dem Zimmer, über den langen Korridor, über die Treppe ins Freie. Vor dem Hause wartete eine Rickschah mit zwei Trägern. Man hob die Fürstin hinein; die Japanerin setzte sich neben sie, und die beiden halbnackten Männer liefen mit ihrer Last eilig, unter beständigen Rufen, durch das dichte Gedränge der belebten Straßen. Dann zur Stadt hinaus, auf einsamen Wegen, zwischen zertretenen Saaten hin, bergauf, bergab. Tatjana sah nicht und hörte nicht. Die Menschen, diese Stadt, das Land — das alles existierte nicht für sie, — das alles war ihr gleichgültig, ein Nichts, ein Nebel, durch den sie hindurchgehen konnte. Sie wußte nicht, wieviel Zeit verstrichen war, als die Rickschah wieder vor dem Spital anhielt und zwei Hände sich ihr entgegenstreckten, um ihr herauszuhelfen.

„Tatjana Pawlowna," sagte eine weiche Männerstimme, die vor tiefer Bewegung zitterte.

Es war Kamura, der auf sie gewartet hatte, der Wort für Wort sich überlegt gehabt hatte, wie er sein Beileid ihr aussprechen würde, und der jetzt nicht imstande war, mehr als ihren Namen über die Lippen zu bringen.

Sie achtete nicht auf ihn. Sie wußte nicht, daß er sie stützte, als sie die Treppen hinaufstieg. Die Dienerin öffnete die Tür des Zimmers und der Oberst folgte der Fürstin hinein.

Man hatte das Totenbett in die Mitte gerückt und mit schwarzen Tüchern bedeckt. Cyril Basilowitsch lag, mit seiner

Uniform bekleidet, darauf. Ihm zu Häupten brannten sechs Kerzen. Ihm zu Füßen auf einem chinesischen Taburett lagen seine Waffen und sein Helm, auf einem Kissen seine Orden. Bestürzt blieb Tatjana in einiger Entfernung stehen. Dann schlich sie leise, auf den Zehen, näher, beugte sich wie eine Lauschende vor und verharrte minutenlang in dieser Stellung. Und plötzlich fühlte sie den brennenden Wunsch, diesen wehmütigen und rührenden Gedanken, der sie bewegte, irgend jemandem mitzuteilen. Sie wandte sich vorsichtig nach Kamura um, die Hand auf dem Herzen, als wollte sie seinen Schlag anhalten und sagte flüsternd:

„Er schläft."

In diesem Augenblick aber erkannte sie auch das Gesicht des Freundes aus frühen, frühen Tagen. Von seinen Gefühlen überwältigt, ergriff er ihre Hand und bat sie flehentlich:

„Bleiben Sie stark, Tatjana Pawlowna. Das Glück, das wir einmal besessen haben, kann zu Ende gehen, — aber niemand kann es uns nehmen."

Sie verstand ihn. Sie ging zur Bahre zurück und betastete voll ehrfürchtiger Scheu die eiskalte Stirn ihres Toten. Dann glitten ihre Finger über den goldbetreßten Uniformrock hin.

„Sie haben das veranlaßt," sagte sie, „ich danke Ihnen."

Suchend schickte sie den Blick durchs Zimmer und schritt dann auf eine Vase zu, in der halbverwelkte Blumen von gestern standen. Als sie danach greifen wollte, hob Kamura eine Korbschwinge von der Erde auf, ganz gefüllt mit frischen Blüten und Blättern.

„Das wollte ich Ihnen überlassen, Tatjana Pawlowna," erklärte er.

Sie nickte. Nun standen sie nebeneinander an der Leiche. Der Oberst hielt die Schwinge, und Tatjana schöpfte mit beiden

Händen daraus, um diese farbenfrohen und duftenden Symbole der Vergänglichkeit über den Toten auszustreuen und zu beiden Seiten seines Hauptes aufzuhäufen.

Kein Wort sprachen sie miteinander. Er allein dachte über die sonderbare Fügung nach, die sie beide an der Bahre dieses Mannes zusammengeführt hatte. Doch als sie jetzt ihm sich zuwandte, um ihm von neuem für seine Güte zu danken, sah sie Tränen in seinen ernsten Augen. Und plötzlich wußte sie, daß er es gewesen war, der in all diesen schweren Tagen mit seiner Freundschaft ihr nahe geblieben und so unendlich viel für sie und Cyril getan hatte. Auch, daß er sie einmal geliebt hatte, fiel ihr ein, und sie dachte zugleich an einen möglichen Zusammenhang dieser Liebe von einst mit seinem jetzigen Verhalten. Das schmerzte sie. Sie hätte ihm sagen mögen: verraten Sie sich nicht, — um Gottes willen verraten Sie sich nicht, damit ich nicht den einzigen Freund verliere!

Da sagte er:

„Haben Sie Ihren Eltern Nachricht gegeben, Tatjana Pawlowna? — Darf ich es für Sie tun?"

„Ich bitte darum, Herr Oberst."

Instinktiv nannte sie ihn mit seiner Charge, und er verstand es so, daß sie die trennende Wand einer strengen Etikette gegen ihn aufrichten wollte.

„Sie müssen mir in dieser Situation verzeihen," entschuldigte er sich, „daß ich mich Ihnen derart aufdränge. Sie bedürfen eines Freundes. Und Sie haben zu bestimmen, Fürstin, wie ich mich Ihnen nützlich machen darf."

Da überkam sie eine tiefe Rührung, ein unüberwindliches Mitleid mit ihr selbst und diesem Mann, der seiner hoffnungslosen Liebe so treu geblieben war und sich so tapfer verleugnete. Sie reichte ihm ihre Hand.

„Wir alle geraten immer tiefer in Ihre Schuld, Herr Kamura," sagte sie.

Wie ein Knabe errötete er und wehrte ab: „Das dürfen Sie nicht sagen, Tatjana Pawlowna."

Und er gewann es über sich, von der Notwendigkeit ihrer baldigen Abreise mit ihr zu sprechen. Er schlug ihr vor, sie unter Bedeckung ihren Landsleuten zuzuführen, und nahm ihr das Versprechen ab, mit dem ersten Zug in die Heimat zurückzufahren. Während er in diesen letzten Tagen bisweilen sein Herz von einer gewissen Zuversicht überrascht gefunden hatte, war es ihm jetzt völlig klar, daß diese grausame Wiederbegegnung mit der Geliebten nur mit einem neuen Verzicht für ihn enden mußte. Diese schmerzliche Überzeugung gab seinen Ausführungen eine fast fanatische Dringlichkeit, die deutlich genug den Kampf in seinem Innern, zugleich aber auch den festen und ehrlichen Willen verriet, sich selbstlos aufzuopfern.

Während Tatjana ihm zuhörte, wurde ihre Seele von dem Heroismus seiner Selbstverleugnung ergriffen und begann sich aufzurichten unter der furchtbaren Last ihrer Trauer.

„Sie haben die Pflicht, für Ihr Kind zu leben," sagte Kamura, „ja noch mehr! Die Pflicht, Ihre Leiden in sich zu verbergen, damit Sie das Herz Ihres Knaben nicht vor der Zeit verdüstern. Solch ein Kind braucht Sonne, wie eine junge Pflanze. Wenn wir zu Jahren gekommen sind, mögen wir von unsrer eignen Kraft zehren können und eine lange Finsternis ertragen. Wenn man uns nur in der Jugend nicht hat verkümmern lassen, wenn man uns nur da nicht bestohlen hat um die Liebe, um die Fröhlichkeit, um die naive Bewunderung der Schönheitsschminke dieser Welt. Der Idealismus, die hoffnungstolle Überschätzung des Lebens ist ein wertvolles Recht der

Jugend. Und ich meine, Tatjana Pawlowna, eine Mutter hat keine vornehmere Pflicht, als ihrer Kinder Herz bis zum Rande damit anzufüllen."

„Würden uns die Enttäuschungen nicht weniger hart treffen," fragte Tatjana, „wenn man uns niemals an das Glück gewöhnt hätte?"

„Sicherlich nicht," widersprach er eifrig. „Die schönen Erinnerungen sind es, die unsre Schmerzen über die feige Empfindung der Ohnmacht vor der Brutalität des Schicksals emporheben. Mit diesem unverlierbaren Reichtum in uns können wir niemals ganz arm werden."

Sein Gesicht wurde hart; seine lebhaften Augen schlossen sich ein wenig, und dem Klang seiner Stimme merkte man es an, mit welcher Mühe er sich behauptete.

„Und wenn wir einen Menschen verlieren, Tatjana Pawlowna," sagte er, „dem wir ganz gehört haben, dann fragen wir uns doch zuerst, was wir zu tun schuldig sind, um sein Andenken zu ehren und seine vollkommene Herrschaft über unser Herz auch nach seinem Tode zu beweisen. Nun gut, — gibt es einen bessern Weg für Sie, als den, daß Sie sich ganz der Erziehung Ihres und seines Sohnes widmen?"

Sie hob den Kopf, sah den Freund mit ruhiger Entschlossenheit an und stimmte ihm zu:

„Nein, — es gibt keinen bessern Weg."

Sie schämte sich ihrer Schwäche, ihrer innern Haltlosigkeit immer mehr, je länger Kamura zu ihr sprach. Bald war es nun gerade die Gewißheit, daß er sie immer noch liebte, was seinem rastlosen Zuspruch einen so hohen Wert für sie gab und ihr eine bewundernde Achtung vor seinem Charakter abzwang. Er gab ihr ein unübertreffliches Beispiel dafür, wie man Herr über seine Leiden und Schmerzen bleiben müßte und wie man

die Forderungen seines eigenen Herzens den Geboten der Pflicht unterzuordnen hatte. Es kam ihr nicht ein einzigesmal der Gedanke, daß sein Benehmen gegen sie irgend eine Abwehr nötig machen könnte. Sie wußte, daß sie in jeder Lage seinem Schutze sich überlassen durfte.

Als er ihr sagte: „Wir haben nur eine wirksame Waffe gegen das Schicksal — den Trotz zum Guten," — da konnte sie sich nicht enthalten, ihm zu antworten:

„Dann, Herr Kamura, hat das Schicksal über Sie gewiß keine Macht."

Seine Augen wichen den ihrigen aus und sein Mund zwang sich zu einem Lächeln, das ihr unbeschreiblich wehtat.

Er war an ihrer Seite, als Cyril Basilowitsch mit militärischem Gepränge beerdigt wurde. Er war bereit, sie zu stützen, als die Salven über das Grab donnerten, und als sie die Schaufel ergriff, um drei Häufchen Erde auf den Sarg zu schütten. Aber seine Nähe allein gab ihr die Kraft, sich aus eignem Willen aufrecht zu halten und nicht einen Augenblick zu wanken, während das Glück ihres Lebens zu ihren Füßen verscharrt wurde.

Zwei Tage später trennten sie sich. Fünfhundert Schritte vor der russischen Feldwache, die von der Ankunft der Fürstin verständigt war, nahm Kamura Abschied. Er stieg vom Pferde, Tatjana verließ die Rickschah und entfernte sich mit ihm eine kurze Strecke weit von der Reiterpatrouille, die bisher ihre Bedeckung gebildet hatte:

„Leben Sie wohl, mein Freund," sagte sie endlich, als er immer noch keine Anstalten machte zu sprechen. „Ich werde nie vergessen, was alles ich Ihnen verdanke. Ich hoffe, daß wir uns einmal wiedersehen werden, wenn dieser furchtbare Krieg vorüber ist."

Der Oberst schüttelte den Kopf, während seine Linke den

Säbelkorb umkrampfte und seine Rechte auf seinem Rücken sich verbarg, damit er der Versuchung, Tatjanas Hände zu ergreifen, besser widerstehen konnte.

„Ich werde Sie nicht mehr wiedersehen, Tatjana Pawlowna," sagte er entschlossen.

Voll tiefer Rührung richteten sich ihre Augen auf ihn.

„Sie haben gesehen, wie das Leben uns durcheinander wirft," erwiderte sie. „Ich möchte Ihnen gern einmal beweisen, daß ich Ihre Ratschläge beherzigt habe. Ich, Herr Kamura, würde mich sehr freuen, wenn wir uns neuerdings einmal begegnen könnten."

Da ging ein Zucken über sein Gesicht. Sein Kopf schien sich zwischen die Schultern zu ducken, — seine Lippen wurden bleich und wächsern.

„Und ich, Tatjana Pawlowna, — ich will und darf diese Gelegenheit nicht mehr suchen."

Er riß sich zusammen, er schlug die Hacken aneinander und mahnte:

„Es ist Zeit, — man erwartet Sie drüben, Tatjana Pawlowna. Wenn ich Sie bitten darf, — Ihren Eltern alles Beste — und Ihrem Buben, — — warten Sie, ich bitte: warten Sie —"

Er zog seine Uhr und löste eine sehr alte japanische Goldmünze von der Kette los, um sie der Fürstin zu geben.

„Das bringen Sie ihm von mir, — es ist ein Familientalisman, der sich durch zehn Generationen vererbt hat. Er soll ihm Glück bringen, Ihrem Buben. Machen Sie mir die Freude."

Sie wollte ihm danken, sie wollte noch irgend etwas sagen; aber die Kehle war ihr wie zugeschnürt. Sie reichte ihm die Hand, die er ehrfurchtsvoll und feierlich küßte. Dann

wandte sie sich ab und schritt langsam auf dem schmalen Weg ihren Landsleuten zu. Man sah, wie sich der Offizier drüben aus dem Sattel schwang und ihr entgegenkam. Ehe sie sich trafen, sprengte Kamura mit seinen Dragonern wieder zum Lager zurück.

IX.

Ilja Iwanowitsch hatte eines Tages aus irgend einem Anlaß das Geheimfach seines Kassenschranks durchstöbert und war dabei auf den Schmuck der Fürstin Kasimir Oblenski gestoßen, auf diesen unseligen Schmuck, der das Verhängnis Peter Iljanowitschs geworden war und auch jetzt noch zum Beweis seiner Schuld werden konnte. Damals hatte ihn der vorsichtige Vater im Schreibtisch des verbrecherischen Sohnes entdeckt, ihn sorgsam beiseite gebracht und ihn vergessen.

Zum Teufel auch! Jetzt wollte er das Ding doch einmal mitnehmen und irgendwo in die Moskwa werfen. Zu diesem Zweck hatte er es tagelang in einem Schränkchen seines Schlafzimmers verwahrt. Doch als er es endlich hervorgeholt hatte, um sich damit auf den Weg zu machen, waren ihm Zweifel über die Notwendigkeit dieser unökonomischen Exekution gekommen. Er hatte sich eine Stunde hindurch den Spaß gemacht, die herrlichen Steine aus ihrer Fassung herauszubrechen, hatte die schönsten davon ausgewählt und war zum Juwelier gefahren, um für seine Schwiegertochter, die ihn so sehr verwöhnte, eine prächtige Agraffe daraus fertigen zu lassen.

Damit hatte er sie nun heute überrascht.

„Papa muß unter Kuratel gestellt werden," scherzte Warja, als er das kostbare Geschenk sah, „wo ist denn ein Anlaß zu dieser Verschwendung?"

„Es gibt immer eine Veranlassung, gegen schöne Frauen

liebenswürdig zu sein, Herr Spar—rat," lachte Ilja Iwanowitsch.

„Ich werde ausziehen," erklärte Grigori, „wenn ihr beide nicht aufhört, meiner Frau den Hof zu machen."

„Aber ich bleibe," sagte die Beschenkte, indem sie ihre schimmernden Zähnchen zeigte, — „ich habe nichts zu klagen."

„Sie wird dann immer noch zwei Bewunderer haben statt eines einzigen, wenn sie mit dir ginge," erläuterte Ilja ihren Entschluß, „und du, mein Lieber, würdest allein dabei verlieren."

„Oho — oho!" wehrte Grigori.

Alle lachten. Sie waren ein Herz und eine Seele. Vier Menschen, die in ihren Ansprüchen und in ihren Grundsätzen wunderbar übereinstimmten, sozusagen: durchtränkt von Zufriedenheit. Jedes bemühte sich, dem andern angenehm zu sein, um selbst wieder von den Reflexen der guten Laune aller zu profitieren. Dabei hatten sie sich einen albernen Ton angewöhnt, eine beinahe kindische Art, aus den einfachsten Dingen ein Tröpfchen Witz herauszupressen, und gefielen sich in dieser Schlafrockbehäbigkeit minorenner Geister ganz ausgezeichnet.

Ilja Iwanowitsch war mit einem Schlage müde geworden. Aber wieder hatte sein Glück sich ihm bewährt, indem es ihm für diesen Augenblick des Ruhebedürfnisses die noch ganz unbekannte Freude einer anmutigen Häuslichkeit bereitgehalten hatte. So mußte es kommen, dachte er, — früher hätte ich nichts damit anzufangen gewußt. Und er streckte und rekelte sich darin, beschränkte sich weise auf die erlesensten Genüsse des Gaumens und vermied jegliche Aufregung. Selbst die Politik, die ganz Rußland in Atem hielt, hatte er nur in kühler Gelassenheit zu besprechen sich gewöhnt. Die Vernichtung der stolzen Armada Rojestwenskys war an seinem Tisch zwischen Fisch und Fleisch abgetan worden, während er die Erwähnung

der revolutionären Vorgänge im Innern des Landes einfach mit einem strengen Verbot belegt hatte. „Ich bin nicht dazu da," versicherte er, „mir durch diese blöden Scheußlichkeiten Appetit und Schlaf rauben zu lassen. Den klugen Leuten in Rußland ist es immer sehr gut gegangen unter der Selbstherrschaft, und die Esel sind überall die Dummen."

„Wir wollen ins Musikzimmer gehen," forderte der Alte jetzt auf; „Anna Nikolajewna, du wirst mich für mein königliches Geschenk bezahlt machen, indem du mir einige Liedchen vorsingst. Ich bin Kaufmann und habe in meinem Leben noch nichts umsonst gegeben."

„Ich will jeden Tag etwas singen," versicherte die junge Frau mit verschmitztem Lächeln.

„Wenn du ihr jeden Tag etwas schenkst," deklamierte Warja mit scheinbarer Entrüstung. „Ich will eine Frau suchen, die noch schöner singen kann und dir noch geschickter um den Bart geht."

„Darüber sollst du wohl alt und grau werden, Brüderchen," rühmte Grigori, indem er Anna Nikolajewna seinen Arm um die Taille legte und sie verliebt auf die Schläfe küßte.

Die glückliche Empfängerin aller dieser Huldigungen trällerte ein silbernes Lachen, entwischte ihrem Mann und lief den dreien voraus in den Musiksaal. Warja war am flinksten hinter ihr her. Sie stürzten sich schon auf den Notenschrank, begierig einander zuvor zu kommen, als Ilja Iwanowitsch und Grigori das Zimmer betraten. Es gab einen langen Streit darüber, was die junge Frau zum besten geben sollte, als ob die wichtigsten Dinge davon abhängig gewesen wären. Grigori liebte es nicht, daß sie die frechen französischen Liedchen sang, die gerade von den beiden andern Männern so eifrig bevorzugt wurden. Er wollte durchaus den roten Sarafan hören, dieses

alte Volkslied, das ihm im Grunde genommen höchst gleichgültig war. Aber er hatte es einmal genannt, da ihm kein andres eingefallen war, und nun tat er ganz begeistert dafür. Man überstimmte ihn jedoch. Warja machte einige Witze über den abgeleierten Rührbrei, der seinem musikalischen Empfinden gradezu Kratzwunden beibrächte, und, unter einem letzten schwachen Protest des Bruders, setzte er sich an den Flügel und paukte die ersten Takte eines Pariser Gassenhauers.

„Bravo! Bravo!" rief Ilja Iwanowitsch lachend. Und Anna Nikolajewna sang mit ihrer frischen, gut geschulten Stimme, mit keckem Mienenspiel, mit gelungener Nachahmung der Gesten, die sie den Berufssängerinnen abgelauscht hatte.

Man war in übermütigster Stimmung. Ilja ließ Champagner bringen und kredenzte seiner Schwiegertochter selbst ein Glas, indem er sie feierte, ihr zutrank und sich dann den Schnurrbart abtupfte, um sich von ihr küssen zu lassen. Da fiel Warja mit einem Tusch ein, während Grigori applaudierte.

„Einen Walzer! Einen Walzer, mein Bürschchen" kommandierte der Alte und schleifte mit Anna über das Parkett, als die reizenden Stimmen aus dem Wiener Wald durch den Saal prickelten.

In diesem Augenblick öffnete Paul Alexandrowitsch die Tür und trat, gefolgt von Sonja und Tatjana, herein. Ilja und die Seinigen waren von dem plötzlichen Erscheinen dieser in tiefste Trauer gekleideten Gestalten peinlich überrascht. In offenkundiger Verlegenheit ließ Slukoff seine Schwiegertochter stehen und ging zögernd den Verwandten entgegen. Warja klappte den Flügel zu und erhob sich hastig. Anna streifte mit dem langen Ärmel ihres Kleides ein Champagnerglas vom Tisch, als sie mit Grigori zusammen den Besuchern sich näherte.

„Das ist schön von euch," stotterte Ilja Iwanowitsch und

schüttelte dem Greis die Hand. „Man hat sich lange nicht gesehn, — das muß wahr sein, — verdammt lang."

„Es tut mir leid, daß wir euch stören," antwortete Paul Alexandrowitsch.

„Stören? — Unsinn!" entschuldigte sich Ilja, „das ist doch keine Beschäftigung, ganz und gar keine Beschäftigung. Das kommt so, wenn man nichts anzufangen weiß mit seiner Zeit."

Warja und Grigori boten ihnen Stühle an, und nachdem alle sich gesetzt hatten, sagte Paul Alexandrowitsch:

„Wir kommen, um Abschied zu nehmen."

„Ihr wollt eine Reise machen?" fragte Slukoff. „Das ist recht, das ist wirklich ein guter Gedanke. Neue Eindrücke, die sind in der Tat unbezahlbar."

„Es handelt sich nicht bloß um eine Reise," erklärte Scheibler.

„Wir wollen alle nach Deutschland gehen," ergänzte Sonja, „um dauernd dort zu bleiben."

„Wie? Was?" verwunderte sich Ilja Iwanowitsch, — „und das sagt ihr so ruhig? Ihr könnt es über euch gewinnen unser teures Rußland zu verlassen? Ja, glaubt ihr denn, daß man noch irgendwo anders vernünftigerweise leben kann, wenn man bei uns gelebt hat?"

Paul Alexandrowitsch schaute ihn mit müden Augen an. Seit dem Tode Cyrils trug er den Kopf nicht mehr so steif im Nacken. Sein Kinn drückte sich unter dem ehrwürdigen, weißen Bart auf die Kravatte, und wenn er zu jemandem aufsah, dann stiegen seine blaugrauen Pupillen bis an den Wimperrand der schweren Augenlider, so daß das Weiße, von unzähligen Blutäderchen durchzogen, hervorzuquellen schien.

„Dir hat Rußland alles gegeben, was du verlangt hast,"

sagte er, „und hat dir nichts genommen, um das du geklagt hättest. Warum solltest du anders sprechen?"

„Dmitri ist unten im Wagen," erinnerte Sonja; „es ist ihm zu beschwerlich heraufzukommen. Willst du nicht gehen, Ilja Iwanowitsch, ihm die Hand schütteln?"

„Sicherlich will ich das," sagte Slukoff, indem er eilig aufstand. „Ich will sorgen, daß wir ihn alle zu sehen kriegen."

Mit schnellen Schritten verließ er das Zimmer.

„Er ist immer bei guter Laune," lobte Anna Nikolajewna, während sie alle mit einem Blick auf seinen elastischen Gang aufmerksam machte, „und von unerschöpflicher Herzensgüte, fortwährend darauf bedacht, einem von uns eine Freude zu machen."

„Ein Musterpapa," behauptete Warja mit einem fröhlichen Lächeln.

„Gott erhalte ihn," sagte Grigori salbungsvoll. Dann, um über das Schweigen hinwegzuhelfen:

„Warum in aller Welt, Onkel Paul Alexandrowitsch, wollt ihr auswandern? In unserm getreuen Moskau hier hat es doch wahrlich keine Gefahr. Und was kümmert es uns, wenn sie draußen in den Provinzen sich die Schädel einschlagen? Das alles wird vorübergehen, als ob nichts gewesen wäre. Diese Ruhestörer werden es schon noch einsehen lernen, daß der Kosak ein unsterbliches Wesen bei uns ist, und alle die großen Mäuler werden eines Tages wieder stumm werden."

Paul Alexandrowitsch nickte.

„Das ist es, was ich erwarte. Alle diese grausamen Operationen und Schritte werden umsonst getan sein, und diese Fäulnis wird ungehindert ihren Fortgang nehmen. Die Selbstsucht und die Niedertracht werden sich noch ärger aufblähen als bisher, und ein noch frevelhafteres Spiel mit dem Leben

und Eigentum der Nation treiben. Und Rußland wird sich auffressen, wie ein Krebsgeschwür."

Er sprach diese furchtbare Prophezeiung mit einer so starren Überlegenheit aus, daß niemand den Mut fand ihm eine andre Meinung entgegen zu halten. Aller bemächtigte sich ein Grausen.

Warja rettete die Situation, indem er Tatjana nach ihrem kleinen Söhnchen befragte.

„Es geht ihm gut," sagte sie, „da er noch nicht weiß, was das Leben ist."

Ein Diener öffnete die Tür, und auf den Arm seines Bruders Ilja gestützt, kam Dmitri Iwanowitsch herein. Unter der linken Achselhöhle hatte er eine Krücke. Ein langer Gehrock verhüllte den elenden Stumpf seines linken Beins, nur das rechte war sichtbar. Sein gewaltiger Körper strotzte noch immer von Kraft und Gesundheit, wodurch der Eindruck seines Krüppeltums und seiner Hilflosigkeit noch aufdringlicher und erschütternder wurde. Das tiefgebräunte Gesicht des sechsundvierzigjährigen Mannes war ganz durchfurcht von Falten, die ihm trotz seiner Frische etwas Greisenhaftes, Mitleiderregendes gaben.

Die Neffen Slukoff und Anna Nikolajewna gingen auf ihn zu und begrüßten ihn. Sonja schob ihm einen Stuhl zurecht.

„Er hat mich herauftragen lassen," sagte Dmitri, mit einer Kopfbewegung auf Ilja Iwanowitsch zeigend; „er hat euch durchaus einen Helden der ruhmreichen Armee vorführen wollen."

Das klang zum Erbarmen höhnisch und bitter. Sehr zur Unzeit versuchte der Bruder, mit einer großen Phrase ihn zu trösten.

„Das ist ehrenvoll, mein Lieber," sagte er, „jedenfalls kannst du stolz sein, — das ist eine Auszeichnung, wie du dich fürs Vaterland geopfert hast."

Zornig lachte der Krüppel auf.

„Gib mir mein Bein wieder und laß das Vaterland zum Teufel gehen! Ach, wie sich das hinter dem Ofen alles so schön anhört. Ihr Filzschuhpatrioten! — nehmt mir das nicht übel. Schade, daß man euch am Ende des Krieges nicht eine nette Revue vorführen kann, wie ich mir das so denke. Väterchen Zar müßte auch zusehen mit allen seinen Ratgebern. Wißt ihr, — beiläufig so: im ersten Treffen die Verstümmelten, die Einarmigen, die Armlosen, die mit einem Bein wie ich, die Elenden, denen man beide Beine amputiert hat, dann auf Schubkarren die gliederlosen Rümpfe, diese erbarmungswürdigen Portionen Menschenfleisch, denen man nur ihren Kopf gelassen hat, um über ihr Unglück nachzudenken. Im zweiten Treffen etwa die unheilbar Kranken, diese Armee von Siechen, von Schwindsüchtigen, Gichtbrüchigen, Aussätzigen, die nur noch heimkommen, um hier zu sterben. Dann die Gefallenen, auf Haufen zusammengeworfen, wie man sie dort draußen in die Erde geschaufelt hat, die weißen, von Aasvögeln abgefressenen Gerippe der Unbeerdigten, — diese Tausende und aber Tausende, auf Wagen geladen, die drei Tage lang und drei Nächte an euch vorbeiziehen würden. Und hinter ihnen, meine Lieben, zehn Tage und zehn Nächte hindurch der Zug der Hinterbliebenen, — diese Witwen und Waisen, diese ihrer Stützen beraubten Eltern, diese hoffnungslosen Bräute und verzweifelten Geschwister, die alle ihre Wehklagen zum Himmel hinaufschreien, der nichts zu hören und nichts zu sehen vorgibt. Und die Redegewandtesten unter den Überlebenden möchte ich aufrufen, daß sie vor euch und den gewissenlosen Anzettlern dieses Krieges eine anschauliche Schilderung aller Entbehrungen und Scheußlichkeiten, aller Todesangst und Lebensnot anbrächten, — aller Verwilderung und Roheit dieser auf den

befohlenen Mord eingeschworenen Menschenbestien, — eine Schilderung der erbärmlichen Machenschaften habgieriger Betrüger, die aus dem Elend dieser Hunderttausende ihren Vorteil ziehen. Glaub' mir, Ilja, weder du noch irgend ein andrer würde dann noch den Mut haben, sich patriotisch zu gebärden!"

Sonja war hinter ihres Mannes Stuhl getreten und hatte begütigend ihre Hand auf seine Schulter gelegt. Paul Alexandrowitsch starrte mit großen feuchten Augen den Krüppel an. Tatjana weinte leise vor sich hin, unfähig sich zu beherrschen. Die Slukoffs sahen scheu von der Seite zu dem verbitterten Sprecher hinüber, und keiner wagte den Mund aufzutun.

„Was bin ich denn so, wie ihr mich da seht?" grollte Dmitri Iwanowitsch. „Bin ich etwa noch zu irgend etwas auf dieser Welt nütz? Eine hilflose, unbrauchbare Sache, die sich selbst und allen andern im Wege ist!"

„Dmitri!" — unterbrach ihn Sonja flehend.

Er aber beharrte darauf:

„Es ist so, wie ich sage. Das ist kein Leben, wenn man fortwährend auf fremde Hilfe angewiesen ist und überall Mitleid erregt. Man mag es drehen, wie man will: ich revoltiere gegen dieses Mitleid, ich bin ungerecht gegen euch alle, — es gibt Stunden, wo ich euch hasse um eurer beständigen Fürsorge willen, und jeder Mensch, dem ich begegne, ist mir ein Mitschuldiger an diesem verbrecherischen System, das mich zum Krüppel gemacht hat."

„Wie du über das Ziel hinausschießt," sagte Ilja Iwanowitsch, indem er unruhig mit seinem Stuhl zurückrutschte und einen Versuch machte, dem Gespräch eine heitere Wendung zu geben; „als ob wir unschuldigen Lämmlein diese verdammten Kriege erst erfunden hätten! Sie scheinen doch wahrhaftig

zum Ewigkeitsbestand der Weltordnung zu gehören. Was soll man dagegen tun?"

Paul Alexandrowitsch hob abwehrend seine Hand, um anzudeuten, daß er jetzt reden wollte.

„Warum haben wir uns in Tausenden von Jahren," fragte er, „von Tausenden erbsässiger Gewohnheiten und Anschauungen frei gemacht, nur von dieser nicht? Warum gehen wir über alles Alte zu neuen Erkenntnissen hinweg, brüsten uns jeglicher Errungenschaft der Zivilisation und bleiben doch an dieser viehischen Barbarensitte haften? Das will ich dir sagen, Ilja Iwanowitsch: nur darum, weil unsre ganze Zivilisation eine elende Tünche ist, ein heuchlerisches Augenverdrehen, — sonst nichts, — und weil wir uns immer noch dieses bequeme Ventil offen halten mögen, an dem unsre gemeinen Raubtierinstinkte sich bisweilen ungestraft austoben können. Wenn wir das wären, Ilja Iwanowitsch, wofür wir uns beständig ausgeben und gehalten werden wollen, nämlich gesittete und wohlerzogene Menschen, dann gäbe es keine Kriege mehr. Wir würden jeden in Ketten legen lassen, der davon spräche. Was ist das, frage ich? Der Staat wirft sich zum Schutzherrn der Religion auf, die da lehrt: du sollst nicht töten. Er bestraft jede Beleidigung dieser Religion und zwingt durch seine Machtmittel unter ihre Herrschaft die Seelen. Und dann befiehlt uns dieser selbe Staat den Mord! Man sage nicht, daß wir zu dumm sind, diesen Widerspruch zu erkennen. Wir sind bloß zu verworfen, als daß wir ihn erkennen möchten."

Eifrig nickte Dmitri Iwanowitsch.

„So ist es — genau so. Weil aber unsre Feigheit fast ebenso groß ist wie unsre Verworfenheit, haben wir diese Menge großer Worte erfunden, damit sie uns trunken machen

und uns anreizen scheinbar rühmliche Dinge zu begehen, die in Wahrheit elende Verbrechen sind."

Ilja Iwanowitsch riß die Augen auf, zog die Schultern hoch und machte ein verzweifeltes Gesicht. Er war außer sich über diese erregten Auseinandersetzungen, die ihn um seine Ruhe brachten. Jetzt bemühte sich Grigori, dem Gespräch eine andre Wendung zu geben.

„Was hörst du von Wassil, Onkel Dmitri?" fragte er.

Sonja, hinter dem Stuhl ihres Gatten, beschwor ihn durch Zeichen. Aber der Major griff schon die Frage auf.

„Von Wassil!" rief er und stampfte mit seiner Krücke auf den Boden. „Oh — wir werden ihn wiedersehen. Für ihn ist keine japanische Kugel gegossen. Aber wie werden wir ihn wiedersehen? Was steht in dem ärztlichen Rapport, Sonja? — Ach ja! Ein chronischer Bronchialkatarrh, das heißt also: eine beginnende Lungenschwindsucht. Ein hübsches Geschenk für einen Neunzehnjährigen, — nicht wahr? Zum Ruhme des Vaterlandes, Ilja Iwanowitsch, hörst du, für die Ehre! Für Kaiser und Reich! Für die Diebe in den Ministerien, für den famosen Vizekönig und die Herren Armeelieferanten."

Mit äußerster Anstrengung beherrschte sich Sonja Pawlowna.

„Sicherlich siehst du zu schwarz, Däterchen," sagte sie sanft.

„Du wirst ja sehen, meine arme Sonja," gab er zurück, „wenn du erst zwei Krüppel auf dem Halse haben wirst."

Jetzt erhob sich Tatjana. Sie war totenbleich und zitterte. Es war ihr unmöglich, diese schrecklichen Dinge noch länger mit anzuhören. Sie gab Anna Nikolajewna einen Wink, die sofort verstand und froh war aus dem Zimmer zu kommen. Die beiden Frauen gingen Arm in Arm miteinander hinaus.

„Und Sascha wird also dauernd dein Geschäft hier leiten, Paul Alexandrowitsch?" fragte Ilja.

„Nicht mein Geschäft," antwortete der Alte. „Ich habe bewiesen, daß ich nichts verstehe, wie du weißt. Sascha hat für sich und seine Schwestern gerettet, was noch zu retten war. Ich habe nichts mehr damit zu tun."

„Aber ich bitte dich!" eiferte der andre, „wie kannst du nur so sprechen. Du hast nichts versäumt, das mindeste nicht. Du hast bis in dein hohes Alter gearbeitet, wie kaum ein zweiter. Sag nichts! Ich kann das beurteilen, ich weiß, was du geleistet hast. Ich bin ein Stümper gegen dich."

Seine Gutmütigkeit riß ihn fort, dem armen Greis Angenehmes zu sagen und ihn aufzurichten. Aber Paul Alexandrowitsch schüttelte den Kopf.

„Am Ende des Weges zeigt es sich, was man erreicht hat, Ilja Iwanowitsch. Was hilft mir die reichste Saat auf den Halmen, wenn vor dem Schnitt ein Wetter sie zerschlägt? Wir waren immer Antipoden, nicht wahr? Nun aber ist die Sonne bei dir stehen geblieben, indessen es beständig Nacht war um mich her. Dadurch ist bewiesen, daß der Kluge von uns beiden du bist."

„Es ist nichts erwiesen, als daß ich mehr Glück gehabt habe," widersprach Ilja.

„Das eben ist dein Verdienst und meine Schuld."

Slukoff zwang sich zu lächeln.

„I! Du treibst deinen Scherz mit mir, Brüderchen!"

Da erwiderte der Greis:

„Das Glück ist mit den Leichtblütigen, Ilja Iwanowitsch, wie eine Dirne, die es vielleicht einmal auch mit einem Ernsten und Stillen flüchtig versucht, aber ihm bald wieder davonläuft zu denen, die lachen und guter Dinge sind. Du hast es festgehalten, ich habe es vertrieben."

Und Ilja Slukoff konnte nun doch der Versuchung seiner Eitelkeit, sich zu brüsten, nicht widerstehen.

„Habe ich dir das nicht immer gesagt, Paul Alexandrowitsch?“ hielt er ihm vor, „daß man sich weder an Menschen noch an Dinge anklammern dürfe! Man muß es mit ihnen machen, wie die Bienen mit den Blumen, — alles Gute und Süße herausholen, was sie geben können, und sie stehen lassen, sobald sie nichts mehr für uns haben. Darin hast du recht, mein Lieber, daß du zu schwerfällig gewesen bist, und es gar zu wichtig und ernst getrieben hast mit deiner Moral und mit dieser Lauterkeit der Mittel. Der Baum, der nicht nachgibt vor dem Winde, der wird umgebrochen, — das war immer so.“

„Ihr seid beide auf falscher Fährte,“ nahm Dmitri wieder das Wort. „Es ist weder der Zufall, noch die bessere oder schlechtere Einsicht des einzelnen, was den Erfolg oder den Untergang herbeiführt. Das sind diese wahnwitzigen Suggestionen falscher Begriffe, von denen die Gesamtheit beherrscht wird, das ist dieser Köhlerglaube an die heilige Autorität von Vorurteilen und Irrlehren, denen wir unsern freien Willen und unser Selbstbestimmungsrecht fortgesetzt ausantworten. Was hilft es dem einzelnen, wenn er die Torheit und Verwerflichkeit gewisser Grundsätze und Anschauungen erkennt, sofern ihm die Gesetze der Machthaber die Befolgung zur Pflicht machen, und solange es eine Mehrzahl gibt, die sich zu Bütteln dieser Gesetze gebrauchen läßt?“

„Ich will dir zugeben,“ erwiderte Ilja, „daß alle menschlichen Einrichtungen unvollkommen sind. Du wirst aber nicht behaupten wollen, daß wir es jemals zu einer absoluten Vollkommenheit, die allem gerecht wird, werden bringen können. Und diese Mehrheit, von der du da sprichst, Dmitri, würde sicherlich nicht vorhanden sein, wenn die bestehende Ordnung nicht

zahlreichen Menschen ebenso viele Vorteile brächte, wie andern Nachteile. Was hilft es, sich aufzulehnen? Du sagst es ja selbst! Das Geheimnis besteht einfach darin, daß man es lernt, sich anzupassen."

„Wir wollen gehen," sagte Paul Alexandrowitsch und erhob sich. Da wurde Ilja Iwanowitsch von einem beschämenden Gefühl ergriffen — diesem Unterlegenen gegenüber, der an innerer Größe so weit über ihn hinausragte. Er nahm mit einer herzlichen Zudringlichkeit beide Hände des Alten und bat:

„Nicht in Verstimmung, Paul Alexandrowitsch."

„Nein, nein," versicherte der, „wenn man mit Gott erst zerfallen ist, dann ist man versöhnt mit den Menschen. Übrigens — ich höre von Sascha, daß du um mein Landgut handelst. Ihr könnt nicht zusammenkommen. Du weißt doch, daß du immer noch ein gutes Geschäft machen würdest. Warum knauserst du also?"

Ilja zuckte die Achseln und erklärte verlegen:

„Ich will Warja darauf setzen, wenn er sich einmal verheiratet. Es ist also nicht allzu dringend für mich, wie du siehst, während Sascha durchaus verkaufen muß. Wir sind Kaufleute, — nicht wahr?"

„Natürlich, — natürlich —" sagte Scheibler.

„Nun aber setzt euch noch ein wenig," bat Slukoff, „damit wir doch auch im Frieden miteinander reden können. Ich bitte euch. Ich wünsche so sehr, daß wir als Freunde auseinander gehen. Habt ein Einsehen."

Er nötigte Paul Alexandrowitsch von neuem Platz zu nehmen.

„Gut," sagte der Alte, „holt Tatjana und Anna Nikolajewna, — wir wollen bleiben, bis sie kommen."

„Also nach Deutschland?" fragte Ilja Iwanowitsch; „und wohin da, wenn du es mir sogen willst?"

„Nach Wiesbaden. Wir werden Saschas Villa beziehen — vor dem Neroberg.“

„Und ihr wollt wirklich alle auswandern?“

„Alle mit Ausnahme von Sascha und seiner Frau und seinen Kindern.“

„Und was sagt Sofia Wassilowna dazu? Geht es ihr gut?“

„Es geht ihr gar nicht gut,“ antwortete Sonja an Scheiblers Stelle, da sie ihm anmerkte, wie lästig das Sprechen ihm schon fiel. „Seit dem Tode von Cyril Basilowitsch ist sie fast teilnahmslos geworden und ihre Gesundheit macht uns schwere Sorgen.“

„Ja, ja — es ist wirklich viel, was ihr durchgemacht habt in dieser kurzen Zeit,“ sagte Slukoff, beeilte sich aber sogleich, neuen Auslassungen darüber aus dem Wege zu gehen, indem er tröstete:

„Ihr werdet euch in dem schönen Wiesbaden einbauen und werdet warten, bis diese schrecklichen Stürme hier bei uns sich ausgetobt haben werden. Wenn es aber wieder still davon geworden ist, dann wird das alte, herrliche Rußland euch sicherlich heimlocken. Und das wird schneller kommen, als ihr denkt.“

„Meinst du?“ fragte Dmitri Iwanowitsch mit einem bittern Lächeln. „Ich sage dir, — diese schrecklichen Stürme haben erst begonnen. Die Verzweiflung über diesen frevelhaften Krieg hat Rußland aus seinem Stumpfsinn aufgerüttelt und bis in die Bauernhütten die Erkenntnis hineingetragen von der Erbärmlichkeit, von der Ohnmacht, von der Gewissenlosigkeit, die ein Hundertmillionenvolk zugrunde regieren. So sicher, wie uns Japan einen schmachvollen Frieden diktieren wird, so sicher werden wir untereinander uns zerfleischen.“

„Du hörst doch,“ widersprach Ilja, „daß der Zar eine Art Konstitution geben will —“

Dmitri lachte laut auf.

„Eine Art Konstitution!“ höhnte er. „Den Bruchteil eines Versprechens auf die Zeit, wenn Ostern in den Januar fällt. Setzen wir den Fall, daß der Zar wirklich zur Einsicht gekommen wäre. Er mag ein guter und sanftmütiger Mensch sein, — das glaube ich. Was ich aber nicht glaube, und was du ebenso wenig glaubst, Ilja, wie irgendein Vernünftiger in Rußland, das ist, mein Lieber, daß die in Wahrheit Regierenden ihm erlauben werden, mit dem alten System zu brechen. Die Zeit aber, da man das Volk mit Versprechungen trösten oder mit Rutenstreichen zur Ruhe bringen konnte, wie ein ungebärdiges Kind, — die ist vorüber.“

Während Tatjana und Anna Nikolájewna wieder in den Saal traten, stemmte Dmitri seine Krücke gegen den Boden und stützte sich mit der rechten Hand auf Sonja, um sich mühsam zu erheben. In seiner kläglichen Ohnmacht eines gefesselten Riesen stand er da. Er streckte den Arm aus und wies auf Paul Alexandrowitsch.

„Einer der edelsten und besten Männer Rußlands!“ rief er mit lauter, grollender Stimme. „Verfolgt, angefeindet, ruiniert, seiner Söhne beraubt, an Leib und Seele gebrochen durch die Sünden seines Vaterlandes, — eines aus den Hunderttausenden von Opfern, die dieser verbrecherische Krieg gefordert hat, — einer von den Millionen, deren Elend um Rache schreit. Um dieser Märtyrer willen werden Ströme von Blut fließen. Durch ungeheure Freveltaten der Geknechteten werden die entsetzlichen Frevel der Herrschenden bestraft werden. Ein Bürgerkrieg, wie er schrecklicher noch nie erlebt wurde, wird Rußland die Freiheit oder den Untergang bringen.“











